



Morgenländische Märchen

nacherzählt
von

München
Verlegt bei Georg Müller

1924

Copyright 1924 by Georg Müller Verlag A.-G. München
Printed in Germany

E. v. ... 1936

Morgenländische Märchen

n a d e r z ä h l t

v o n

W i l h e l m K u l a n d

M ü n c h e n

Meiner lieben Cläre

Vorwort

Wiederholter Aufenthalt im Orient führte mich dazu, diese ausgewählten Märchen zu sammeln. Vieles ist altes Erbgut, das Jahrhunderte hindurch verschüttet war. Ich sah von Tanger bis Kairo groß und klein sich im Kreis um ihn kauern, sobald auf dem Marktplatz im Eingeborenenviertel des berufsmäßigen Märchenerzählers Stimme ertönte: »Jetzt höret wieder eine Geschichte!«

Meine freie Fassung macht daher diese nachdenklichen Geschichten auch für die reifere Jugend geeignet. Ich hoffe, daß die Einfalt und schlichte Tiefe dieser alten Märchen dem abendländischen Leser mancherlei verschwingende Werte erschließt, an denen das Morgenland so reich ist.

*

Der königliche Einsiedler

Ein König saß eines Tages am Fenster seines Palastes, als seine Gemahlin hinzutrat, um eigenhändig seine Haare zu ordnen. Da bemerkte sie bei ihm das erste graue Haar und sprach: »Herr, ein Sendbote ist für dich angekommen.« Der König befahl, er möge erscheinen. Die Königin zeigte ihm das graue Haar und sprach: »Siehe hier dieses ehrwürdige Haar! Es mag als König unter den anderen gelten; denn ist es nicht ein Sendbote der Gottheit?«

Der König betrachtete es nachdenklich und entgegnete: »Das erste graue Haar ist wie ein Schwert des Greisenalters, das mit der Jugend und dem Mannesalter aufräumt.« Hierauf versank er in Sinnen und wurde niedergeschlagen. Da redete die Königin, welche jünger war, ihm also zu: »Wenn du um deiner vorgerückten Jahre willen beschämt und bekümmert bist, dann laß durch Trommelschlag verkünden, daß niemand in Gesprächen oder Reden dein Alter erwähnen darf.«

Dieser Vorschlag mißfiel dem König, und er erwiderte: »Ich schäme mich meines Alters nicht, wohl aber bin ich bedrückt, wenn ich an folgendes denke: Sobald bei meinen Ahnen die ersten Sendboten des Alters auf ihrem Scheitel sich zeigten, stiegen sie herab vom Thron und überließen ihren Platz der Jugend. Sie selber zogen sich als fromme Büsser in die Waldeinsamkeit zurück. Mich muß erst ein anderer an diesen heiligen Brauch meiner Vorfahren erinnern. Darum will ich noch heute der Königswürde entsagen. Weil unser Sohn aber noch Milch am Munde hat, werde ich dich, die du ein kluges Weib bist, dazu ausersehen, daß du den Knaben zu meinem würdigen Nachfolger erziehst.«

Die Königin erwiderte: »Dies sei fern von mir. Ich werde wie dein Schatten an deiner Seite bleiben, wohin du auch immer pilgern magst. Unser Kind soll unter deinen erprobten Ratgebern heranwachsen wie ein junger Baum des Waldes.« Alsdann übergab der König seinem Sohn die Herrschaft über die Stadt, welche Potana genannt ward, und ging als Einsiedler in die Wälder, begleitet von der Königin und deren Amme. Sie errichteten eine Hütte aus Schilf und führten ein gottgefälliges Leben. Es begab sich, daß die Königin nochmals Mutter eines zweiten Sohnes wurde. Das Kind glich jenen Waldkräutern, die im Dunkel derart leuchten, daß sie Lampen ähneln, die kein Öl bedürfen. Neun Tage nach der Geburt des Knaben starb dessen Mutter, und bald darauf starb auch die Amme, wie wenn sie den Wunsch gehabt hätte, ihrer Herrin zu folgen.

Seitdem nährte der Vater das Kindlein mit Büffelmilch, und er behütete es mit erhöhter Zärtlichkeit. Vater und Sohn verbrachten den Kreislauf der Jahre in der Lebensweise frommer Einsiedler. Ihre Speise waren Früchte, Getreide und wilde Reiskörner sowie die Milch der Kühe.

Einst wurde dem jugendlichen König die Nachricht überbracht, seinem Vater sei während seines Waldlebens ein zweiter Sohn geboren worden, und er überlegte lange: Wie könnte ich meinen jüngern Bruder, nach dessen Anblick mein Herz sich sehnt, ständig in meine Nähe bringen? Auch grämte er sich, weil sein Bruder schon in frühester Jugend die Beschwerden des Büsserlebens auf sich nehmen mußte. Er beschloß, ihn mit List an seinen Hof zu bringen. Er ließ seine Tochter kommen und sprach: »Kleide dich in ein männliches Büssergewand und begib dich in den Büsserwald zu meinem Vater und meinem jüngern Bruder. Errege seine Weltlust und verleite ihn, zu mir zu kommen; denn ich sehne mich nach ihm.«

Die Tochter machte sich auf den Weg und traf im Walde mit dem Jüngling zusammen. Weil er einfältigen Herzens war, hielt er sie für einen jungen Mann und bot ihr die Waldfrüchte an, die er soeben gesammelt hatte. Sie aber verschmähte die wenig schmackhafte Kost und gab ihm von ihrem mitgebrachten süßen Obst zu kosten. Da fand er zum erstenmal die gewohnten Waldfrüchte ungenießbar. Während sie im Grase lagerten, strich er über ihre Hände und fragte: »Wie kommt es, Fremdling, daß deine Hände zierlicher und zarter sind als die meinigen?« Sie antwortete: »Das kommt von den süßen Früchten, die wir drüben in dem anderen Büberwald in Hülle und Fülle genießen. Würdest du statt der herben Waldfrüchte unsere Zuckerfrüchte essen, dann wären deine Hände zart und zierlich wie die meinigen. Darum folge mir in unsere Einsiedelei, welche Potana genannt wird.« Wie sie dies geredet hatten, sahen sie von fern den Vater des Jünglings herankommen. Da floh sie wie eine Gazelle davon; denn sie fürchtete sich vor dem Fluch eines Bübers, der stets in Erfüllung geht. Während der Vater seiner Hütte zuschritt, irrte der Knabe wie ein Wild im Walde umher, um den jugendlichen Fremdling mit den zierlichen und zarten Händen wiederzufinden. Unterwegs traf er mit einem Menschen zusammen, der einen Wagen mit zwei Pferden lenkte. Seine Frau saß drinnen im Wagen. Der Büberknabe grüßte die beiden, und die Frau fragte ihn, wohin er wolle. Er antwortete ihr: »Väterchen, ich suche den Weg nach einer Einsiedelei, die Potana genannt wird.« Da hieß ihn die Frau in den Wagen einsteigen, weil auch sie beide dorthin wollten.

Ihren Mann aber hatte sie vorher heimlich gefragt, warum wohl der Knabe sie Väterchen nenne. Jener gab ihr leise den Bescheid: »In diesem Wald, aus dem jener stammt, gibt es keine Frauen; darum hält er dich für einen Mann.« Während der Fahrt fragte der Knabe den Fuhrmann, warum er Gazellen an sein Gefährt spanne. Das sei doch wohl einem Einsiedler nicht erlaubt. Jener erwiderte: »Ei, das ist nun einmal das Los dieser Gazellenart.« Dann gab ihm die Frau Obst zu kosten, und er erinnerte sich sogleich der süßen Früchte, die der verschwundene Fremdling ihm geschenkt hatte, und sein Verlangen, in dessen Einsiedelei zu kommen, wuchs.

So erreichten sie die Stadt, und als sie am Königspalast vorbeifuhren, erblickte die Königstochter den Jüngling. Sie erkannte ihn sogleich wieder, eilte zu ihrem Vater und rief: »Der Knabe, zu dem du mich ausgesandt hast, ist angekommen.« Darüber war der König hocheifrig. Er ließ den Fuhrmann reichlich beschenken, den Knaben aber ließ er auf einem geschmückten Elefanten in den Palast führen. Dort versammelte er seinen Hofstaat und sprach: »Sehet hier meinen jüngern Bruder!« Dann ließ er den Einfältigen durch weise Männer unterrichten und teilte später mit ihm den Thron, nachdem er zuvor eine würdige Gattin für ihn ausgesucht hatte.

Der königliche Einsiedler verbrachte unterdessen kummervolle Jahre. Über die Trennung von seinem Sohn weinte er so viel, daß seine Augen erblindeten. Er wollte nicht, daß es die Menschen draußen in der Welt erführen. Die Bewohner des Büberwaldes sorgten um sein Wohlergehen.

Einst erwachte der jüngere der beiden Könige um Mitternacht und gedachte seines Vaters. Er fand keinen Schlaf mehr; denn die Reue über seine Undankbarkeit kroch wie eine Schlange über sein Herz. Frühmorgens begab er sich zu seinem Bruder und sprach: »Erlaube mir, zu meinem Vater zu gehen und seine Füße zu küssen.« Der König erwiderte: »Laß mich mit dir gehen; denn mich beseelt das gleiche Verlangen.«

Als bald begaben die beiden Brüder sich mit einem großen Gefolge in den Wald und fanden den Vater, wie er vor seiner Schilfhütte saß. Der Greis hörte die Stimmen vieler Menschen, die ehrfürchtig seinen Namen aussprachen, dazwischen das Stampfen und Wiehern von Pferden.

Dann vernahm er die Stimmen seiner Söhne, die angesichts des ganzen Gefolges zu ihm sprachen: »Vater, siehe deine beiden Kinder, die gekommen sind, um deine Füße und den Saum deines Gewandes zu küssen!«

Der Greis betastete sie beide und zog sie dann weinend an sein Herz. Und siehe, seine Tränen heilten seine Blindheit. Alle, die es sahen, erstaunten und neigten sich vor der geheiligten Person dieses erhabenen Mannes. Sein Name, welcher Somaandra lautet, lebte seitdem unvergänglich im Gedächtnis der Nachwelt.

*

Der verkleidete Jüngling

Ein greiser Brahmane, der einen Bittgang zu einem Heiligtum gemacht hatte, betrat auf der Heimreise einen Garten, der berühmt war als Garten der tausend Palmen. Als er auf einem der verschwiegenen Wege umherwandelte und sich an der reichen Blütenpracht ringsum ergötzte, die süße Dufte verhauchte, da gewahrte er hinter einem Busch einen schöngekleideten Jüngling, der leblos am Boden lag. Er hob ihn auf, trug ihn auf einen Ruhesitz in der Nähe und rief seine Lebensgeister zurück, indem er ihn mit Wasser besprengte. Dabei betrachtete er die zierliche Gestalt und die zarten Gesichtszüge des Ohnmächtigen und sprach zu sich selber: »Man möchte diesen Jüngling eher für ein Mädchen halten.«

Als der Jüngling das Bewußtsein wiedererlangt hatte und von dem Dienst erfuhr, den der Greis ihm erwiesen hatte, senkte er die Augen und wollte sich mit leisen Dankesworten entfernen. Der Alte aber forderte ihn auf zu verweilen und fügte mit mildem Ernst hinzu: »Vergebens verbirgst du vor mir den geheimen Kummer, der deine Augen beschattet; darum gestehe mir als einem silberhaarigen Mann, warum vorher dir die Sinne schwanden.«

Da neigte der Jüngling ein andermal das Haupt und murmelte: »Freudiger Schreck machte mich bewußtlos, und ich schäme mich meiner törichten Verliebtheit und mädchenhaften Weichheit.« Über dieses Geständnis lächelte der Greis in verstehender Nachsicht; dann ergriff er die Hand des Jünglings, sah ihn forschend an und sprach: »Wenn deine Liebe rein ist wie weißer Lotus, dann ist sie eine Eingebung der Gottheit, und du brauchst dich ihrer nicht zu schämen.« »Sie ist so rein wie das klare Mondlicht,« beteuerte der Jüngling; »aber trotzdem werde ich den Gegenstand meiner Liebe niemals gewinnen.«

»Wer ist sie?« fragte hierauf der Greis, und der Jüngling gestand ihm Folgendes: »Sie ist die Tochter des reichen Mannes, dem dieser Garten der tausend Palmen gehört, der seinen Mitbürgern offen steht. Während der beiden Stunden, da der Garten geschlossen bleibt, wandelt sie täglich mit ihren Freundinnen oder Dienerinnen hier umher. Ich sah sie das erstmal, ohne es zu wollen. Seitdem konnte ich dem Zwang nicht widerstehen, sie täglich unbemerkt hinter diesen Büschen zu beobachten. Heute begegneten sich unsere Blicke, und da verließen mich die Lebensgeister.« Er schwieg und wandte verschämt das Antlitz ab.

Der Greis sann eine Weile nach; dann begann er: »Wenn ich recht sehe, bist du von edler Herkunft und meines Beistandes nicht unwürdig. Wohlan, wenn du reinen Herzens bist und es bleibst, dann bin ich bereit, dir jene Jungfrau als Gattin zu gewinnen. Allerdings müßt ihr beide mir helfen, ihren Vater zu überlisten.« Der Jüngling dankte dem Greise und fügte hinzu: »Ich verspreche dir, reinen Herzens zu bleiben und werde allen deinen Anordnungen folgen wie ein williges Kind.«

Hierauf gingen sie zusammen in einen Basar. Dort kaufte der Alte ein Mädchengewand und forderte den Jüngling auf, es anzulegen. Dann begab er sich mit dem verkleideten Jüngling in das Haus des reichen Mannes, dem der Garten der tausend Palmen gehörte. Dieser begrüßte den Greis voll Ehrfurcht als Brahmanen und Pilger, und jener segnete ihn mit den Worten: »Die Gottheit, die eine Brücke über das Meer baute und einen Berg in die Hand nahm, möge ständig dein Beschützer sein!«

Der Reiche dankte ihm für den Segensspruch und fragte: »Woher kommst du, ehrwürdiger Vater?« Der Greis erwiderte: »Ich komme von den heiligen Ufern des Ganges. Dort ist meine Heimat. Wegen Hungersnot ist mein Sohn mit seinem Weib und seinem Knaben ausgewandert. Dies Mädchen blieb bei mir. Nun möchte ich die Meinigen suchen und bitte dich, das Mädchen zu hüten, bis ich zurückkehre.«

Der Reiche überlegte bei sich: Wenn ich dieses Mädchen nicht behüte, dann könnte der Greis mir fluchen und mein Besitz möchte mir verlorengehen, weil er ein heiligmäßiger Mann ist, dem die Gottheit alles erfüllt. Darum sprach er: »Es sei.« Er rief seine Tochter und übergab ihr das Mädchen als Gespielin, und der Greis entfernte sich mit herzlichen Dankesworten.

Die Tochter des reichen Mannes gewann die neue Gespielin um ihrer Anmut und Artigkeit willen bald lieb. Eines Tages sprach die neue Gespielin zu ihr: »Du hast einen geheimen Kummer; möchtest du ihn mir wohl anvertrauen?« Darauf entgegnete die Tochter des Reichen: »Laß mich dir gestehen, was mein Inneres bewegt. Als ich vor einiger Zeit im Garten meines Vaters mit meinen Freundinnen umherwandelte, beobachtete mich mehrmals hinter den Büschen verstohlen ein Jüngling. An ihn muß ich immer denken, und ich möchte ihn wiedersehen.« Da sprach die neue Gespielin: »Soll ich dir dazu behilflich sein?« Jene erwiderte: »Tue es.«

Da ergriff das fremde Mädchen ihre Hand und sprach: »Sieh mich näher an; ich bin jener Jüngling.« Da weiteten ihre kindlichen Augen sich erschreckt; aber der verkleidete Jüngling kniete vor ihr nieder und sprach mit gesenktem Haupt: »Tue mit mir, was dir beliebt. Um deinetwillen ertrage ich den Tod.« Da faßte sich die Tochter des reichen Mannes, und sie fragte leise und furchtsam: »Was soll mit uns geschehen?« Der Jüngling erhob sich und rief: »Sei guten Mutes!« Dann überredete er sie, mit ihm heimlich zu fliehen; denn der gütige Greis, auf dessen Anordnung er sich verkleidet habe, erwarte sie beide, und er habe ihm versprochen, alles zu einem guten Ende zu führen.

Am andern Morgen war die Tochter des Reichen und ebenfalls ihre Gespielin nirgendwo im Hause zu finden. Vor dem Vater aber erschien der greise Brahmane, begleitet von einem Jüngling, und sprach: »Herr, ich habe den Sohn meines Sohnes wiedergefunden. Gib mir nun seine Schwester zurück, die ich dir anvertraut habe.« Der Angeredete war ratlos und erwiderte ihm: »Meine Tochter und jenes Mädchen sind verschwunden. Ich lasse überall nach ihnen forschen. Komme nach Sonnenuntergang wieder.«

Darauf entfernte sich der Greis mit dem Jüngling. Eine Stunde darauf fanden die suchenden Dienerinnen die Tochter schlafend und wohlbehalten im Garten. Sie erzählte, was nach ihrer Erinnerung sich zugetragen hatte: sie sei am Abend mit ihrer Gespielin im Garten umhergewandelt, habe jene aus den Augen verloren und bis zur Stunde zwischen Wachen und Träumen auf ihre Rückkehr gewartet. Und sie schloß also ihre Rede: »Mir ist keine weitere Erinnerung geblieben von dem, was inzwischen geschehen ist.« Der Vater herzte zärtlich die wiedergefundene Tochter und gedachte sodann nicht ohne Besorgnis des greisen Brahmanen.

Vor Sonnenuntergang erschien dieser ein zweites Mal, begleitet von dem Sohn seines Sohnes und sprach: »Herr, gib mir das artige Mädchen zurück, das ich deiner Obhut anvertraut habe.« Und der Reiche mußte ihm eingestehen, daß das Mädchen spurlos verschwunden sei und niemand ihren Aufenthalt wisse. Wie er dann den Jüngling näher betrachtete, fand er Gefallen an ihm und gab ihm zum Ersatz für das verschwundene Mädchen seine Tochter zur Frau. Mit dieser Lösung

waren alle drei einverstanden.

*

Die Hexe

Ein reicher Jüngling sprach einst zu seinen Eltern: »Keine der Jungfrauen dieser Stadt erregt mein Gefallen, so daß ich eine zur Frau begehre; darum erlaubt mir, in die Fremde hinauszugehen, um dort die euch passende Schwiegertochter zu suchen.« Seine Mutter erwiderte: »Wenn du draußen so wählerisch bist, als du es in deiner Vaterstadt gewesen bist, dann magst du wohl ohne die gesuchte Braut heimkehren.« Und sein Vater fügte hinzu: »Ich fürchte, daß die Rede deiner Mutter dem Regen gleicht, der auf eine Sandwüste fällt, und ich bedauere, dich nicht in deiner Kindheit der Landessitte gemäß einem Mädchen anverlobt zu haben.« Diese Worte schmerzten den Jüngling, und er senkte die Augen. Der Vater sprach weiter: »Willig lassen wir dich ziehen, wenn du mir gelobst, bei deiner Heimkehr eine Jungfrau dieser Stadt, die mir eine zweite Heimat geworden ist, alsbald zur Frau zu nehmen, wofern du draußen in der Fremde die gesuchte würdige Braut nicht findest.« Darauf gelobte der Jüngling seinen Eltern feierlich: »Die erste Jungfrau, die mich draußen mit wahrer Zuneigung beseelt, werde ich zur Gattin begehren, wer immer sie auch sei, falls sie wert ist, eure Tochter zu werden.«

Hierauf ritt er von dannen, begleitet von einem treuen Diener und mit reichen Geldmitteln versehen. Auf seiner Wanderung kam er in eine fremde Stadt, in der ein Vollmondfest gefeiert wurde. Er stellte sich auf dem Marktplatz unter die Menge und betrachtete das Tanzspiel, das von sieben Männern und sieben Frauen vor dem Statthalter aufgeführt wurde. Seine Augen erfreuten sich an den glitzernden, gleitenden Gestalten, die aus behender Geschmeidigkeit blitzschnell zu feierlicher Ruhe erstarrten.

Dann erstaunte er über zweierlei: unter den Frauen war eine rehägige Jungfrau, die tanzte so lieblich, wie er es niemals von einem Menschen beobachtet hatte, und zudem war sie die schönste der sieben Frauen. Über die Anmut ihrer Züge und ihres Tanzes staunte der Jüngling. Der Statthalter aber auf seinem erhöhten Sitz hatte so strenge Züge, wie er sie noch niemals bei einem Menschen beobachtet hatte, und weder das Tanzspiel noch die Begleitmusik schien ihn zu erfreuen. Darüber mußte der Jüngling ebenfalls staunen.

Jene Tänzerin, die der Fremdling vornehmlich bewunderte, trug einen Schleier, darin waren ungezählte Goldsterne eingewebt. Ein Nebenstehender erklärte ihm auf Befragen: »Diese Tänzerin ist die Tochter eines berühmten Sterndeuters aus dieser Stadt; darum trägt sie bei dieser Feier ihren vielbewunderten Sternenschleier.« Und der Jüngling, von einer heftigen Neigung erfaßt, beehrte das schöne Mädchen zum Weibe.

Als die Tochter des Sterndeuters am nächsten Tage in dem ausgedehnten Garten ihres Vaters allein umherwandelte, hielt der Jüngling sich hinter einem Busch verborgen wie eine Eule in ihrem Versteck. Dann trat er kühn hervor und bewarb sich um die Jungfrau. Weil er aber seine Werbung in ungeschickte Worte kleidete, reizte er ihre Lachlust, und da sie zudem kein Gefallen an ihm fand, wandte sie sich ab. Als der Werber dann anhub, auf seinen Reichtum zu pochen, wurde sie unwillig; denn ihr Vater war durch seine Künste selber ein vermögender Mann geworden. Im Übermaß der Leidenschaft war der Jüngling entschlossen, das Mädchen mit Gewalt zu entführen, eingedenk des Gelöbnisses, das er seinen Eltern abgelegt hatte. Aber sie entwand sich seinen Händen wie eine Antilope und ließ den Sternenschleier, der ihre Schultern bedeckte, in seiner Hand zurück. Der Jüngling entwich ebenfalls, aus Besorgnis, bestraft zu werden.

Scham und verletzter Stolz kämpften gegen seine Leidenschaft und durchglühten ihn wie brennendes Feuer. Ein verwegener Plan reifte während der schlaflosen Nacht in seinem erregten Herzen. Am andern Morgen erschien er vor dem Statthalter und sprach: »Herr, erweise mir, einem Fremdling, die Gnade, dich warnen zu dürfen. Vernimm dies: Vergangene Nacht habe ich vier Hexen bei ihrer Zusammenkunft belauscht. Als ich die gefährlichste unter ihnen ergreifen wollte, entwand sie sich meinen Händen und ließ diesen Schleier zurück. Außerdem habe ich drei Nägeleindrücke vorn an ihrer Brust hinterlassen; daran wird sie überführt werden.« Da verfinsterten sich die strengen Züge des Statthalters. Er ließ den Hauptmann der Leibwache kommen und sprach: »Seit altersher werden die Hexen, sobald man ihrer habhaft wird, in die Höhle vor dem Stadttor geworfen. Wenn die Besitzerin dieses Schleiers auch jung und schön sein sollte, möge sie die gleiche Strafe erleiden.«

Der Hauptmann entgegnete: »Herr, in dieser Stadt trägt nur eine Frau einen solchen Schleier, und zwar die Tochter des Sterndeuters.« Und der Statthalter entschied: »Dann soll sie die Strafe der Hexen treffen, wenn die Nägeleindrücke an ihrem Hals sie überführen.« Das Mädchen wurde dem Richter überliefert und der Schleier als ihr Eigentum festgestellt. Zudem fanden sich drei Nägeleindrücke an ihrem Halse vor. Als bald wurde sie hinausgeführt auf die Anhöhe vor dem Stadttor und dort in die Höhle geworfen.

Da geschah etwas Seltsames: während die Menschen droben wähten, die jugendliche Hexe liege tödlich verletzt im Höhleninnern, war drinnen ein Jüngling gestanden, der hatte die Bewußtlose geschickt in seinen starken Armen aufgefangen. Als es Nacht geworden war, kletterte dieser Mann an einer Strickleiter wieder hinauf, und in den Armen hielt er die, welche er liebte. Droben harnte mit den Reittieren sein treuer Diener, und beim Morgengrauen langten die beiden windschnellen Reiter in der Heimat des reichen Jünglings an.

Das geraubte Mädchen vermochte die Neigung des verwegenen Jünglings nicht zu erwidern. Er flehte sie an, ihm die gewaltsame Entführung zu vergeben und erzählte ihr von dem Schwur, den er geleistet hatte, daß er die erste Jungfrau, die ihn mit Liebe beseele, als seine Gattin heimführen werde. Seine Eltern bestätigten das Geständnis, rühmten ihren Liebreiz und führten sie durch die schönen Gemächer, die sie für die Schwiegertochter hergerichtet hatten. Da hörten ihre Tränen auf zu fließen. Sie hielten Hochzeit und wurden später eins wie Fleisch und Nagel an demselben Finger.

*

Der König und sein Diener

Ein König hatte einen Diener, der zwar klein und unansehnlich, aber von großer Treue für seinen Herrn beseelt. Deshalb behielt er ihn um sich, obgleich er seiner Gattin mißfiel. Auch der jugendliche Königssohn hatte den stets gefälligen Diener seines Vaters lieb gewonnen; denn jener, der äußerlich noch ein Knabe schien, spielte öfters mit ihm und lehrte ihn manche unterhaltende Spiele.

Eines Tages ging der König auf die Jagd. Als er heimkehrte, war die Königin soeben im Begriff, ein Opfer herzurichten, von dem sie sagte, eine Gottheit habe sie dazu aufgefordert, während ihr Gemahl draußen jagte. Durch dieses Opfer, so behauptete sie, würde der König die Weltherrschaft erlangen, jedoch unter der Bedingung, daß ein Mensch geopfert und sein Herz für das Königspaar zur Opferspeise hergerichtet werde, und zwar habe die Gottheit den Diener des Königs für dieses Opfer ausersehen.

Den König grauste vor diesem Opfer, und er erklärte, um diesen Preis wolle er auf die Weltherrschaft verzichten. Da schalt die Königin ihn einen Schwächling, der nicht würdig sei, den Thron seiner Vorfahren einzunehmen. Dies kränkte den König, und als die Königin fortfuhr, ihm die Herrlichkeit der Weltherrschaft auszumalen, begann er zu schwanken. So wurde die Tat beschlossen. Der König rief seinen Mundkoch heimlich zu sich, beschenkte ihn reichlich und sprach: »Die Gottheit hat mich wissen lassen, ich möge ihr um meines Reiches willen ein Menschenopfer darbringen. Wer daher morgen eine Stunde vor der gewohnten Tischzeit von mir zu dir entsandt wird mit dem Auftrag: »Bereite deinem Herrn alsbald ein gutes Mahl!« den strecke nieder, nimm sein Herz und bereite daraus eine Opferspeise für mich und die Königin!«

Am andern Tage sprach der König eine Stunde vor der gewohnten Tischzeit zu seinem Diener: »Mich hungert; begib dich zum Mundkoch und befehl ihm: »Bereite deinem Herrn alsbald ein gutes Mahl!« Hurtig eilte der Diener hinaus. Draußen im Schloßhof sprang ihm der Königssohn entgegen und rief ihm zu: »Soeben fand ich beim Spielen im Garten zwischen dem Kies dieses Klümpchen Gold. Ich bitte dich, eile doch sogleich zum Goldschmied und bringe mir dafür einen gleichen Fingerring mit, wie er vor kurzem einen für den König angefertigt hat; ich möchte damit meine Mutter überraschen.«

Der Diener freute sich über die Gesinnung des Knaben und entgegnete: »Gern will ich deinen Auftrag ausführen, wofern du inzwischen zum Mundkoch hinübereilst und an meiner Statt den Befehl des Königs ausrichtest: Bereite deinem Herrn alsbald ein gutes Mahl.« Damit eilte er fort, um den Wunsch des Königssohnes zu erfüllen. Dieser begab sich zu dem Mundkoch, um den Befehl des Königs zu überbringen. Und die grausige Tat geschah, wie das Königspaar sie vorbereitet hatte.

Nach einiger Zeit erschien der Diener vor dem König und suchte den Königssohn. Bei seinem Anblick entsetzte sich das Königspaar. Der Diener sprach: »Hoher Gebieter, vor einer Stunde bat der Königssohn mich drunten im Hofe, als ich im Begriff war, deinen Auftrag dem Mundkoch auszurichten, ich möge für einen Goldkiesel, den er zwischen dem Gartenkies gefunden hatte, bei Eurem Goldschmied diesen Fingerring erstehen, mit dem er die erhabene Königin, seine Mutter, zu erfreuen gedenkt, damit sie den gleichen Goldreifen trage wie Ihr. Ich habe seinen Auftrag ausgeführt, weil er versprach, inzwischen statt meiner Euren Befehl dem Mundkoch zu

überbringen, Euch alsbald ein gutes Mahl zu bereiten.«

Da schrie die Königin laut auf, und ihr Schmerz wurde zu Feuer, das sie wie eine Motte versengte. Sie fiel tot zu Boden. Der König aber stand, als sei er zu Stein geworden. Er übergab die Regierung einem Verwandten, ging in die Einsamkeit und verbrachte den Rest seines Lebens als Büsser.

*

Die Freundinnen

In einer Ortschaft lebten zwei alte Frauen mit Namen Buddhi und Siddhi, die waren Freundinnen und beide arm. Am Eingang des Ortes stand eine kleine Kapelle mit dem Bildnis eines Heiligen. Die alte Buddhi bezeugte diesem Heiligen dadurch ihre Verehrung, daß sie täglich sein Bethaus scheuerte. Eines Tages ließ der Heilige sie wissen: »Bitte dir eine Gnade aus!« Sie antwortete: »Gewähre mir so viel, daß ich sorgenlos leben kann.«

Seitdem fand die Alte täglich vor dem Heiligenbildnis einen Golddenar liegen, dadurch gelangte sie zu Reichtum. Galt ihr früher saure Reismilch, die sie leider niemals zu kosten bekam, als das köstlichste aller Gerichte, dann besaß sie bald ein Dutzend Rinder mit strotzenden Eutern. War sie bisher mit getrocknetem Kuhmist hausieren gegangen, dann konnte sie jetzt zwei Dienerinnen halten und Befehle erteilen. Ihre zerfallene Schilfhütte hatte sie mit einem zierlich getürmten Haus vertauscht.

Ihre Freundin Siddhi wußte sich ebensowenig wie alle anderen Bewohner der Ortschaft den wachsenden Wohlstand der alten Buddhi zu erklären. Eines Tages aber schmeichelte sie ihr das Geheimnis ab, und sie dachte bei sich: Ich werde diesem Heiligen noch größere Ehren erweisen. Sie ging hin, reinigte sein Standbild täglich mit Wasser, legte Blumen davor und fastete mehr, als ihre Dürftigkeit ihr ohnehin auferlegte. Daraufhin ließ der Heilige sie wissen: »Erbitte dir eine Gnade aus!« Siddhi antwortete: »Schenke mir das Doppelte von dem, was du meiner Freundin gewährst.« Dies wurde ihr gewährt, und so wurde die alte Siddhi noch wohlhabender als ihre Freundin Buddhi.

Seitdem verdoppelte Buddhi ihren Diensteifer in der Kapelle, und der Heilige spendete ihr dafür das Zwiefache von dem, was ihre Freundin Siddhi empfing. So übertrumpften sie fortgesetzt einander im Wettbewerb um die Gunst und die Gaben des Heiligen. Eines Tages sprach Siddhi zu sich selbst: »Ich mag anstellen, was ich nur will; meine Freundin Buddhi wird dennoch allemal das Doppelte erbitten.« Und es kam ihr plötzlich ein schlimmer Einfall.

Am anderen Tage bat sie den Heiligen, als sie wiederum sich eine Gnade ausbitten durfte: »Blende mich auf einem Auge!« Der Heilige willfahrte der Bitte. Als sie das Bethaus verließ, begegnete ihr draußen ihre Freundin, und dieser schien es, als ob das linke Auge der alten Siddhi schadenfroh blinzte, wie jene hochehobenen Hauptes an ihr vorbeischnitt.

Dies erregte ihre Mißgunst, und sie dachte bei sich: Zweifellos hat der Heilige der andern wiederum mehr gewährt, als ich das letztmal empfangen habe. Weil sie aber darauf schon vorbereitet war, so versah sie heute mit verdoppeltem Eifer ihren gewohnten Dienst. Als ihr hierauf von dem Heiligen abermals eine Gnade zugesagt wurde, sprach sie: »O Yaksa, gib mir das Doppelte von dem, was Siddhi empfangen hat!« Der Heilige willfahrte ihrer Bitte, und sie wurde auf beiden Augen blind; denn was ein Himmlischer sagt, das geschieht.

*

Der Jagdfalke

Ein König hatte unter seinen abgerichteten Jagdvögeln einen Falken, den er sehr liebte; denn keiner verstand wie dieser die Kunst, ihm das Wild zuzutragen. Einst nahm der König den Falken wieder mit auf die Jagd. Die Sonne brannte, und der königliche Falkner litt großen Durst. Da er am Fuß eines Felsen lagerte, sah er an dessen Wand ein klares Quellwasser herunterrieseln. Er griff nach seiner goldenen Trinkschale und schöpfte von dem Wasser, um den Durst zu stillen.

In diesem Augenblick schlug der Falke mit den Flügeln heftig gegen die Schale, so daß der Inhalt verschüttet wurde. Der erzürnte König holte mit der goldenen Schale zu einem Schläge aus. Tödlich am Kopf getroffen, fiel das Tier zur Erde. Zu spät bereute der König seinen Jähzorn. Da aber der Durst ihn weiter peinigte, gebot er dem Diener, nach der Quelle des Rinnsals hinaufzusteigen und die Schale zu füllen. Nach einer Weile kehrte der Diener zurück und meldete: »Herr, die Quelle, nach der du mich ausgesandt hast, ist vergiftet; denn dicht daneben lag eine tote Schlange.«

Da erkannte der königliche Jäger, daß sein Lieblingsfalke ihm das Leben gerettet hatte. Seine Dankbarkeit war so groß als seine Reue. Dies gefiel der Gottheit so sehr, daß sie die Lebensgeister des treuen Tieres zurückrief, und seitdem hing der König mit noch größerer Liebe an diesem Jagdfalken.

*

Der Muschelbläser

In einer Ortschaft lebte ein Landmann, der behütete sein Eigentum so ängstlich, daß er jede Nacht drei Stunden lang auf einem Holzgerüst in der Wiese hinter seinem Hause stand und dort Umschau nach nächtlichen Dieben hielt. Näherte sich jemand, der ihm verdächtig schien, dann blies jener mit vollen Backen in eine große Muschel. Eines Nachts hatten Diebe in der Umgegend eine Viehherde gestohlen und waren im Begriff, sie an der Wiese dieses Landmannes vorbeizutreiben. Da ertönte das Muschelhorn, und die Spitzbuben sprachen zueinander: »Schade, nun haben die Bestohlenen uns dennoch überholt.« Damit ließen sie die Herde im Stich und brachten sich in Sicherheit.

Als der Landmann in der Morgenfrühe hinaustrat, weideten die gestohlenen Rinder auf der Wiese hinter seinem Hause. Zuerst war er ratlos, dann begriff er den Zusammenhang und sprach: »Aha, also waren jene Menschen, die ich diese Nacht verscheucht habe, dennoch Diebe, und dies ist die Beute, die sie im Stich gelassen haben.« Darauf trieb er die Herde in die Ortschaft und machte sie den Dorfbewohnern zum Geschenk mit den Worten: »Nehmt diese Kuhherde; eine Gottheit schenkte sie mir über Nacht, und ich teile sie mit euch.«

Darauf ernannten sie ihn zum Vorsteher der Dorfgemeinde. Er unterließ es nicht, weiterhin nachts drei Stunden auf dem Holzgerüst in seiner Wiese Wache zu stehen. Einige Monate später hatten die gleichen Diebe wiederum nachts eine Viehherde geraubt und waren im Begriff, sie hinter der Wiese jenes Landmannes vorbeizutreiben. Abermals ertönte das Muschelhorn. Da sprachen die Diebe zueinander: »Haben wir nicht das letztemal genau an dieser Stelle den nämlichen Muschelton vernommen? Ei, wir Narren, wenn das nur nicht ein Bauerntölpel ist, der in eine Muschel bläst, um das Wild von seinem Acker fernzuhalten.«

Sie schlichen beherzt hinzu und erblickten ein Holzgerüst und darauf einen Menschen, der mit vollen Backen in eine große Muschel blies. Da rüttelten sie zornig an den Balken des Gerüsts, so daß der Muschelbläser hinunterkollerte. Sie schlugen ihn wund, raubten ihn aus bis aufs Hemd und eilten davon.

Morgens fanden die Nachbarn den neuen Vorsteher der Dorfgemeinde mit verdrießlichem Gesicht vor der Tür seines Hauses sitzen, und sie fragten, wie es komme, daß er so zerbeult und geschunden sei. Er erwiderte ihnen: »Was mir mein Muschelhorn gegeben hat, das hat mir mein Muschelhorn wieder genommen.« Sie verstanden den Sinn dieser Worte nicht und sprachen im Fortgehen: »Er wird in der nächtlichen Dunkelheit von seinem Holzgerüst gefallen sein, ist auf den Kopf gestürzt, und sein Verstand hat darunter gelitten.« Sie bedauerten ihn, waren aber innerlich zufrieden, weil jener an demselben Tage das Holzgerüst in seiner Wiese entfernte und sein Muschelhorn ihren Schlaf nicht mehr störte.

*

Die Vergeltung

Ein König hatte einen Kämmerer, dem war in der Wiege von Sterndeutern geweissagt worden, er werde dereinst, ohne die Königswürde zu bekleiden, königliche Gewalt besitzen. Diese Weissagung ging in Erfüllung; denn er wurde später der erste und angesehenste Mann im Lande nach dem König. Er verwaltete sein hohes Amt eine lange Reihe von Jahren hindurch, bis die Bürde des Alters sich zusehends bei ihm fühlbar machte. Eines Tages sprach er zu seinem Herrn: »Ich bin alt geworden und nicht mehr fähig, mein Amt derart zu versehen, wie du es von deinem ersten Diener verlangen kannst; darum bitte ich dich, mir einen Gehilfen zu bestimmen, der mein Nachfolger werde.«

Der König entsprach seiner Bitte und bestimmte als seinen Nachfolger einen Höfling, den jener ihm empfohlen hatte. Dieser trat alsbald seinen Posten als Gehilfe an. Er konnte es aber nicht erwarten, die Stelle allein zu verwalten. Als er einst mit dem König allein beisammen war, redete er ihn also an: »Herr, ich habe Beweise gefunden, daß dein Kämmerer dein Vertrauen jahrelang mißbraucht hat.« Der König runzelte die Stirn und wünschte Weiteres nicht zu erfahren, weil er edelmütigen Sinnes war. Aber das Mißtrauen gegen seinen Kämmerer fraß seitdem wie Nager an seinem Herzen, und dem alternden Kämmerer blieb es nicht verborgen. Er sprach zu sich selber: »Dieser Undankbare lohnt mir die Empfehlung mit übler Nachrede. Ist auch ohnehin mein Tod nicht mehr fern, so soll er dennoch nicht ungestraft bleiben.«

Er nahm ein Kästchen, legte wohlriechende Spezereien hinein, denen er zauberhafte Kräfte verlieh, und fügte ein Stück Birkenrinde bei, das beschrieben war. Das Kästchen legte er in einen Schrein und verschloß diesen mit sieben Schlössern. Dann verteilte er sein Vermögen unter die Armen, schritt hinaus vor das Stadttor und setzte sich auf einen Düngerhaufen, um nach dem Vorbild großer Männer freiwillig Hungers zu sterben.

Der König erfuhr davon, ging zu ihm hinaus und bat ihn, heimzukehren; aber er verharrte in seinem Vorsatz wie das Meer in seinen Ufern. Darauf ließ der König dessen Nachfolger seinen Zorn fühlen. Da ging auch dieser hinaus und huldigte dem fastenden Greise, indem er Weihrauch vor ihm anzündete. Der Verschlagene hatte unbemerkt eine Weihrauchkohle in den verdorrten Düngerhaufen geworfen. Dieser fing Feuer, und der Greis erstickte, weil er gelobt hatte, diesen Platz nicht mehr zu verlassen. Alles verehrte ihn seitdem wie eine Gottheit.

Dann sprach sein Nachfolger zum König: »Erlaube mir, die Amtswohnung meines Vorgängers zu beziehen.« Er erhielt die Erlaubnis. In der Wohnung erblickte er den Schrein mit den sieben Schlössern und dachte: Darin hat er sein Vermögen aufbewahrt; denn warum hätte er sonst die sieben Schlösser angebracht! Er sprengte den Schrein auf wie eine Kokosnuß, erblickte die duftenden Spezereien und sog gleich einer Biene ihre Wohlgerüche ein. Dann gewahrte er die Birkenrinde und las darauf folgende Worte: »Wer immer die Wohlgerüche dieses Schreines eingeatmet hat und nicht beschließt, den Lebenswandel eines bußfertigen Einsiedlers zu führen, der wird alsbald vom Tod ereilt.«

Da befahl den schuldbewußten Menschen eine große Beklommenheit; denn er war überzeugt, daß ein Zauber dieses Toten nicht unwirksam sei. Allein er konnte sich nicht entschließen, dem Leben des Ansehens und Wohlergehens zu entsagen. Er ließ einen seiner Diener, der schon bejährt war, die Düfte des Schreines riechen. Der Alte starb nach drei Tagen. Dies ging dem

unbußfertigen Manne so zu Herzen, daß er in derselben Stunde die Einsamkeit aufsuchte, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen. Also hatte sein Vorgänger für den Frevel, den jener an ihm verübte, über den Tod hinaus heilsame Vergeltung geübt.

*

Die Frau des Händlers

Ein reicher Händler beschloß, in Geschäften übers Meer und in das Mohrenland zu reisen. Er sprach zu seiner Frau: »Je länger ich ausbleibe, um so größer werden die Schätze sein, die ich mitbringen werde. Bin ich nach drei Jahren nicht zurückgekehrt, dann bringe dieses Kästchen zu dem Richter unserer Stadt, damit er in deiner Gegenwart es öffne.« Dann reiste er ab, nachdem er die Frau der Obhut ihrer Amme anvertraut hatte.

Zwei Jahre vergingen, und der Mann war noch nicht zurückgekehrt. Immer mehr verblaßte sein Bild im Gedächtnis der Frau. Ihre Freundinnen sprachen zu ihr: »Dein Mann ist wohl längst gestorben fern im Mohrenland, wohin ihn seine Habsucht trieb, und deine Jugend fließt dahin wie ein flinkes Bächlein. Laß ihn für tot erklären und werde die Frau eines andern rechtschaffenen Mannes.« Die Frau sagte nichts dazu, aber sie dachte viel über diese Reden nach, so daß die Amme zu ihr sprach: »Dich drückt nicht allein die Sorge um deinen Mann; ich glaube, daß noch andere Gedanken dich bedrücken.« Darauf teilte die Frau ihr mit, was die Freundinnen zu ihr gesprochen hatten. Sie erwartete, die Alte würde ein Gleiches zu ihr sprechen; diese aber sagte nichts dazu, und das verdroß die Frau.

Als ein weiteres Jahr verflossen war und der Ehemann noch immer nicht zurückkehrte, da ging die Frau mit dem Kästchen zu dem Richter und übergab es ihm mit den Worten: »Heute sind drei Jahre vergangen, seitdem mein Mann in Geschäften übers Meer in das Mohrenland gereist ist. Hier überbringe ich dieses Kästchen, wie er mir es aufgetragen hat, damit du in meiner Gegenwart es öffnest. Doch mir fehlt der Schlüssel.« Der Richter erwiderte: »Dein Mann hat ihn mir vor seinem Fortgehen übergeben.« Er holte ihn, öffnete den Schrein und las auf einer Birkenrinde folgendes: »Wenn ich drei Jahre nach meiner Abreise nicht zurückgekehrt bin, soll man mich für tot erklären, und meine Frau werde das Weib eines andern Mannes, der um sie wirbt.« Da verhüllte die Frau ihr Haupt und kehrte in ihr Haus zurück. Zu ihrem Gram gesellte sich der Groll über ihren Mann, weil er aus Habgier diese gefährliche Meerfahrt unternommen hatte.

Als ein weiteres Jahr verflossen war, sprachen die Freundinnen abermals zu ihr: »Deine Jugend fließt dahin wie ein schneller Fluß; wenn du daher willst, daß unsere Männer dir einen Mann zuführen sollen, der dich zur Frau begehrt, dann sage es.« Die Frau seufzte und antwortete: »Es war nicht meine Schuld, daß das Bild meines Mannes in meinem Gedächtnis verblaßt ist wie die Mondscheibe im Frühlicht. Wenn es darum euren Männern beliebt, mir einen neuen Gatten zuzuführen, dann mögen sie es tun.« Ihre Amme hatte das Gespräch mit angehört, und als sie allein war, weinte sie, weil ihre Herrin nicht freiwillig sieben Jahre mit einer neuen Heirat warten wollte. Da sie aber ihren Unwillen fürchtete, wagte sie nicht, ihr zuzureden.

Es begab sich aber, daß niemand von den Männern und Jünglingen der Stadt sich einfand, um die Frau des Händlers zur Gattin zu erwählen. Als sie gewahrte, daß jene ihre Wohlhabenheit und körperliche Wohlgestalt zu verschmähen schienen, wurde sie niedergeschlagen, und sie verschloß sich vor ihren Freundinnen.

Als sie eines Tages auf dem Dach ihres Hauses saß, schritt ein schöngekleideter Jüngling vorüber. Sie beugte sich vor, und ihre werbenden Augen entfachten eine plötzliche Leidenschaft in ihm. Seit diesem Tage wandelte er täglich zu der nämlichen Stunde an ihrem Hause vorbei; sie

saß geschmückt auf dem Dache, und die Blicke der Beiden streckten sich wie Arme nacheinander aus.

Nach einiger Zeit sprach die Frau zu ihrer Amme: »Ich weiß nunmehr den Mann, der mich zur Frau nehmen würde. Täglich wandelt er hier vorbei, um mich zu sehen; darum suche du ihn auf und lade ihn ein, mich zum Weibe zu nehmen, falls er Wohlgefallen an mir gefunden hat.« Die Amme aber bat: »Herrin, erlaß mir diesen ungewohnten Gang; denn du weißt, daß ich nicht beredt bin. Ich fürchte, daß ich den Auftrag ungenügend ausführen werde.« Da zürnte ihr die Frau und sprach: »Ich sehe, daß es dir gleichgültig ist, daß ich mein Leben in dieser unverdienten Einsamkeit verbringe.« Die Alte schritt schweigend hinaus. Die Frau aber begann sich einzureden, daß es doch wohl sündhaft von ihr sei, eine neue Heirat eingehen zu wollen. Und als sie des Fremdlings gedachte, um dessen Zuneigung sie geworben hatte, da erschrak sie mit einem Male bei dem Gedanken, er könne sie für eine Frau halten, die einer Heirat unwürdig sei. Damit befahl sie eine große Traurigkeit, und sie sprach zu sich: »Ich möchte am liebsten um seinetwillen sterben, um dann wiedergeboren mit ihm vereinigt zu werden.«

Sie ergriff eine Seidenschnur und legte sie um ihren Hals. Eben als sie diese zuschnüren wollte, betrat die Amme das Zimmer, und als sie sah, was jene im Sinne hatte, schalt sie die Frau heftig. Dann aber tröstete sie die Weinende, und sie versprach, um Unheil zu verhüten, den Fremdling aufzusuchen.

Beim sinkenden Tag machte die Alte sich auf den Weg. So erfuhr dieser Mensch zu seinem Staunen die Botschaft der schönen und reichen Frau und wußte sich vor freudiger Erregung nicht zu fassen. Als er mit der Amme ihrem Hause zueilte und beide das Gemach betraten, lag die Frau tot am Boden. Im Übermaß der Leidenschaft hatte der Tod sie ereilt. Darüber geriet der Jüngling in Verzweiflung, und der Schmerz bohrte sich wie ein Speer in seine Seele, so daß er entseelt zu Füßen der geliebten Frau hinsank.

In der Morgenfrühe wurden die beiden Toten von Nachbarn auf den Scheiterhaufen gebracht, der auf dem Begräbnisort errichtet war. Es traf sich, daß zur nämlichen Stunde der totgegläubte Händler aus dem Mohrenlande heimkehrte und an dem Begräbnisplatz vorbeikam. Er vernahm die Totenklagen und erfuhr, daß seine Frau mit einem fremden Mann verbrannt wurde. Da wollte er in das Feuer springen, aber die Nächststehenden hielten ihn zurück. In der Stadt aber sprachen die einen: »Wahrlich, von diesen Dreien hatte der Ehemann die tiefste Liebe, und dieses Schauspiel kann unser Ansehen nur fördern.« Die andern hingegen sprachen: »Wahrlich, von diesen Dreien war der Ehemann am meisten verblendet, und dieses Schauspiel kann unser Ansehen nur schmälern.«

*

Die Augen des Königssohnes

Dem großen König Asoka wurde ein wohlgebildeter Sohn geboren, dessen Augen waren überaus lieblich. Als der Knabe dem Vater dargereicht wurde, sprach er: »Die Augen meines Kindes sind einer blauen Lotusblume vergleichbar, und sein Antlitz ist schön wie der leuchtende Vollmond.« Hierauf fragte der König seine Höflinge: »Bei wem habt ihr schon einmal solche Augen gesehen?« Sie erwiderten: »Herr, an einem menschlichen Wesen haben wir sie noch nicht bemerkt; aber auf dem König der Gebirge, dem Himalaja, lebt der Vogel Kunala, der die gleichen schönen Augen hat.«

Der König befahl, einen solchen Vogel herbeizuschaffen. Dies geschah, und als er sich überzeugt hatte, daß der Knabe die lieblichen Augen jenes Vogels besaß, bestimmte er, sein Sohn solle Kunala genannt werden. Seitdem wurde dieser Name berühmt.

Der Königssohn wuchs heran, und sein Vater schenkte ihm eine schöne Stadt seines Landes. Er verfügte, daß er dort aufgezogen werde, und er ließ ihn behüten wie sein eigenes Leben. Dann kam die Zeit, wo der Knabe in alle Wissenschaften eingeführt werden sollte. Darum sandte der König ein eigenhändiges Schreiben ab mit dem kurzen Inhalt: »Mein Sohn Kunala möge unterrichtet werden.« Diesen Befehl schrieb der König in der Sprache des Volkes, damit er den Wärtern des Kindes verständlich wäre. Während der König schrieb, saß seine Gattin neben ihm, und als der König sich eine Weile abgewendet hatte, um sich anderer Beschäftigung hinzugeben, las jene, welche die Stiefmutter Kunalas war, das Schreiben, und die Begierde überkam sie, ihrem leiblichen Sohn den Königsthron zu verschaffen. Eilends nahm sie den seinen Pinsel, mit dem sie soeben ihre Augenbrauen gezeichnet hatte, und machte unbemerkt einen Punkt über den Anfangsbuchstaben des Wortes Adhiyan. Dadurch erreichte sie eine furchtbare Täuschung.

Der König nahm den Brief, ohne nochmals einen Blick hineinzuworfen, siegelte ihn und ließ ihn durch einen Sendboten seinem Sohn Kunala überbringen. Dieser nahm das Schreiben in beide Hände und legte es auf sein Haupt, wodurch er seiner Umgebung zu verstehen gab, daß der Inhalt ihm heilig sei. Dann überreichte er den Brief seinem Schreiber. Dieser prüfte das Siegel, erbrach das Schreiben, las den knappen Inhalt und begann zu weinen. Er vermochte den Wortlaut nicht vorzulesen. Darum nahm der Königssohn ihm das Schreiben aus der Hand, entzifferte es selber und las, so daß jeder der Umstehenden es hörte: »Mein Sohn Kunala möge geblendet werden.«

Der Königssohn sprach zu seinen Wärtern: »Solange das erhabene Geschlecht meines Vaters den Thron dieses Landes zielt, galt ein königlicher Befehl allen Mitgliedern unseres Hauses als heiliges Gebot. Wollte ich hiervon eine Ausnahme machen, dann würde ich unseren Nachkommen das schlimmste Beispiel hinterlassen.« Damit schritt er hinaus, nahm eine Nadel, die er im Feuer glühte, und strich damit über beide Augen.

Der König erfuhr, was geschehen war, und er jammerte sehr, da er annahm, daß er sich verschrieben habe. Am meisten betrückte ihn, daß der erblindete Sohn nunmehr unfähig war, den Königsthron zu besteigen. Schweren Herzens ernannte er den Sohn jener Frau, die dieses Unheil verschuldet hatte, zu seinem Nachfolger. Seinem Sohn Kunala verlieh er die reichste Ortschaft des Landes, damit er von deren Einkünften lebe, und er brachte es nicht über sich, den Unglücklichen nochmals zu sehen.

Dem blinden Prinzen erblühte ein stilles häusliches Glück an der Seite einer Frau aus edlem Geschlecht, die ihn wahrhaft liebte. Kanals Körper war zart und seine Hände zur Arbeit nicht geeignet; wohl aber erlernten sie trefflich das Harfenspiel, und seine Stimme besaß einen angenehmen Klang, der die Herzen der Zuhörer rührte. Als seine Gattin Mutter eines Sohnes geworden war, reifte in dem Vater ein Entschluß; denn längst hatte ein milder Geist ihn aufgeklärt, daß seine Stiefmutter sein Unglück verschuldete. Er sprach zu sich selber: »Jene Frau gedachte die Königswürde für ihren leiblichen Sohn zu gewinnen; ich werde versuchen, sie für mein Kind zu erlangen.«

Er verließ sein Haus, und begleitet von einem Führer, machte er sich auf den Weg nach der Hauptstadt. Unterwegs sang er unerkannt auf den Plätzen der Städte und Dörfer Lieder zu seiner Harfe. Überall strömten die Leute herbei, angelockt wie Gazellen, und lauschten dem blinden Sänger. Dann erschien er vor dem Königspalast und stimmte ein Lied an. Der König vernahm es und sprach zu seinem Kämmerer: »Führe den Spielmann herein, damit er vor mir singe!« Der Kämmerer ging hinaus, hieß den Blinden eintreten und befahl ihm, sich hinter dem Vorhang aufzustellen; denn der Anblick eines Blinden ist keine gute Vorbedeutung für den kommenden Tag.

Der Spielmann begann zu singen, wie er das wahre Sehen erlernt habe, seitdem er blind geworden sei. Diese Worte bewegten den König, noch mehr aber ergriff ihn der Klang seiner Stimme. Er fragte seine Umgebung: »Was dünket euch: ist die Stimme dieses Spielmanns nicht der Stimme meines Sohnes Kunala ähnlich?« Niemand wagte es einzugestehen; denn keiner von allen wollte an den Schmerz seines Vaterherzens rühren. Der König aber sprach zu sich: »Ich bin erregt wie eine Löwin, die ihr Junges verloren hat.«

Der Sänger begann ein Lied zum Preis der Gottheit zu singen, deren Walten unerforschlich ist. Da konnte der König seine Tränen nicht länger zurückhalten. Er ließ die Höflinge hinausgehen bis auf seinen Kämmerer und sprach dann zu diesem: »Ziehe den Vorhang beiseite; denn meine Seele ist bewegt, weil ich beim Klang dieser Stimme meines Sohnes Kunala gedenken muß.«

Dann stieg er vom Throne und redete den Spielmann also an: »Singe nicht weiter; denn dein Gesang zerreißt mein Inneres wie ein scharfgeschliffenes Schwert. Doch ich beschwöre dich, mir zu sagen, wer du bist. Dein feingliederter Körper verrät dich als Sproß aus einem edlen Geschlecht.«

Darauf begann der Sänger mit geneigtem Haupt und verschleierter Stimme zu sprechen: »Ich hatte einen Vater, der mich liebte, und eine Stiefmutter, die mich nicht liebte, weil ihr Herz an ihrem leiblichen Sohne hing. Weil sie die Königswürde für diesen gewinnen wollte, beging sie einen Frevel an meinen Augen, deren Schönheit meinen Vater und viele andere Menschen erfreute: sie fälschte einen Brief, den mein Vater eigenhändig an meine Wärter schrieb, daß sein Sohn unterrichtet werde, derart durch ein einziges Pünktchen, daß zu lesen war, sein Sohn möge geblendet werden. Ich fügte mich gehorsam dem königlichen Befehl und blendete mit einer glühenden Nadel meine Augen.«

Als der König dies vernommen hatte, sank er bewußtlos vom Thron zu Boden. Der Kämmerer hob ihn auf und benetzte ihn mit Wasser. Als er das Bewußtsein wiedererlangt hatte, betrachtete er den Blinden prüfend und rief: »Wie ist dein Name, Fremdling?« Da straffte der Spielmann seine gebeugte Gestalt und erwiderte mit fester Stimme: »Herr, ich heiße Kunala; du bist mein

Vater, und ich bin gekommen, für den Sohn, der mir geboren wurde, die Königswürde zu erlangen.«

Da umarmte ihn der König, zog ihn auf seinen Schoß und küßte ihm die gemordeten Augen. Dann ließ er seine Höflinge hereinrufen und gleichzeitig die Frau, welche den Frevel an seinem Sohn begangen hatte. Er trat auf sie zu und rief: »Versinkst du noch nicht in die Erde, du Unwürdige?« Sie blickte verwundert, und der König fuhr fort, indem er auf den blinden Harfenspieler wies: »Sieh hier den Edelmütigen, der sein Augenlicht verloren hat durch deine Hand, die mein Schreiben fälschte.« Da fiel sie ihm zu Füßen und wimmerte um Gnade.

Der König wandte sich an seine Umgebung und fragte seine Ratgeber: »Was soll ich tun? Soll ich mit eigener Hand ihr durch Axthiebe das Haupt abhacken? Soll ich selber ihr die Augen ausreißen und dann ihren Leib mit Dolchen speißen? Soll ich sie lebendig pfählen, ihr die Nase absägen und ihr die Zunge ausschneiden?« Die Ratgeber hörten bestürzt das Übermaß seines Zornes, und niemand wagte eine Antwort.

Da verneigte Kunala sich vor seinem königlichen Vater, faltete die Hände auf der Brust und sprach: »Vater, hat sie unedel gehandelt, dann handle du edel und töte kein Weib!« Diese hochherzige Gesinnung gefiel der Gottheit so sehr, daß er in derselben Minute das Augenlicht wiedererlangte. Darüber entstand eine freudige Bewegung bei allen, welche es sahen. Der Großkönig setzte in der nämlichen Stunde seinen geliebten Sohn Kunala als Mitherrscher über sein Reich ein.

Vergebens hatte indessen der Königsson für seine Stiefmutter um Erbarmen gefleht. Sie wurde in eine Hütte gesperrt, die mit Harz bestrichen war, und diese ward angezündet. Die Gattin und der neugeborene Sohn Kanals wurden in feierlichem Zuge mit Trompeten- und Trommelschlag in die Hauptstadt eingeführt, und der König veranstaltete zu Ehren seines Enkelkindes ein großes Freudenfest, bei dem er die Armen fürstlich beschenkte.

*

Die Geschichte eines Dichters

Ein heimatloser Büsser zog vom Süden nach dem Norden des Landes, um nach seinem verschollenen Vater zu forschen. Unterwegs begegnete ihm ein Mädchen aus dem Volke, die war von ungewöhnlicher Schönheit. Zuerst wurden seine Sinne verwirrt, dann erinnerte er sich rechtzeitig der Worte Buddhas, daß die Frauen die ärgsten Fallstricke sind, die der Versucher den Menschen gelegt hat. Nach einigen Worten, die er mit ihr gewechselt hatte, entwich er wie ein Dieb. Die Jungfrau, die gleichfalls Gefallen an ihm gefunden hatte, folgte ihm. Da geriet er in Zorn, erhob einen Stein und traf sie damit an die Stirn. Weinend blieb sie zurück.

Jener besuchte hierauf alle heiligen Stätten an den Ufern des Ganges, aber seinen Vater fand er nirgends. Enttäuscht kehrte er in seine Heimat zurück. Als er eines Abends müde ein öffentliches Ruhehaus betrat, um dort zu übernachten, traf er mit einem Mädchen zusammen, die ebenfalls auf der Suche nach einem Menschen herumirrte, und dieser Mensch war er selber. Sie erblickte ihn und fiel ihm zu Füßen. Da gewährte er die Narbe an ihrer Stirn und erkannte sie wieder. Er fragte: »Was willst du von mir?« Sie bat: »Laß mich deine Sklavin sein.« Er aber verwies es ihr und entgegnete: »Ich bin ein heimatloser Büsser; wenn du dich stark genug fühlst, die Kinder, die du mir schenkst, als Findlinge an ihrem Geburtsort zurückzulassen, dann magst du mir folgen als mein Weib.« Sie gelobte es. Sie wurde die Mutter von etlichen Kindern, die hier und dort geboren wurden. Es waren Mädchen, die sie starken Herzens aussetzte, wo sie wohlhabende und gütige Menschen vermutete. Als sie dann einem Knaben das Leben schenkte, setzte sie diesen in einen Olivenhain aus, der einen kleinen Tempel umschloß.

Die kinderlose Frau eines Brahmanen schritt um diese Zeit zu dem Tempel, um zu beten. Sie fand das Knäblein und nahm es in ihr Haus. Sie gedachte den Findling als ihr eigenes Kind aufzuziehen. Nach einigen Monaten hatten mißgünstige Verwandte ihr den Plan verleidet, und sie übergab das Kind dem Gesinde zur weiteren Pflege. So wurde der Knabe zusammen mit Lämmern und Kälbern aufgezogen. Als er herangewachsen war, trat er eines Tages vor die schöne Frau hin, die ihn in dem Olivenhain aufgelesen hatte, dankte ihr, daß sie ihn in ihr Haus aufgenommen, und brach auf nach dem Gebirge, um der Schüler eines bußfertigen Einsiedlers zu werden. Er wuchs zu einem tugendhaften Jüngling heran. Ein Spukgeist verwüstete um jene Zeit nächtlich die Felder ringsum und erwürgte das Vieh in der ganzen Gegend.

Die Bewohner des Tales baten die Einsiedler auf dem Büsserberg, ihnen beizustehen, und jene verwiesen sie an den Jüngling als den würdigsten unter ihnen. Der Jüngling zögerte nicht, schritt hinab in das Tal und bannte den Spukgeist aus der Gegend. Dankbar sprach der Dorfälteste zu ihm: »Erweise mir die Gnade, meine einzige Tochter zum Weibe zu nehmen.« Der Jüngling überlegte: Es möchte verdienstvoll sein, den frommen Männern droben und anderswo an meiner Ehe die häuslichen Tugenden zu offenbaren. Somit nahm er die Hand des Mädchens an, blieb im Tal und erlernte das Handwerk eines Leinenwebers.

Seine Frau achtete ihn und begann ihn zärtlich zu lieben. Er war inzwischen ein nachdenklicher Dichter geworden, der an jeden in dem Ort Worte der Weisheit richtete. Für die anderen, die er nicht erreichen konnte, stellte er ein Büchlein mit Lebensregeln auf. So kam es, daß ein kleiner Kreis von Jüngern sich um den armen Leinenweber sammelte. Einst saß ein solcher bei ihm und fragte: »Sage mir, was ist besser, eine Frau nehmen und einen Hausstand gründen oder Einsiedler werden?« Da entglitt dem Gefragten das Schifflein aus der Hand, und er sprach zu seiner Frau:

»Bringe mir doch ein Licht, damit ich das Webschifflein finde.« Die Frau brachte sogleich das gewünschte Licht, obgleich es heller Tag war. Der Jünger begriff und sprach: »Wohlan, sollte ich eine Frau finden, die sich stets so gehorsam fügt wie die deinige, dann wäre mein häusliches Glück süßer als der Nektar des Lotus.« Der dichtende Weber erwiderte: »Süßer als Nektar schmeckt der von Kinderhändchen zubereitete Reis.«

Am andern Tag kam ein zweiter Jünger zu dem Weber und stellte dieselbe Frage. Da rief der Dichter seine Frau herein, die soeben nach dem Brunnen gegangen war, um Wasser zu schöpfen. Sogleich ließ sie den Eimer auf halbem Wege im Brunnen hängen und eilte ins Haus, um ihren Mann nach den Wünschen zu fragen. Der Jünger begriff die Lehre, der Dichter aber sprach: »Fällt dir keine Frau zu wie die meinige, dann magst du Einsiedler werden.« Seitdem stellte niemand von allen, die den Hang zur Waldeinsamkeit hatten, diese Frage an den weisen Dichter.

Das häusliche Glück des alternden Weisen hielt an, bis seine Hausfrau sich niederlegte und starb. In der Todesstunde brachte sie eine Frage über die Lippen, die ein ungelöstes Rätsel ihres häuslichen Lebens in sich schloß. Sie sprach zu ihrem Mann: »Geliebter Herr, als ich vor vielen Jahren als Euer Weib zum erstenmal den Reis zurichtete, habt Ihr mir geboten, stets einen kleinen Napf mit Wasser und Nadel daneben zu setzen. Warum doch gebotet Ihr mir solches?« Der Dichter antwortete: »Geliebte Frau, dies geschah, um etwa vom Tisch fallenden Reis aufzuheben und zu reinigen.« Da starb sie befriedigt; denn nie hatte sie in ihrer langen Ehe ein Körnlein Reis verschüttet.

*

Die Brautwerber

Ein König hatte eine einzige Tochter, diese versprach er demjenigen Mann zur Gattin, der eine Kunst besaß, in der er jedermann überlegen war. Daraufhin meldeten sich zu gleicher Zeit vor dem König drei Jünglinge. Der erste von ihnen sprach zu dem König: »Ich besitze die Kunst, in einem entscheidenden Augenblick sogleich dasjenige zu wissen, was in diesem bestimmten Falle zu wissen notwendig ist.« Dann sprach der zweite: »Ich besitze die Kunst, in einem entscheidenden Augenblick Menschen und böse Geister unschädlich zu machen.« Als dann begann der dritte: »Ich habe ein Pferd, das besitzt die Fähigkeit, seinen Reiter in einem entscheidenden Augenblick sogleich dorthin zu tragen, wohin er immer zu gelangen wünscht.«

Als der König sie angehört hatte, sprach er zu den drei Brautwerbern: Kommet morgen früh wieder, um meine Entscheidung zu vernehmen.« Darauf ging er zu seiner Gemahlin und sprach zu ihr: »Drei Bewerber um unsere Tochter sind vor mir erschienen, und ein jeder von ihnen rühmt sich einer Kunst, in der er wohl jedermann überlegen ist. Welchem von den dreien sollen wir unsere Tochter geben und wem sollen wir sie versagen?« Als die Königin vernommen hatte, wessen die drei Bewerber sich rühmten, wußte auch sie keinen Rat, und das Königspaar verbrachte den Tag unschlüssig bis spät in die Nacht.

Es begab sich aber, daß während der Nacht ein böser Dämon erschien; dieser bemächtigte sich heimlich der schlafenden Königstochter und entführte sie ihren Eltern. Es heißt nämlich, daß alles Übermaß in jeglichen Dingen vom Übel sei: die Königstochter war über alle Maßen schön und reich, die drei Brautwerber über alle Maßen in ihrer Kunst erfahren.

Als die Königstochter frühmorgens von ihren Dienerinnen vermißt wurde, erhoben diese ein Geschrei, und jeder in dem Königspalast gab sich allen möglichen Vermutungen hin. Dann erschienen die drei Bewerber und erfuhren, was sich zugetragen hatte. Darauf sprach der erste zu dem Königspaar: »Eure Tochter ist von einem bösen Dämon droben auf die Spitze jenes Berges gebracht worden.« Der zweite sprach: »In diesem Falle werde ich hingehen und den Dämon töten.« Der dritte aber sprach zu dem zweiten: »Dann besteige mein Zauberpferd, das dich in einem Augenblick dorthin tragen wird, wohin du immer gelangen willst.«

Der Jüngling tat also. Er bestieg alsbald das Pferd, kam auf den Bergespitze, tötete den bösen Spukgeist und brachte die geraubte Königstochter ihren Eltern zurück. Darüber herrschte bei allen große Freude. Der König aber fragte nunmehr seine Gemahlin: »Alle drei Bewerber haben ihren gleichen Anteil an der Rettung unserer Tochter; welchem von den dreien soll sie nun angehören?«

Die Königin antwortete: »Sie gehört demjenigen, der den bösen Dämon getötet und sie zurückgeholt hat; denn die beiden anderen haben ihr wohl einen Dienst erwiesen, der uns ihnen zu Dank verpflichtet, dieser aber wagte sein Leben für unser Kind, indem er den Geist bekämpfte und erschlug. Deshalb bin ich dafür, daß es die Gattin dieses kühnen Mannes werde. Den beiden anderen aber schenke zur Belohnung je tausend Münzen mit dem Bildnis deiner Tochter, dem ersten aus Silber, dem zweiten aus Gold.« Der König befolgte den Rat der Königin, und so wurde die Königstochter die Gemahlin des Jünglings, der sie aus der Gewalt des bösen Geistes befreit hatte.

Der Stern des Einsiedlers

In einer Stadt wohnte ein Mann mit seinem kinderlosen Weibe, die waren beide bekannt als Wohltäter der Armen. Als sie schon zu hohen Jahren vorgerückt waren, starb die Frau. Der Mann beweinte sie, und dann sprach er zu sich selbst: »Ich weiß, was ich tue, damit auch bei meinem Tod Tränen der Liebe vergossen werden: mein ganzes Vermögen will ich den Armen hinterlassen.«

Er ließ seinen Verwalter kommen und redete zu ihm: »Ich möchte mein Leben gleich manchen tugendhaften Greisen in einem Büsserwalde beschließen; darum verkaufe mein Haus mit allem, was dazu gehört, und verwalte den Erlös, bis ich sterbe. Dann magst du ihn unter den Armen der Stadt verteilen. Mir genügt, wenn du alle Male, so oft der Mond sich rundet, mir in meine Waldeinsamkeit einen Laib Brot sowie ein Säcklein mit Reis hinausbringst. Mit den Beeren und Früchten, den Wurzeln, Kräutern und dem wilden Honig, den der gütige Wald seinen menschlichen Bewohnern reichlich spendet, mag das mir künftig genügen.«

Und es geschah, wie jener fromme Mensch bestimmt hatte. Er bezog eine Schilfhütte im Walde und lebte darin. So oft der Mond sich rundete, erschien sein alter Verwalter und brachte ihm einen Laib Brot sowie ein Säcklein voll Reis zugleich mit den Segenswünschen seiner ehemaligen Nachbarn und Freunde.

Eines Nachts betrat ein fremder Mensch die Einsiedlerhütte und weckte den Greis auf. Dieser fragte: »Wer bist du und was wünschst du von mir?«

Der nächtliche Besucher erwiderte: »Ich bin ein Räuber und will dein Geld.«

Der Greis, der sich von seinem Lager erhoben hatte, sah, wie der andere ein Messer in der Hand hielt. Er sprach: »Freund, was du hier suchst, wirst du nicht finden. Ich besitze nichts als eine Handvoll Reiskörner. Wärest du eine Nacht später gekommen, würdest du wohl ein vollgefülltes Säcklein mit Reis vorgefunden haben.«

Da zerrte der Räuber den Einsiedler ins Freie und fuhr ihn an: »Leugne es nicht; denn ich weiß nicht nur, daß du ein wohlhabender Mann warst, der sein ganzes Hab und Gut verkauft hat, sondern ich weiß auch, daß du den gesamten Erlös hier versteckt hast. Verweigerst du ihn mir, dann kostet es dich dein Leben.«

Der Greis entgegnete: »Wohl habe ich mein Haus verkauft; aber der Erlös ist für die Armen bestimmt, nicht für einen Räuber.«

Da zückte der Räuber zornig sein Messer. Der Greis aber sprach: »Tue, wie du willst, doch gewähre mir eine letzte Bitte: Siehe droben den Stern über meine Hütte: laß mich noch so lange beten, bis er erloschen ist; dann magst du mich töten.«

Der Räuber sprach: »Es sei!« Und der Einsiedler verhüllte sein Haupt.

So verging eine geraume Weile. Der Räuber stand abseits und blickte aufmerksam zu dem Stern hinauf, der über der Hütte stand. Aber das Dunkel über der Hütte wollte sich nicht lichten, und

der Stern begann nicht zu erbleichen.

Der Mensch, der das Messer gezückt hatte, wurde ungeduldig. Immer wieder blickte er zu dem Stern empor, der als einziger über ihm flimmerte. So vergingen Stunde um Stunde, wohl gar ein ganzer Tag oder noch längere Zeit – niemand weiß es zu sagen.

Als aber der Stern über der Hütte gar nicht erbleichen wollte, befahl den Übeltäter eine große Furcht, und er sprach zu sich selber: »Fürwahr, ein Wunder vollzieht sich vor meinen Augen. Der es vollbringt, möge mir gnädig sein!«

Alsdann begann das nächtliche Dunkel, das die Hütte überschattete, sich zu lichten, und der Stern erlosch. Der Greis hob die Augen gen Himmel, kreuzte die Hände über der Brust und erwartete den tödlichen Streich. Aber niemand rührte sich. Da wandte er sich um und war allein. Der Räuber war unhörbar davongeschlichen.

*

Der Verschwender

In einer Stadt lebte ein wohlhabender Kaufmann, dem wurde noch in hohem Alter ein einziges Kind, ein Sohn geboren. Diesen verwöhnten die Eltern sehr. Als sie starben, war der Jüngling durch Ausschweifungen verdorben. Bald hatte er sein Vermögen vergeudet und mußte mit Schande die Heimat verlassen. Er begab sich in eine entfernte Stadt und suchte dort einen begüterten Kaufherrn auf, der ein Freund seines verstorbenen Vaters war. Diesem erzählte er, durch einen Schiffbruch sei er um sein ganzes Vermögen gekommen, und aus Gram darüber habe er seine Vaterstadt verlassen.

Der Kaufmann tröstete ihn, ging dann zu seinem Weibe und sprach: »Wenn es dir recht ist, wollen wir diesem verarmten Jüngling, der ein Sohn meines verstorbenen Freundes ist, unsere einzige Tochter zur Frau geben.« Die Gattin war damit einverstanden, und bald wurde die Hochzeit gefeiert.

Nach einiger Zeit überredete der junge Ehemann seine Frau, mit ihm in seine Heimat zu übersiedeln. Sie sowohl als ihre Eltern waren damit einverstanden. Darauf händigte der Kaufherr seinem Schwiegersohn eine große Mitgift aus, und die Neuvermählten zogen in Begleitung einer alten Dienerin von bannen.

Unterwegs mußten sie durch einen Wald, und der Mann sprach zu seinem Weibe: »Hier hausen Räuber; darum übergib mir deine Kostbarkeiten, damit ich sie in meinem Leibgurt verberge. Vor dem Stadttor kannst du sie wieder anlegen.« Darauf gab sie ihm ihr Geschmeide, ihre Ohrgehänge und Ringe. Er aber entließ die Träger, tötete die Dienerin, warf seine Frau in einen Brunnen und zog davon.

Bald darauf kam ein Händler des Weges, der vernahm leises Wimmern, schritt zu dem Brunnen und erblickte eine weinende Frau. Nachdem er sie ans Tageslicht gezogen hatte, sprach sie auf seine Fragen folgendes: »Ich bin aus der Stadt, die am Saum dieses Waldes liegt, und war mit meinem Manne auf dem Weg in dessen Heimat begriffen, als uns hier Räuber überfielen, die meine Dienerin töteten, mich beraubten und in diesen Brunnen warfen, indes sie meinen Gatten gefesselt mit sich fortführten.« Der Händler brachte die Frau zu ihren Eltern zurück. Der Vater tröstete sie und sprach: »Dein Mann lebt und wird bald zu dir zurückkehren; denn wenn die Räuber ihn umbringen wollten, hätten sie ihn nicht mitgeschleppt.«

Inzwischen hatte jener Mensch die Kleinodien seiner Frau verkauft, und den Erlös verschwendete er zugleich mit der erhaltenen Mitgift in Ausschweifungen. So wurde er ein andermal zum Bettler, der von Stadt zu Stadt irrte. Als er einst auf einer Begräbnisstätte stand und die Vorübergehenden anbettelte, traf es sich, daß seine Frau diesen Platz aufsuchte. Sie erkannte ihn trotz seiner Lumpen und sprach zu ihm: »Ich habe meinem Vater daheim berichtet, Räuber hätten uns unterwegs überfallen und ausgeraubt, meine Dienerin getötet, mich in den Brunnen geworfen und dich gebunden fortgeführt. Wenn du ein anderer Mensch werden willst, dann magst du meinem Vater dieselbe Geschichte erzählen, und ich will dir wieder angehören.«

Da weinte der Verschwender und gelobte ihr Besserung. Darauf lebten sie wieder miteinander, zuerst im Hause ihrer Eltern. Und ein zweites Mal überredete er seine Frau, in seine Heimat zu übersiedeln; denn es gelüstete ihn abermals nach berausenden Getränken, nach Spiel und

ausgelassener Gesellschaft. Als sie unterwegs an dem nämlichen Brunnen vorbeikamen, gedachte er seine Frau zuerst zu töten; aber im Gedenken an den Edelsinn, den sie bekundet hatte, fand er nicht den Mut dazu. So beraubte er sie des reichen Schmuckes, mit dem sie behangen war, und warf sie in den Brunnen.

Während er dann gierig seine Beute zusammenraffte, sprang ein Tiger aus dem Dickicht und zerfleischte ihn. Vorübergehende vernahmen das leise Wimmern der Frau, befreiten sie aus ihrer Lage und führten sie zu ihren Eltern zurück. Unter ihnen war ein Jugendfreund jenes Verschwenders, der hatte als erster das kaum vernehmbare Weinen aus dem Brunnen gehört. Dieser war ein wohlhabender und tugendhafter Mann, und als er sich um die Hand der edelmütigen Frau bewarb, da reichte sie ihm willig die Hand, und sie wurden ein glückliches Paar.

*

Die tote Braut

Es lebte einst ein Mann, dem schenkte seine Frau einen Sohn und eine Tochter. Als das Mädchen das jungfräuliche Alter erreicht hatte, waren Vater und Bruder bemüht, einen würdigen Gatten für sie ausfindig zu machen. Es begab sich, daß der Vater zu einer Hochzeit geladen war und der Sohn gleichzeitig einen auswärtigen Lehrer aufsuchte. Mittlerweile meldete sich daheim ein entfernter jüngerer Verwandter zum Besuch an. Dieser Jüngling gefiel der Mutter sehr, so daß sie zu ihm sprach: »Wenn meine Tochter dir gefällt, magst du sie zur Frau nehmen.«

Zu derselben Zeit hatte aber schon der Vater die Tochter einem Hochzeitsgast zugesagt, und ebenso hatte der Bruder einem Freunde, den er bei dem Lehrer angetroffen, die Schwester versprochen. Als nach einiger Zeit Vater und Bruder in Begleitung der beiden Auserwählten heimkehrten, fanden sie bereits einen Verlobten vor.

Es waren aber diese drei Jünglinge an Tugenden, Kenntnissen und Schönheit einander ebenbürtig, und die Wahl fiel den Angehörigen des Mädchens schwer, mehr noch der umworbenen Jungfrau. Da sie sich gar nicht entscheiden konnte, brach ihr Herz, und sie starb. Darauf zogen die drei Brautwerber betrübt von dannen. Sie wanderten eine Strecke Weges gemeinsam. Untertags begaben zwei von ihnen sich abseits in einen Flecken, um Nahrung einzukaufen.

Ein ergrauter Büßer kam an dem Brunnen vorbei, wo der dritte Jüngling auf seine Gefährten bei den Reisebündeln wartete. Der Alte rastete eine Weile und fragte den Jungen nach dem sichtbaren Grund seiner Kummernis. Darauf erzählte ihm der Jüngling, was sich zugetragen hatte. Der Alte sprach: »Wenn das Mägdlein wirklich plötzlich gestorben ist, dann gibt es ein Mittel, sie ins Leben zurückzurufen. Wer fest daran glaubt, dem ist der Erfolg niemals versagt.«

»Ich bitte dich,« bat der Jüngling, »nenne mir das Mittel, dem geliebten Mädchen das Leben wiederzugeben.« Und der alte Büßer vertraute ihm einen Zauberspruch an, den solle er an dem geöffneten Grabe hersagen, sodann möge er die Tote rütteln und schütteln und sie werde wieder zum Leben erwachen. Der Jüngling dankte dem Greise, der weiter wanderte.

Als die beiden Gefährten zurückkehrten, rief er ihnen schon von weitem zu: »Beeilet euch; denn ich weiß ein Mittel, um das Mädchen, das gestorben ist, wieder zum Leben zu erwecken.« Sie lächelten; als er ihnen aber seine Begegnung mit dem greisen Büßer erzählte, zweifelten sie nicht mehr; denn sie hatten viel über die Wunderkräfte dieser heiligmäßigen Männer der Einsiedlerwälder vernommen. So begaben sie sich wieder nach dem Ort, den sie verlassen hatten.

Als es Abend geworden war, gingen sie zu der Begräbnisstätte, und der erste Jüngling, der mit dem Büßer geredet hatte, begann zu seufzen und begann, zum zweiten gewendet: »Ich bitte dich, schaufle doch du das Grab; denn ich bin allzu traurig, um diese Arbeit zu verrichten.« Der zweite tat, wie ihm geheißen ward, und sprach sodann zu dem dritten: »Ich bitte dich, sage du den Zauberspruch her und rüttle und schüttle die Tote; denn ich bin allzu traurig, um diese Arbeit zu verrichten.« Der dritte tat, wie ihm geheißen ward, und das Mägdlein schlug die Augen auf und erwachte wieder zum Leben.

Nun aber begab sich das Unerwartete, daß alle drei Jünglinge um den Besitz des geliebten

Mädchens zu streiten begannen. Nachdem dieses den dreien für die wunderbare Wiedererweckung gebührend gedankt hatte, hub es an, dies zu sprechen: »Euer Streit macht es mir unmöglich, einem aus euch als Gattin zu folgen; hat doch ein jeder von euch seinen vollen Anteil an meinem Wiedererwachen im Grabe. Darum bitte ich euch, ihr möget wieder in eure Heimat zurückkehren, ohne Groll im Herzen; ich aber will mit Dank gegen die Gottheit und euch meine Angehörigen aufsuchen.« Sie hüllte sich in ihr Linnen und schritt heimwärts; die drei Jünglinge kehrten, jeder für sich, in ihre Heimat zurück.

*

Madasena und der Gärtner

Ein reicher Mann hatte eine Tochter mit Namen Madasena. Diese wandelte einst allein in dem Garten ihres Vaters; da sah sie an einer einsamen Stelle unerwartet einen Jüngling vor sich stehen, der legte grüßend die Hände auf der Brust zusammen, neigte das Haupt und redete sie also an: »Zürne mir nicht; ich bin der Gärtner deines Vaters. Seit ich zum ersten Male dich erblickte, hat die Gottheit gewollt, daß ich in Liebe zu dir entbrenne. Da ich aber deiner Gegenliebe nicht würdig bin, so möchte ich mein Leben für dich opfern, indem ich in einem sichern Versteck freiwillig Hungers sterbe.« Madasena unterbrach ihn und sprach: »Tue das nicht; es würde mich zeitlebens betrüben. Zudem ist in fünf Tagen meine Hochzeit mit dem Mann, den mein Vater für mich bestimmt hat. Wenn ich diesem in sein Haus folge, wirst du mich nicht mehr sehen, und deine verblendete Leidenschaft wird verblassen wie die Mondsichel im Frühlicht.«

Der Gärtner erwiderte: »Du weißt nicht, wie sehr ich unter der Entsagung leide. Meine Lebensfreude ist verdorrt wie eine Blume, die des Wassers entbehrt. Willst du mir aber einen Wunsch erfüllen, dann wird vielleicht die Blume meiner Jugend wieder erblühen.« Sie sprach, von Mitleid bewegt: »Rede!« Und der Gärtner fuhr fort: »Versprich mir, an deinem Hochzeitsabend mich und meinen Garten ein letztes Mal aufzusuchen, bevor meine Blumen und ich dich für immer verlieren. Tust du es nicht, dann werde ich deinen Hochzeitstag nicht überleben.«

Darauf gab Madasena ihm das Versprechen und bekräftigte es mit einem Eide. Nach fünf Tagen war Madasenas Hochzeit, und als nach der Feier der Ehemann sich anschickte, sie in sein Haus zu führen, bat sie: »Laß mich zuvor nochmals allein für mich durch den Garten meines Vaters wandeln.« Er willigte ein, und sie schritt zu der Stelle, wo sie vor fünf Tagen mit dem Gärtner gesprochen hatte. Sie fand ihn mit einer Lotusblume in der Hand und sprach zu ihm: »Erinnerst du dich, daß du vor fünf Tagen an dieser Stelle mir einen Eid abgenötigt hast, ich möge an meinem Hochzeitsabend nochmals zu dir in deinen Garten kommen, weil du sonst diese Nacht nicht überleben würdest? Siehe, ich bin gekommen, wie ich es dir gelobt hatte!«

Der Jüngling stand vor ihr, die Hände über der Brust gefaltet, und fragte leise: »Hast du deinem Gatten dies alles gesagt oder nicht?«

Madasena antwortete: »Er weiß wohl, daß ich den Garten, nicht aber, daß ich zugleich den Gärtner ein letztes Mal aufsuchen wollte.«

Der Gärtner sprach mit verhaltener Wehmut, als redete er zu sich selber: »Es ist ein rätselhaftes Wesen, das die Gottheit in der Frau geschaffen hat: was sie im Herzen birgt, enthüllt ihre Zunge nicht immer, und was auf ihrer Zunge liegt, verhüllen ihre Worte.«

Da leuchteten Madasenas Augen wie klares Mondlicht, als sie Folgendes erwiderte: »Die Schönheit eines Vogels ist sein Gesang, die Schönheit einer Frau ihre Reinheit, und die Schönheit eines Mannes ist seine Entsagung.«

Und wiederum wie vor fünf Tagen beugte der Gärtner vor Madasena das Knie, neigte das Haupt und bat leise: »Berühre diese Blume hier mit deinen Lippen – es ist der einzige Wunsch, den ich

an dich, geliebte Frau, zu richten wage.«

Sie tat, wie er gebeten hatte. Darauf rief er den Segen der Gottheit auf die Neuvermählten herab. Und Madasena verließ ihn so rein wie sie gekommen war. Ihr Mann, der ihr aus besorgter Liebe unbemerkt gefolgt war, trat nach einigen Schritten auf sie zu und schloß sie in seine Arme. Und Madasena gewahrte abseits den Gärtner, wie er die Lotusblume, die ihren Kuß empfangen hatte, zärtlich an seine Lippen führte.

*

Das Zauberpferd

Zu einem König, der durch seinen persönlichen Mut alle Nachbarn unterworfen hatte, kam eines Tages einer seiner Vertrauten, brachte ihm ein junges Pferd und sprach: »Erweise mir die Gnade, dieses Füllen anzunehmen. Hüte es wie deine Seele; denn es verleiht seinem Besitzer Überlegenheit über alle seine Feinde.« Der König dankte ihm und entließ ihn mit reichen Geschenken. Dann zeigte er das Tier seinem Stallmeister, und dieser sprach: »Herr, dieses Füllen hat wirklich alle glückverheißenden Zeichen eines Pferdes.« Darüber freute der König sich sehr, und er wusch mit eigenen Händen den Leib des Pferdes mit Safranwasser, schmückte es mit kostbarem Geschirr, mit herrlichen Decken und Blumen, bestieg es sodann und zeigte sich allen seinen Höflingen.

Hierauf befahl er, für das Pferd einen besondern Stall herzurichten, dessen Boden war mit weichem Sand bestreut, so daß er einer Sandbank am Gangesufer glich. Der König führte das edle Tier täglich selber am Halfterband auf eine besonders saftige Weide, und wenn er sein Bad nahm, wurde das Pferd in dem erwärmten, duftenden Wasser mit gebadet. Dann prüfte der König Augen und Wimpern des Tieres und erfreute sich an seinem Wohlergehen. Nach dem Bad bestieg er das Pferd und ritt es zu einem nahen See in die Tränke.

Zwischen dem Palast und dem See lag ein kleiner Tempel, und der König unterließ niemals, unterwegs der Gottheit dieses Heiligtums seine Verehrung zu bezeigen, indem er das Bethaus mit zugewendeter Rechten auf dem Hin- und Rückweg dreimal umritt.

Die umwohnenden Fürsten, die jener König unterworfen hatte, sprachen eines Tages zueinander: »Wenn es wahr ist, daß jener nur durch die Zauberkraft dieses Pferdes unbesiegbar wurde, dann ziemt es sich, daß wir dieses Wundertier töten oder rauben.« Einer von ihnen sprach hierauf: »In einigen Tagen findet an jenem Königshof ein großes Freudenfest statt, weil dem Königspaar ein Leibeserbe geboren wurde. Gaukler und Musikanten werden auftreten, alle werden ausgelassen und sorglos sein. Diesen Umstand soll der verwegenste meiner Roßknechte ausnutzen und das Zauberpferd stehlen. Ist es in unserm Besitz, dann hat unsere Unterwerfung ein Ende.« Alle waren mit diesem Plan einverstanden, und sie verhiessen dem, der zur Ausführung des Planes bestimmt wurde, beim Gelingen zehntausend Golddenare.

Der Tag des Freudenfestes kam; alles war sorglos und ausgelassen und ergötzte sich an den Speisen und Getränken, die das Königspaar gespendet hatte, und Gaukler und Musikanten belustigten die Menge. Auch die Roßknechte des Königs gingen hin und schauten auf dem Marktplatz zu, als die Frauen der Stadt zu Ehren des Thronerben einen Tanz aufführten. Und sie mischten sich unter das fröhliche Volk.

Als es nun mittlerweile Nacht geworden war, schlich jener Mensch, den die Feinde des Königs gedungen hatten, in den unbewachten Stall, bestieg das Pferd und trieb es an. Das Pferd ging in langsamem Schritt zu dem Tempel, umkreiste ihn dreimal und schritt dann weiter auf den See zu, obwohl der Reiter sich vergeblich bemühte, es nach einer andern Richtung zu lenken. Am See angekommen, blieb das Tier wie angewurzelt stehen. Alsdann schritt es wieder langsam zu dem Tempel zurück, umkreiste ihn wiederum dreimal und wandte sich hierauf seinem Stalle zu. Durch nichts war es von dem gewohnten Weg abzubringen, obschon der fremde Reiter die ganze Nacht hindurch sich mit ihm abquälte.

Beim ersten Hahnenschrei, als er fürchtete, entdeckt zu werden, gab der Reiter erschöpft sein Vorhaben auf und machte sich eilends aus dem Staube. Am Morgen fanden die Stallknechte das edle Pferd abgehetzt im Stall vor und wußten nicht, was sie davon halten sollten. Die unterworfenen Nachbarkönige aber unternahmen seitdem nichts mehr, um die Herrschaft jenes mächtigen Fürsten abzuschütteln.

*

Der Statthalter und der Dieb

In einer Stadt wurden nachts fortgesetzt Diebstähle begangen. Namentlich die Basare wurden von den verwegenen Einbrechern heimgesucht. Deshalb erschienen die Kaufleute der Stadt, geführt von den angesehensten unter ihnen, vor dem Statthalter und sprachen: »Verdopple die Nachtwachen, weil wir durch die ständigen Diebereien geschädigt werden. Andernfalls erlaube uns, die Stadt zu verlassen und uns anderwärts anzusiedeln, wo unsere Basare vor Dieben gesichert werden.« Der Statthalter fügte sich ihrem Willen, aber die Diebstähle ließen nicht nach.

Ein zweites Mal erschien die Abordnung der Kaufleute und erhob eindringlicher als zuvor Beschwerde wegen der nächtlichen Unsicherheit. Über diese Mißstände erzürnte nun auch der Statthalter heftig, und er versprach den Kaufleuten bei allem, was ihm heilig war, Abhilfe. Als es Nacht wurde, ergriff der Statthalter Schwert und Schild und machte sich verkleidet und unbemerkt zu Fuß auf den Weg in das Basarviertel der Stadt.

Als er das Viertel erreicht hatte, stieß er an einer Straßenecke mit einem Menschen zusammen, der gleich ihm mit einem Schwert umgürtet war. Er redete ihn an mit den Worten: »Wer bist du?« Der andere erwiderte: »Ich bin ein Dieb, und wer bist du?« Der Statthalter antwortete: »Ich bin ebenfalls ein Dieb.« Dies belustigte den andern, welcher der unfindbare Einbrecher war, und er lud den vermeintlichen Diebsgenossen ein, mit ihm gemeinsam zu stehlen.

Darauf sprach der Statthalter zu ihm: »Wisse, ich kenne mich in dem bessern Viertel der Vornehmen aus, das dir wohl nicht bekannt ist. Zu zweien getraue ich mich dorthin, und wir werden drüben bessere Diebesbeute finden als hier bei den Kaufleuten. Willst du, so führe ich dich hin.« Der Dieb war damit einverstanden, und der Statthalter führte ihn auf Umwegen durch viele Straßen und Seitengassen bis zur rückwärtigen Gartenmauer seines Palastes.

Als sie dort angelangt waren, sprach der Statthalter zu seinem Begleiter: »Erklettern wir diese Mauer. Dahinter sind Berge von Kostbarkeiten, zu denen ich den Weg weiß.« Der Dieb begann hinaufzuklettern, aber der Statthalter packte ihn, hatte ihn rasch überwunden und band ihm die Hände auf dem Rücken. Dann schlug er laut mit dem Schwert auf den Schild und übergab den Dieb den herbeieilenden Wächtern.

Am andern Morgen ließ der Statthalter den Verbrecher baden, mit prächtigen Gewändern bekleiden und auf einem Reitkamel unter Trommelschlag in den Straßen umherführen, nach jenem Platz, wo ein Richtpfahl für ihn aufgerichtet war. Da begab sich etwas Seltsames: vor dem Hause, wo der Kaufmann wohnte, der als der angesehenste von allen vor dem Statthalter Beschwerde geführt hatte, hielt auf Geheiß des Statthalters der Zug eine geraume Weile. Die Tochter des Kaufmanns vernahm drinnen den Lärm auf der Straße, hörte die Stimme eines Ausrufers und fragte ihre Dienerin nach der Ursache. Diese eilte hinaus, kam zurück und meldete: »Der Statthalter hat heute nacht mit eigener Hand den Dieb ergriffen, der in letzter Zeit die nächtlichen Einbrüche verübt hat. Er läßt ihn herumführen; alsdann soll er gespießt werden.«

Darauf eilte die Kaufmannstochter ebenfalls vor die Tür des Hauses, um jenen Menschen zu betrachten. Bei seinem Anblick war sie wie verzaubert von seiner männlichen Schönheit. Sie eilte zu ihrem Vater und sprach: »Dieser Mensch hat mich verzaubert mit seiner Verwegenheit, Jugend und Schönheit; wenn ich ihm nicht angehören darf, dann werde ich weder essen noch

trinken, bis mein Leben zu Ende ist.« Über diese Rede entsetzte sich der Vater, weil er darin das Walten eines bösen Dämons erblickte, und fragte: »Was kann ich tun?« Das Mädchen antwortete: »Biete dem Statthalter dein ganzes Vermögen an zugunsten derer, die jener Dieb bestohlen hat, und er wird ihm das Leben schenken.«

Weil sie sein einziges Kind war, das er liebhatte, ging der Kaufmann zu dem Statthalter und sprach: »Herr, nimm mein Vermögen zugunsten derer, die jener Mensch geschädigt hat, ihn aber gib frei!« Der Statthalter war nicht zu bewegen, den Menschen zu begnadigen, und der Kaufmann berichtete dies seiner Tochter. Darauf versank diese in ein tiefes Meer des Erleidens und sprach: »Ich will hinauf zum Richtplatz gehen, einen Scheiterhaufen errichten lassen und mich in dessen Flammen opfern.«

Sie holte ihren Schleier und schritt hinaus. Auf der Schwelle des Hauses verweilte sie, und ihre Lider wurden starr wie die einer Bildsäule. Sie kauerte nieder, verhüllte das Haupt, und es ereilte sie der Tod.

Inzwischen war der Zug am Richtplatz angelangt. Dort ergriffen die Henker den Verurteilten und schleppten ihn an den Pfahl. Alles Volk, das zugegen war, unterhielt sich über das, was soeben in dem Hause des Kaufmanns und des Statthalters geschehen war. Als die Kunde von den seltsamen Geschehnissen auch zu den Ohren des Verurteilten drang, lachte er und sprach dann zu sich selber: »Unerforschlich sind die Handlungen der Gottheit: in der Stunde des Todes narret mich die Liebe, die ein tugendhaftes Mädchen plötzlich für mich empfindet.« Dann aber begann der Verbrecher zu weinen, weil er überlegte, daß er sowohl dem Vater als auch seiner Tochter ihre Handlungsweise niemals werde vergelten können. Während dieser Betrachtungen machten die Henker seinem Leben ein Ende.

*

Der Hirtenkönig

Dem Fürsten eines Landes wurde in hohem Alter noch ein Sohn beschert. Darüber war er hochofrennt, und er gelobte, daß er ein Vorbild seiner Mitmenschen werden solle. Der Jüngling hielt, was der Vater sich von ihm versprochen hatte: er war fromm, tapfer und klug. Als er nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernahm, ließ er beim Schall der Trompeten bekanntmachen: »Niemand dürfe sich dem Spiel und den berausenden Getränken ergeben, welche die Leidenschaften der Menschen erregen. Wer dieser Verordnung zuwiderhandle, der solle sein Vermögen verlieren und zudem verbannt werden.« Darüber freuten sich die Armen des Landes, die Reichen aber murrten heimlich.

Einige Zeit darauf ließ der junge Fürst beim Schall der Trompeten dies bekanntmachen: »Es ziemt dem Menschen nicht, das eigene Fleisch durch den Genuß des Fleisches der anderen lebenden Geschöpfe zu mästen. Wer den Schmerz dieser Geschöpfe nicht mitfühlt, vielmehr sie tötet, um sie zu verspeisen, der wird im andern Leben gelähmt, hinkend, einäugig, blind und verkrüppelt wiedergeboren werden.« Als seine Untertanen solches vernahmen, handelten die einen danach, andere aber spotteten heimlich über den neuen Fürsten.

Nach einiger Zeit ließ der Fürst unter Trompetenschall folgendes bekanntmachen: »Es hat der Gottheit auf mein Gebet gefallen, die Armut von allen meinen Untertanen wegzunehmen: darum sollen die Bewohner meines Landes künftig an Geld und Gut gleichgestellt sein!« Da schüttelten seine Verwandten die Köpfe und sprachen zueinander: »Wenn alle Menschen dieses Landes in ihrem Besitz gleich sein sollen und dabei so unabhängig, daß niemand dem andern mehr gehorchen will und keiner sich findet, der die notwendigen Arbeiten verrichtet, dann wird das ein Ende mit Schrecken werden.« Sie kamen überein, den jugendlichen Fürsten zum Wohl des Landes abzusetzen und einzukerkern.

Als der Fürst erfuhr, daß sie sein Haus umzingelten, trat er im Büßergewand heraus und sprach zu allem Volke: »Es ist nicht recht, daß um meinetwillen Blut vergossen werde. Darum entsage ich aus freien Stücken dem Thron und übergebe die Regierung meinen Verwandten.« Nach diesen Worten schritt er mitten durch die Krieger, die sie gegen ihn angeworben hatten, und verließ allein die Stadt.

Er ging über die Grenze des Landes auf einen heiligen Berg, erbaute sich dort eine Baumhütte und wohnte darin. Täglich schritt er hinab in das Tal und redete zu den Hirten, die drunten wohnten, von gottgefälligen Dingen. Da begab es sich, daß er eines Tages die Hirten des Tales niedergeschlagen vorfand. Auf sein Befragen berichteten sie ihm folgendes: Einer von ihnen hatte im Streit seinen Bruder getötet und zur Strafe war ein Halbgott in Vogelgestalt erschienen und hatte den Frevler zerfleischt. Es war ihnen aber bekannt, daß jener so lange täglich wiederkommen werde, um ein weiteres Opfer zu holen, bis einer aus ihnen sich selbst freiwillig aufopfern würde.

Als der königliche Jüngling dies vernommen hatte, sprach er zu den Hirten: »Ich werde mein Leben für das eure opfern; denn von eurem Leben genießen Frauen und Kinder Vorteile, ob aber ich lebe oder gestorben bin, das ist einerlei.« Er legte ein Hirtengewand um und begab sich zu dem Ort am Bergeshang, wo tags zuvor der Halbgott sein Opfer ergriffen hatte. Nicht lange wartete er, da stieg ein Halbgott mit einem Vogelkopf aus den Wolken nieder. Seine Beine hatten

die Länge von vier Bambus, sein Schnabel war lang wie ein Palmbaum und sein Leib groß wie ein Berg.

Er erblickte den Jüngling im Hirtenkleid, schoß mit aufgerissenem Schnabel herab, erfaßte ihn, nahm ihn mit in die Lüfte und begann zu kreisen, damit ein jeglicher das Strafgericht gewahre. Alles hielt sich versteckt, nur eine alte Frau rief kläglich hinauf: »Schone diesen Jüngling; denn er ist keine Speise für dich. Nimm mich statt seiner; denn ich bin ohnedies bald dem Tode verfallen!« Diese Rede rührte den Halbgott, und er fragte den Jüngling: »Warum wolltest du, der du doch eines Königs Sohn bist, für einen dieser Hirten sterben?« Und der Jüngling erwiderte: »Die Bäume spenden Schatten, während sie selber der Sonnenhitze ausgesetzt sind und darin zu unserer Nahrung die Früchte reifen lassen; dies ist die Ähnlichkeit der guten Menschen und der Bäume. Bin ich ein guter Mensch, wenn ich in der höchsten Gefahr nicht bereit wäre, mich für einen meiner Mitmenschen aufzuopfern? Ich weiß, wer zur Rettung eines schwachen Weibes oder eines Fremdlings sein Leben opfert, der wird im Paradiese leben ewiglich.«

Hierauf sprach der Halbgott: »Sprich einen Wunsch aus; denn ich habe Wohlgefallen an dir gefunden.« Der Jüngling antwortete: »Dann bitte ich um das eine: verschlinge keinen dieser Hirten mehr.« Der Halbgott gelobte es ihm und ließ ihn dann sanft zur Erde gleiten. Während der königliche Jüngling das Haupt neigte und, die Hände über der Brust gefaltet, zur Sonne betete, traten die dankbaren Hirten hinzu und baten: »Bleibe bei uns als der Erste unserer Gemeinde und laß uns alles mit dir teilen.«

Der Jüngling tat nach ihrem Willen. Und es geschah, daß die Hirten des einsamen Tales all das willig befolgten, was der königliche Jüngling den Bewohnern seines Vaterlandes weise und warnend anempfohlen hatte. Und es waltete eine wunschlose Ruhe unter den Menschen dieses glücklichen Tales. Alsdann ernannten sie ihn zu ihrem Fürsten, und der Hirtenkönig wirkte unter diesen einfältigen und tugendhaften Menschen viel Gutes bis an sein Lebensende.

*

Der Schatzgräber

Ein rechtschaffener Mann, der in großer Dürftigkeit lebte, vernahm nachts im Traum eine Stimme, die also sprach: »Umkreise morgen um die sechste Stunde dreimal deinen Acker, von links nach rechts, verweile an der Stelle, richte ein Gebet an die Sonne und beginne dort zu graben, wo der Schatten deines Kopfes ist. Du wirst dort einen Schatz finden.« Der Mann tat, wie ihm geheißen wurde, und fand einen Sack voll Silbermünzen.

Ein Fremdling kam zufällig des Weges, sah den Landmann freudig in dem Geld wühlen und begriff sogleich, wie der Schatzgräber zu dem Geld gekommen war. Deshalb sprach er zu ihm folgendes: »Guter Mann, mir scheint, Ihr wißt nicht, daß dieser Acker vor fünftausend Jahren ein Schlachtfeld gewesen ist, und daß dieser Kriegsschatz, den Ihr soeben gehoben habt, Blutgeld ist, das Euch keinen Segen bringt. Es wird Euch vielmehr um Leib und Habe bringen. Darum folgt meinem wohlgemeinten Rat: legt das Geld in eine Holzkiste, steckt ein Lichtlein darauf und stellt sie diese Nacht drunten ins Schilf dicht ans Ufer des Flusses. Die Kiste wird alsdann stromabwärts treiben und an einer Tempelstätte landen. Dadurch wird dieser Kriegsschatz zum Tempelschatz, und Ihr habt den Segen davon.«

Der Landmann dankte für den erhaltenen Rat, ging mit dem Schatz heim und legte ihn in eine Kiste. Spät abends schritt er zum Fluß hinunter, stellte die Kiste in das Uferschilf, steckte ein Lichtlein darauf und ging nachdenklich nach Hause. Es war ihm aber heimlich ein Nachbar gefolgt, der unbemerkt hinter einem Strauch das Gespräch mit dem Fremdling angehört hatte. Dieser Nachbar trug ebenfalls eine Kiste bei sich; in diese hatte er einen zornigen Affen gesteckt. Als er im Schilf angekommen war, öffnete er die Kiste mit dem Schatz, nahm diesen heraus, sperrte den zornigen Affen hinein und legte dafür das Geld in die mitgebrachte Kiste. Dann stellte er sich auf die Lauer. Nach einiger Zeit schlich ein Mensch, in welchem er trotz des Dunkels jenen Fremdling wiedererkannte, an die Kiste heran, kniete behende nieder und öffnete den Deckel. In diesem Augenblick sprang der stets zornige Affe hervor und biß ihm die Nase ab. Und durch die stille Nacht ertönte das Wut- und Wehgeschrei des überlisteten Schelmes, vereint mit dem Gekreisch des stets zornigen Affen. Am andern Morgen ging der Nachbar zu dem rechtschaffenen Landmann und erzählte ihm, was in der vergangenen Nacht drunten im Schilf des Flusses vorgefallen war. Sodann gab er ihm den gesamten Schatz zurück. Darauf teilte der Landmann mit ihm das Geld. Allen Bewohnern der Ortschaft aber bot das Geschehnis auf lange Zeit Stoff zum Lachen.

*

Der Königserbe

Ein Kaufmann in einer Stadt war gestorben, und es kamen seine Anverwandten, nahmen seine gesamte Habe in Besitz und geboten der Witwe mit ihrer fünfjährigen Tochter in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren. Da ging die Frau mit ihrem Kind viele Meilen weit bedrückt ihrer Heimat zu. Eines Abends überschritt sie, ohne es zu wissen, eine Richtstätte; dort hing ein Dieb an einem Holzpfehl. Die Hand der Frau berührte im Dunkeln seine Füße, und der Verurteilte rief: »Wer hat mir im Finstern wehgetan?«

Da bat sie, er möge ihr verzeihen, wenn sie ihn gestoßen habe, und sie fragte, wer er sei. Jener erwiderte: »Ich bin ein Dieb und hänge an diesem Pfehl schon drei Tage, ohne sterben zu können. Gib mir zu trinken!« Sie tränkte ihn aus dem Krug, den sie bei sich trug, und der Schächer sprach: »Vernimm dies zum Dank: nach Osten findest du einen Feigenbaum und nebenan einen ausgetrockneten Brunnen; hebe dort den Schatz, der darin versteckt liegt, und verheirate später mit dem Geld dein Kind an einen rechtschaffenen und klugen Mann.« Nachdem er dies gesagt hatte, starb er.

Die Frau ging hin, fand in dem Brunnen fünftausend Goldmünzen und lebte daheim wieder sorgenlos wie zuvor. Sie tat viel Gutes im Hause ihrer betagten Eltern. Diese starben bald, ihre Tochter aber wuchs heran und wurde die Frau eines angesehenen Brahmanen. Sie liebte ihre Mutter zärtlich bis zu deren Tode. Lange Zeit blieb ihrer Ehe ein Kind versagt; dann aber wurde sie Mutter eines Sohnes. Am siebenten Tage nach dessen Geburt vernahm die Mutter im Traum eine Stimme, die also zu ihr sprach: »Lege morgen um Mitternacht dein Kindlein in einen Binsenkorb, lege tausend Goldstücke hinzu und stelle den Korb vor den Eingang des Königshauses.« Am Morgen erzählte sie den Traum ihrem Manne, und dieser sprach: »Niemand erforscht die geheimen Absichten der Gottheit; dem Weisen aber sind alle ihre Winke heilig. Darum wollen wir uns jenem Gebot fügen.«

Vor Sonnenaufgang des nächsten Tages vernahm der König, dessen Ehe kinderlos war, im Traum eine Stimme, die also sprach: »Vor dem Tor deines Palastes steht ein Binsenkorb mit einem neugeborenen Knäblein; nimm dieses Kind an Sohnes Statt an, und dein Reich wird nicht untergehen.« Sogleich erhob der König sich von seinem Lager, schritt hinaus und fand das Kind in dem Binsenkorb. Er trug es selber in die Frauengemächer und überreichte es seiner Gemahlin. Am Morgen ließ er die Sterndeuter und Wahrsager kommen und befragte sie über seinen Traum. Und der Älteste der Weisen sprach also: »Der Knabe hat eine breite Brust, eine hohe Stirn und ein großes Gesicht, zudem alle zweiunddreißig Merkmale des Mannes: er wird deine Herrschaft aufrechterhalten.« Der König überreichte dem Weisen die Perlenkette von seinem Halse, beschenkte die anderen Greise, welche die Aussage des Ältesten bestätigten, und ließ alsbald ein großes Freudenfest veranstalten, bei dem Gaukler und Musikanten das Volk ergötzen.

Der Knabe wuchs heran, an Körper und Geist wohlgebildet, und als der König starb, bestieg er nach dessen Willen den Thron, wie wenn er sein leiblicher Sohn gewesen wäre. Er wurde ein weiser und gütiger Fürst, der viel Gutes tat bis an sein Lebensende. So wurde er ein Werkzeug in der Hand der Gottheit, der es gefallen hat, daß eine arme Witwe einem Schächer am Pfehl in seiner Todesstunde Barmherzigkeit erwies.

Die Wundersalbe

Ein Lehrer der Weisheit hatte einen Kreis von Schülern um sich gesammelt. Es brach eine Teuerung aus, die sieben Jahr dauerte, und es war ihm nicht mehr möglich, die Schüler vor dem Hungern zu bewahren. Darum entließ er sie in ihre Heimat. Die beiden jüngsten aber kehrten am folgenden Tage zurück und sprachen: »Geliebter Lehrer, wir vermögen die Trennung von dir nicht zu ertragen; schicke uns trotz der Hungersnot nicht fort und laß uns, wenn es sein muß, mit dir zusammen sterben.«

Der Lehrer erwiderte ihnen: »Ihr habt gleich unerfahrenen Kindern gehandelt; denn eure Einfalt kann euch das junge Leben kosten.« Dennoch behielt er sie bei sich, und sie waren ihm mehr als zuvor in Liebe zugetan. Die Hungersnot aber nahm zu, und auf ihren Bittgängen wurden ihnen immer kleinere Liebesgaben verabreicht. Das wenige teilten sie mit dem Lehrer, und zwar derart, daß er sich zuerst sättigte; aus dem spärlichen Rest machten sie dann zwei gleiche Teile. So wurden sie niemals satt. Deshalb sprach eines Tages der ältere zu dem jüngern: »Wir magern immer mehr ab und werden wohl eines Tages den Hungertod sterben. Auch unser geliebter Lehrer ist niemals voll gesättigt um unseretwillen. Ich wüßte ein Mittel, um uns zu helfen.«

Der jüngste entgegnete: »Rede! Ich folge dir in allem.« Und der ältere begann: »Ich habe einmal mit angehört, wie unser geistiger Vater denjenigen Schülern, die ihren Unterricht bei ihm vollendet hatten, das Geheimnis einer Wundersalbe offenbart hat, die unsichtbar macht. Laß uns diese wundertätige Salbe verwenden, um unsern Hunger zu stillen.«

Die beiden taten, wie der ältere angeraten hatte. In der Stadt lebte ein Prasser, der saß täglich vor einem reichgedeckten Tisch, der für zwei Esser hergerichtet war. Der zweite war ein Mensch, der früher Hofgelehrter eines Königs gewesen und die Kunst besaß, die Reichen bei der Mahlzeit in jene heitere Laune zu versetzen, die der Verdauung zuträglich ist. Diesen Reichen suchten die beiden Schüler zur Essenszeit auf, nachdem sie vorher durch die Wundersalbe sich unsichtbar gemacht hatten. Sie aßen von allen Gerichten mit jener Gründlichkeit, die von einem ausgehungerten jugendlichen Magen erwartet werden muß. Der reiche Prasser hingegen sowie sein ständiger Tischgenosse erhoben sich seitdem allemal ungesättigt von der Mahlzeit, und insbesondere der Gastgeber magerte ab wie der abnehmende Mond. Er sprach nicht davon, weil er fürchtete, der ehemalige Hofgelehrte, der ein Weiser war, könnte deshalb gering von ihm denken.

Da sprach eines Tages der Hausfreund zu ihm: »Großmütiger Gönner, ich kann nicht verschweigen, daß wir beide zusehends abmagern, obgleich deine gastliche Tafel, die ich mit meiner geringen Weisheit zu würzen gewürdigt bin, so reichlich gedeckt ist wie zuvor. Insonderheit du bist so dürr geworden, als seiest du von der auszehrenden Krankheit befallen. Womit mag das zusammenhängen?«

Der Gastgeber erwiderte: »Ich kann nur das eine feststellen, daß ich zwar täglich die volle Mahlzeit vor mir stehen sehe und doch tatsächlich nur die Hälfte der Speisen zu mir nehmen muß, wie mein Hungergefühl mir beim Aufstehen anzeigt. Also, so vermeine ich, schmälert irgend jemand, vielleicht der Geist eines Abgestorbenen, meine Mahlzeiten.«

Da hob der andere den Finger und sprach: »Gib acht, morgen um diese Zeit ist jener Spukgeist,

falls er ein menschlicher Dieb sein sollte, in unsern Händen.« Als die beiden am nächsten Tage sich zur gewohnten Tafel niedersetzten, wurde der Fußboden mit feinstem Staub bestreut, und als der Reiche und sein ständiger Gastfreund sich später erhoben, waren auf dem staubbedeckten Boden Fußspuren sichtbar. Der weise Hofgelehrte aber sprach: »Siehe hier diese Fußspuren! Unser Mitesser ist kein Geist. Nachdem er also ein Mensch ist wie wir beiden, hat er sich durch jene Zaubersalbe, die nur wenigen bekannt ist, unsichtbar gemacht.«

Als die beiden am nächsten Tage sich zur gewohnten Mahlzeit niedergesetzt hatten, war das Speisezimmer mit dichtem Rauch angefüllt. Wie nun die beiden unsichtbaren Schüler erschienen und sich über die vollen Schüsseln hermachten, begannen ihre Augen durch den beißenden Rauch heftig zu tränen, und durch das Augenwasser wurde die Wundersalbe weggespült. Sowie aber die Salbe ihre Augen nicht mehr bedeckte, wurden sie den beiden, die zu Tische saßen und auch den Dienern, die jenen die Speisen reichten, sichtbar. Diese waren über die Dreistigkeit der Kleinen mehr erzürnt als ihr Herr. Denn als dieser erfuhr, wer die kecken Betrüger waren, entschied er also: »Man möge diesen Kleinen, solange sie Schüler eines Weisen sind, täglich eine reichliche Mahlzeit in meinem Hause bereithalten.« Die beiden Jünglinge dankten ihm vielmals für diese Gunst und baten nur, die Mahlzeiten, die ihnen zugebracht waren, mit ihrem geistigen Vater teilen zu dürfen. Das wurde ihnen gern gestattet.

Der ehemalige Hofgelehrte konnte sich nicht enthalten, den Lehrer der beiden aufzusuchen und ihm Vorhalte über das ungebührliche Verhalten seiner Schüler zu machen. Der Lehrer hörte ihn gelassen an und entgegnete dann dies: »Sage mir, wie viele Tage und Wochen du zu fasten vermagst, und danach will ich den Verweis bemessen, den ich nach deinem Verlangen den beiden Schülern erteilen soll.« Da drehte der andere sich um und schritt wortlos davon.

*

Der goldene Baum im Meere

Ein König sandte einst seinen Schatzmeister in die Städte seines Landes, damit er von seinen Untertanen neue Steuern erheben solle. »Ich hoffe,« so sprach er, »daß du mit reichen Abgaben und zufriedenum Antlitz wieder vor mir erscheinen wirst.« Nach drei Monaten erschien der Schatzmeister wiederum vor seinem Herrn mit reichlichen Abgaben, aber mit bedrückten Mienen. Jener fragte ihn: »Was ist die Ursache deiner Kümmernis?« Und der Schatzmeister sprach also: »Vernimm, o Fürst, was mir widerfahren ist. Ich kam auf meiner Dienstreise bis zur Küste, und meine Ohren lauschten der ewigen Sprache des Meeres. Dann wurden meine Augen auf eine Stelle im Wasser gelenkt; aus dieser sah ich einen goldenen Baum aufsteigen, dessen Blätter waren Smaragden, seine Blüten Topase und seine Früchte Korallen. In den Zweigen saß eine Jungfrau, deren Lotusaugen waren wie klares Mondlicht. Sie hielt eine Harfe in der Hand und sang eine leise, feierliche Weise. Als das Lied zu Ende war, versank der Goldbaum sacht in die Tiefen des Meeres. Seitdem ich diese wundersame Frau gesehen habe, vergehe ich vor Sehnsucht, sie wiederzusehen. Das ist es, was ich dir zu berichten habe.«

Der König schwieg eine Weile sinnend, dann sprach er ernst: »Es ziemte sich für einen Weisen, nach den Vorschriften Buddhas den Fallstricken der Frauen auszuweichen.« Hierauf entließ er den Schatzmeister gnädig. Allein seit diesem Tage fand der Fürst keine Ruhe mehr. Am siebenten Tage übergab er seinem ersten Hofbeamten die Regierung und machte sich ohne Begleitung auf nach der Meeresküste zu dem Ort, den der Schatzmeister ihm beschrieben hatte.

Dort angelangt, harrte er der Erscheinung. Und er sah mit einem Male, wie der goldene Baum mit der Jungfrau aus der Meerestiefe emporstieg. Und er hörte sie zu der Harfe leise ein Lied singen, das seine Seele mächtig bewegte. Er stürzte sich in die Fluten, schwamm zu dem Baum und erkletterte ihn. Die Jungfrau blickte ihn erstaunt an und fragte: »Warum bist du zu mir gekommen, du kühner Mann?« Er antwortete: »Deine Schönheit und dein Gesang haben mich bezwungen. Komm mit mir und werde mein Weib!« Da antwortete die Jungfrau: »Wohl möchte ich dies tun, doch kann es nur unter der Bedingung geschehen, daß du am vierzehnten Tage der dunklen Hälfte des Mondes mich in meinem Frauengemach den Tag und die Nacht hindurch allein lässest.« Damit war der König einverstanden, und sie ging mit ihm und wurde seine Gemahlin.

Es kam der vierzehnte Tag der dunklen Hälfte des Mondlichtes, und die neue Königin bat den König, der in ihren Gemächern war: »Herr, verweile heute nicht in meiner Nähe, wie du es gelobt hast!« Er gab seine Zustimmung, eingedenk seines Versprechens, und weil er sie mehr liebte als zuvor. Er hieß die Dienerinnen hinausgehen, erhob sich dann selber, nahm sein Schwert in die Hand und schritt hinaus. Draußen aber verbarg er sich hinter einem Vorhang und wartete voll Besorgnis ab, was nun geschehen würde. Allein die Müdigkeit übermannte ihn, und er begann einzuschlafen.

Als er um Mitternacht erwachte, gewahrte er aus seinem Versteck drinnen im Frauengemach, in dem niemand als seine Gemahlin weilte, einen Spukgeist, der peinigte die klaglos duldende Königin auf alle erdenkliche Weise. Da stürzte der König hervor und tötete den schlimmen Geist mit einem einzigen Schwertstreich, so daß sein Haupt am Boden kollerte.

Da rief die Gattin frohlockend aus: »Sei bedankt, du wahrhaft kühner Mann; denn du hast mich

von dem Fluch befreit, der auf mir lastet!« Auf seine Frage erzählte sie folgendes: »Mein erhabener Vater war gewohnt, keine Mahlzeit ohne mich einzunehmen. Eines Tages aber versäumte ich unbesonnenes Kind die gewohnte Essenszeit. Darüber geriet mein Vater in heftigen Zorn, und er fluchte mir mit den Worten: am vierzehnten Tage des Mond dunkels möge alle Male ein böser Dämon kommen und zur Strafe für meine Unachtsamkeit mich peinigen auf alle erdenkliche Art. Ich flehte seine Nachsicht an, und er fügte hinzu: Sollte einmal ein Mann erscheinen, der ohne dein Zutun den Dämon tötet, dann sei der Fluch von dir genommen.«

Der König sprach hierauf wohlgenut: »Doppelt freut mich, was ich getan. Nun aber laß uns hingehen, deinen Vater begrüßen und es ihm vermelden.« Da schimmerten die Lotusaugen der Königin, und sie erwiderte langsam und feierlich: »Wisse, o Herr, nachdem ich die Gattin eines Sterblichen geworden bin, wird die Gottheit mich nicht mehr achten. Zudem ist alle Zauberkunst, die du an dem goldenen Baum im Meere gewahrt hast, von mir genommen, weil ich mein Herz einem Menschen geschenkt habe.« Bei diesen Worten neigte die Königin das Haupt in Erwartung seiner Gegenrede. Der König aber war über dieses Geständnis hocheifrig und gelobte der Gottheit reiche Opfer. Um sich ihr Wohlgefallen für sein Haus und sein Land noch mehr zu sichern, tat er, vereint mit der Königin, zeitlebens viel Gutes, so daß das Lob dieses königlichen Paares bis in ferne Zeiten erklang.

*

Die abgebissene Nase

Ein Kaufmann hatte eine Tochter, die war seit sieben Jahren verheiratet; aber ihr Mann weilte schon sechs Jahre wegen Handelsgeschäften in fremden Ländern. Seine Frau wohnte inzwischen im Hause ihrer Eltern. Mit der Zeit begann sie sich zu langweilen, und sie beschwerte sich eines Tages bei einer Freundin über ihr Alleinsein. Dabei blickte sie durch das Balkongitter und gewahrte einen schöngekleideten Jüngling, der im Vorbeigehen hinaufschaute. Dieser Mensch war der Bruder jener Freundin.

Die Augen der jungen Frau und des Jünglings begegneten sich, und eine plötzliche Lebensfreude überfiel die Frau, so daß sie zu der Freundin sprach: »Ich trage Verlangen, mit einem Mann zu sprechen. Laß mich mit deinem Bruder zusammenkommen.« Die Freundin versprach es.

Es traf sich, daß der Ehemann am nächsten Tage unerwartet heimkehrte. Aber die Gedanken der treulosen Frau waren bei dem Jüngling. Wohl entging dem Heimgekehrten nicht der kühle Empfang, der ihm von seinem Weibe bereitet wurde; aber er war von den Anstrengungen der Reise zu sehr ermüdet, um lange darüber nachzudenken, und er begab sich alsbald zur Ruhe.

Kaum war er eingeschlafen, da entwich das törichte Weib aus dem Hause. Ein nächtlicher Einbrecher begegnete ihr draußen und folgte ihr neugierig. Als sie um eine Straßenecke bogen, vernahmen sie ein Geschrei: der Jüngling, den die Frau zu treffen hoffte, war soeben von den Stadtwächtern, die ihn für einen Einbrecher hielten, niedergeschlagen worden. Als die Frau seiner ansichtig wurde und ihn erkannte, da warf sie sich voll Schmerz über den Daliegenden. Und im Todeskampf biß der Mensch ihr die Nase ab.

Da schnellte die Frau empor und rannte verzweifelt nach dem Haus ihrer Freundin. Diese riet ihr unter Tränen der Reue: »Eile sogleich nach Hause, rufe alle Inwohner zusammen und beschuldige deinen Gatten, daß er bei seiner Heimkehr dich aus unbegründeter Eifersucht verstümmelt habe.«

Die Frau tat, wie jene ihr geraten hatte, und zwar, bevor die Sonne aufgegangen war und ehe ihr Mann von seinem Schlaf erwacht war. Auf das Geschrei der jungen Frau eilten ihre Eltern sowie die Nachbarn herbei, und als sie die Anschuldigungen der Verstümmelten erfuhren, verprügelten alle den Ehemann und schlepten ihn vor den Richter.

Dieser verurteilte ihn zum Pfahl. Und ein Mann aus der Menge schrie nach Gerechtigkeit. Der Richter ließ ihn vortreten und fragte ihn, wer er sei. Der Mensch erwiderte: »Ich bin allerdings ein gemeiner Dieb, jener Mann aber ist unschuldig.« Darauf erzählte er, was in der vergangenen Nacht, von den Stadtwächtern unbemerkt, der Frau des Verurteilten von dem sterbenden Jüngling widerfahren war.

Zwei Boten, die der Richter alsbald aussandte, um die Wahrheit dieser Aussage festzustellen, kamen zurück und brachten die abgebissene Nase, die sie in dem Mund des Toten gefunden hatten. Darauf ließ der Richter der ungetreuen und lügenhaften Frau die Ohren abschneiden, ihr Gesicht schwärzen und ihr Haupt bis auf zwei Locken kahlscheren. Dann befahl er, sie auf einen Esel zu setzen und unter Trommelschlag in der Stadt umherzuführen. Der Dieb aber wurde gleichzeitig zum Oberaufseher der Stadtwächter ernannt.

Die drei zarten Frauen

Ein Fürst, der unvermählt war, wurde von seinen Hofleuten gebeten, unter den Frauen des Landes eine Gattin zu wählen; denn von den Fürstentöchtern der verschiedenen Länder im Umkreis hatte keine sein Wohlgefallen erregt. Als seine Umgebung einst wieder in ihn drang, er möge dem Lande einen Thronerben schenken, der seinen Namen und sein Geschlecht fortpflanze, sprach der Fürst: »Wohl, ich bin geneigt, aus den edlen Familien meines Landes eine Gattin zu wählen; aber ihr Wuchs muß sein wie der des Leoparden, ihre Hände und Füße wie weicher Lotus und ihre Augen wie die des Rehes. Dabei muß sie von einer Zartheit des Empfindens sein, die nicht ihresgleichen hat. Findet ihr eine Frau mit all diesen Vorzügen, dann möge sie vor mir erscheinen, und ich werde an dem Tage, den der Sterndeuter bestimmt, meine Auswahl treffen.«

An dem festgesetzten Tage führten die Höflinge dem Fürsten drei Frauen zu, die waren aus edlem Geschlecht und eine jede von hohem Liebreiz. Der Fürst geleitete sie einzeln in seinen Garten. Als er die erste um ihre Herkunft befragte, hielt sie sich die Ohren zu; denn aus der entfernten Wohnung eines Landmannes vernahmen beide das leise Geräusch einer Mörserkeule, das ihr solche Schmerzen bereitete, daß sie zu weinen begann.

Darauf führte der Fürst sie in den Palast zurück und geleitete die zweite Frau in den Garten. Als er sie um ihre Herkunft befragte, fiel sie in Ohnmacht; denn in demselben Augenblick hatte eine Biene sich auf eine der Blumen in ihrem Haar gesetzt. Der Fürst rief ihre Lebensgeister wach und führte sie sodann in den Palast zurück.

Darauf geleitete der Fürst die dritte Frau in den Garten. Sie kamen beide zu einem Teich, auf dem Lotusblumen blühten. Der Fürst bückte sich, um der Jungfrau, die ihm die lieblichste unter den dreien schien, eine Blume zu pflücken. Da entglitt die nasse Blume seiner Hand und fiel auf den Fuß der schönen Dame. Und der Fuß wurde davon gebrochen. Da fing der Fürst die leise Klagende in seine Arme auf und ließ sie durch herbeigerufene Diener so behutsam, als ob sie das Standbild einer Gottheit sei, in seinen Palast tragen. Diese zarte Frau machte er später zu seiner Gattin.

*

Das Knabenopfer

Es lebte einst ein König, der war von allen erdenklichen Leiden geplagt. Obwohl er viel Gutes tat, wollte sein Zustand sich nicht bessern. Deshalb begann er mit der Gottheit, die den Menschen Gesundheit verleiht, zu hadern. Eines Nachts wurde ihm im Traum folgender Rat zuteil: »Lasse ein goldenes Bildnis anfertigen und auf der Landstraße aufstellen mit der Inschrift: Wer seinen Körper für den König aufopfert, dem soll dieses goldene Standbild gehören!«

Der König ließ alsbald ein Bildnis aus purem Golde anfertigen, wohl zehn Lasten schwer, und ließ es an einem Kreuzpunkt der Landstraße aufstellen. Zwei Tage vergingen, und niemand meldete sich, der das Opfer seines Lebens um diesen Preis bringen wollte. Am dritten Tage schritt ein armer Landmann aus der Umgebung an der Stelle vorbei, und der Wärter, der neben dem Bildnis stand, erklärte ihm auf Befragen, was das Standbild und seine Inschrift bedeute.

Der Bauer ging heim, nahm sein Weib beiseite und sprach zu ihr: »Wir haben kaum für uns beide zu essen; laß uns einen unserer drei Knaben opfern, dann erhalten wir das goldene Bildnis und sind aller Sorgen zeitlebens enthoben.« Die Frau entgegnete ihm: »Tue, wie du willst; aber den jüngsten will ich nicht hergeben.« Ihr Mann erwiderte: »Ich will den ältesten nicht opfern.«

Der mittlere Sohn hatte draußen das Zwiegespräch mit angehört, trat hinzu und sprach zu seinen Eltern: »So lasset mich das Opfer sein!« Dann rief er seine beiden Brüder herein, und Eltern und Geschwister umarmten ihn und weinten. Als er auf seiner Opferung fest bestand, übergab der Vater ihn dem Wärter und brachte das Standbild nach Hause.

Der König, dessen Schmerzen immer stärker geworden waren, hörte von dem Entschluß des Knaben und ließ ihn herbeiführen. Er nahm Sandelholz, ungebrochenen Reis, Blumen, Spezereien, Kerzen, geweihte Speisen und Früchte, betete und erhob sich sodann von seinem Schmerzenslager, um das Opfer zu vollbringen. Da begann der Knabe zu lachen; denn er konnte es nicht fassen, daß ein Mensch und sei er ein König, von einem seiner Mitmenschen ein derartiges Opfer verlange. Das Lachen des Knaben aber verwirrte den König, so daß das Schwert seinen schwachen Händen entglitt und ihn selber tödlich verletzte. So wurde er dennoch durch diesen Knaben von seinen Leiden befreit. Der Opferwille des Knaben aber war erwiesen, und nach einmütigem Richterspruch verblieb das goldene Bildnis im Besitz seiner Eltern.

*

Der entsagende Landesfürst

Ein wohlhabender Kaufmann erschien eines Tages vor dem Fürsten des Landes und sprach: »Hoher Gebieter, ich habe daheim eine Tochter in jungfräulichem Alter, deren Schönheit gerühmt wird. Wenn sie dir gefällt, so magst du sie zur Gattin nehmen; wenn du verzichtest, werde ich ihr einen andern Gatten erwählen.«

Darauf schickte der Landesfürst zwei Höflinge in jene Stadt und befahl, ihm das Mädchen zu beschreiben. Sie kamen, erblickten die Jungfrau, und der eine der beiden Abgesandten sprach: »Fürwahr, die Nymphen Indras würden bei dem Anblick solcher Schönheit erröten.« Der andere aber erwiderte: »Wenn diese Frau in das Haus unseres Fürsten gelangt, wird er um ihretwillen seine Herrscherpflichten vernachlässigen, weil er an nichts anderes denken wird, als dieser Frau das Leben zu verschönen. Darum laß uns melden, sie sei häßlich und für unsern Herrn nicht geeignet.«

Sie taten also, und der Landesfürst verzichtete auf die Heirat. Darauf gab der Kaufmann seine Tochter einem Hauptmann der fürstlichen Leibwache zur Frau. Eines Tages ritt der Fürst an dem Hause des Hauptmanns vorbei und sah eine Frau auf dem Dache lustwandeln. Er sprach zu sich: »Ist dieses Weib die Tochter einer Gottheit, eine Jungfrau des Paradieses oder ein sterbliches Wesen?«

Er erkundigte sich, woher jene Frau stamme, und erfuhr, daß sie die Tochter des Kaufmanns sei, die er zurückgewiesen hatte. Er befahl, die beiden Sendboten vorzuführen, und redete sie mit gerunzelter Stirn also an: »Euer Bericht ist unwahr gewesen. Ich habe heute mit eigenen Augen die Kaufmannstochter gesehen, die ihr mir beschrieben habt, und sie ist so schön, daß ihresgleichen nicht zu finden ist.«

Die Höflinge erwiderten: »Herr, wir fürchteten, unter dem Einfluß dieser schönen Frau würdest du die Staatsgeschäfte vernachlässigen und dein Reich müßte dabei zugrunde gehen. Darum haben wir diese Unwahrheit ersonnen. Haben wir unrecht gehandelt, dann bestrafe uns, wie du es für angebracht hältst.«

Der Fürst vermochte ihren Besorgnissen nicht zu widersprechen. Aber ein geheimer Kummer nagte seitdem an dem Mark seines Lebens. Da erschien jener Hauptmann eines Tages vor ihm und sprach: »Herr, jedermann weiß, welcher Gram dich verzehrt. Siehe, ich bin dein Sklave; befehl, daß mein Weib vor dir erscheint!«

Darüber erzürnte der Landesfürst und erwiderte: »Wie kannst du solches sprechen! Weißt du nicht, daß es Sünde ist, der Frau eines andern sich zu nähern?«

Seit jenem Tage verschloß der Fürst sich in seine Gemächer, und er starb nach zehn Tagen. Als die Frau des Hauptmanns die Todesnachricht erfuhr, ging sie zu ihrem geistlichen Lehrer und fragte ihn: »Der edelmütige Fürst ist um meinetwillen gestorben; sage mir, was ich tun soll!« Der Greis antwortete ihr: »Wenn eine Frau auf dem Scheiterhaufen des Mannes, der sie liebte, ihr Leben opfert, dann bewirkt ihr dies dieselben Verdienste wie hundert Pferdeopfer, die das Recht begründen, im Himmel zu herrschen.«

Darauf dankte die Frau dem Lehrer und begab sich zu dem Platz, auf dem der Landesfürst soeben verbrannt wurde. Sie beschrieb den vorgeschriebenen Kreis um die Feuerstätte, kreuzte die Hände auf der Brust und verrichtete, der Sonne zugewendet, ihre letzten Gebete. Demütig sprach sie alsdann zu dem Verstorbenen: »Herr, ich bin deine Sklavin in jedem künftigen Leben!« Dann verhüllte sie das Haupt und sprang in den Scheiterhaufen.

*

Der starke Dulder

Der König Haritschandra war einst auf der Jagd, als er im Dickicht Hilferufe vernahm. Wie er hinzueilte, sah er, daß böse Dämone kreischend auseinanderstoben, und er erblickte einen Einsiedler, der zürnend nähertrat. Der Greis schalt den fremden Jäger, weil er ihn in seiner Bußübung gestört hatte, und er verlangte von ihm ein entsühnendes Opfer. Der König entgegnete: »Ich opfere dir willig Land und Habe, Leib, Weib und Kind, wenn ich mich dadurch entsühnen kann.« Denn er hatte eine fromme Scheu vor dem zornigen Fluch eines heiligen Büssers. Allein seine unbegrenzte Bereitwilligkeit mußte den Verdacht erwecken, als ob sie nicht aufrichtig gemeint sei. Darum erwiderte der heiligmäßige Greis: »Wohl, du versprichst viel, geradezu alles, was dir gehört. So wisse: ich nehme dich beim Wort und nehme dir dein Land und deine Habe und lasse dir Leib, Weib und Kind, wenn du durch Bettel die Opfergabe aufbringst, die ich von dir verlange.«

Der Fürst beugte das Haupt und murmelte: »Ich habe mein Königswort verpfändet. Es sei.« Darauf schritt er heim, ließ drei Büssergewänder holen, legte das eine selber an und befahl seinem Weib, für sich und ihr Söhnchen das gleiche zu tun. Sie tat nach seinem Befehl, und sie verließen beim sinkenden Tag den Palast und begaben sich unerkannt auf den Bettelgang außerhalb der Stadt. Es traf sich aber, daß die Menschen in einigen Orten erfuhren, wer die Bettlerfamilie sei und daß dann die Gaben für sie reichlicher flossen. Darauf erschien der heilige Büsser wiederum vor dem König und sprach in strengem Ton: »Ich befehle dir, außer Landes betteln zu gehen; denn ich fürchte, daß deine ehemaligen Untertanen, wo sie dich erkennen, gegen mich, ihren nunmehrigen Gebieter, sich auflehnen werden.« In frommer Scheu vor dem zornigen Fluch des heiligmäßigen Mannes folgte der König dem Befehl.

Dann nahte der Tag, an dem der König sich verpflichtet hatte, die verlangte Opferspende zu entrichten. Da nahm der König seine Gattin beiseite und sprach zu ihr leise, damit das Kind es nicht hören sollte: »Der Fluch des heiligen Büssers wird uns wohl vor Sonnenuntergang treffen; denn ich muß ihm eingestehen, daß ich das verlangte Lösegeld nicht aufbringen konnte.« Und sein Weib entgegnete ihm: »Sei guten Mutes; verkaufe mich als Sklavin; denn siehe, ich habe meine Pflicht als Gattin erfüllt, du aber hast dein Manneswort noch einzulösen.« Der König war nicht dazu zu bewegen; als sie aber weiter in ihn drang, fügte er sich ihrem Willen und verkaufte sie auf dem Marktplatz an einen alten Brahmanen, dessen Frau die häuslichen Arbeiten nicht mehr verrichten konnte, um siebzig Goldmünzen.

Als das Söhnchen sah, wie seine Mutter weggeführt wurde, lief es ihr schreiend nach, und der König bat den Alten: »Kaufe mir auch noch den Knaben ab; denn er wird ohne seine Mutter sterben.« Da gab der Alte ihm noch dreißig Goldmünzen dazu und ging mit Mutter und Kind davon. Während der König in einem Winkel kauerte und das gesammelte Geld seinem Bastgürtel entnahm, um es zu zählen, stand der heilige Büsser vor ihm, und demütig reichte der König ihm alles, was er bisher zusammengebracht hatte. Der Greis zählte es und sprach dann nur dies: »Dein Sühnegeld beträgt das Zehnfache dieser Summe, und bis Sonnenuntergang bist du es schuldig.«

Da stellte der König sich entschlossen auf den Marktplatz inmitten der Käufer und Verkäufer und rief: »Wer wünscht einen kräftigen Sklaven zu kaufen? Hier steht er.« Und es trat der Henker der Stadt, mit den Abzeichen seines Gewerbes behangen, auf ihn zu, betrachtete ihn prüfend und sprach: »Ich zahle tausend Goldstücke für dich, weil ich erkenne, daß du ein brauchbarer Sklave

bist.« Da entsetzte der König sich, daß er der Knecht eines Ausgestoßenen werden sollte. Wiederum stand der heilige Greis vor ihm und redete ihn an: »Warum weisest du das Geld zurück?« Der König aber bat ihn: »Laß mich lieber *dein* Sklave sein und dadurch meine Schuld abtragen.« Darauf wandte der Greis sich an den Henker mit den Worten: »Nimm diesen Menschen, der sich mir verschrieben hat; ich verkaufe ihn dir um tausend Goldstücke.« Und der König zauderte nicht länger und folgte dem neuen Herrn als Henkersknecht, und er litt schweigend Hunger und harte Behandlung.

Eines Tages bei sinkender Sonne sprach der Henker zu ihm: »Gehe auf den Begräbnisplatz und errichte den Holzstoß für den nächsten Verstorbenen« (denn jener Mensch war zugleich der Totengräber). Als der König hinausging, um die Arbeit zu verrichten, sah er eine Frau näherkommen, die trug ihr totes Söhnchen im Arm, das hatte eine Schlange beim Spiel gebissen. Sie erkannte den Mann, der müde auf einem Grabhügel saß und reichte ihm das tote Kind hin. Wie der Mann das Kind sanft neben sich bettete, da erkannte auch er das Knäblein und seine Mutter, und weinend sanken die Eltern sich in die Arme.

Dann sprach der König zu seinem Weibe: »Ich will mich mit meinem Kind verbrennen lassen; du aber diene treu deinem Herrn weiter, bis die Gottheit uns wieder vereint.« Wer seine Gattin erwiderte: »Ich will mit dir zusammen sterben, wie ich mit dir zusammen gelebt habe.« Hierauf errichteten sie den Holzstoß für das Kind, betteten seine Leiche darauf und neigten das Haupt zu einem letzten Gebet.

In diesem Augenblick wurde die Nacht hell wie lichter Tag. Geführt von dem Heiligen, der die Opfergabe von dem König verlangt hatte, erschien aus der Höhe der mächtige Herr des Himmels und sprach zu dem König: »Sei gesegnet, du starker Dulder! Ich will, daß du mit deinem Weib lebendigen Leibes zu mir eingehest in die Herrlichkeit des Himmels.«

Da sank der König in die Knie und entgegnete: »Herr, ein Henker ist Herr meines Lebens, und mein Weib hier ist die Sklavin eines Brahmanen.« Und der Gott der Gerechtigkeit trat vor und sprach zu dem König: »Ich war jener Henker und zugleich jener Brahmane, denen ihr verkauft wurdet. Ihr habt beide die auferlegte Prüfung bestanden.« Weiter fragte der fromme König: »Was soll aus meinem Lande werden, wenn es ohne den vorgesetzten Herrscher ist?« Da schüttete die Gottheit einige Tropfen von dem Trank des Lebens auf den toten Knaben, und sogleich stand dieser auf den Füßen und umarmte seine beglückten Eltern. »Siehe hier deinen würdigen Nachfolger, der mit deinem Thron deine hohen Tugenden erben soll.«

Und wiederum folgte ein gewaltiges Schauspiel: ein goldener Wagen schwebte auf einer Wolke hernieder, nahm den starken Dulder und sein Weib auf und trug sie beide nach den Gefilden der Seligen.

*

Das Ernteopfer

In einem Lande, das zu beiden Seiten eines Flusses gelegen ist, fand einst eine große Opferfeier statt. Der Landesfürst hatte dem Erntegott hundert milchweiße Kühe gelobt, damit er das Wachstum der Felder segne. Die hundert Opfertiere umstanden den Altar, und der Vorbeter verrichtete angesichts des versammelten Volkes die üblichen Bittgebete. Plötzlich stockte er und hielt mitten im Gebet inne. Der Landesfürst, der neben ihm stand, fragte ihn unwillig: »Warum stockst du mit einem Male mitten im Gebet?« Und der Vorbeter erwiderte: »Herr, ich sah soeben unter den hundert milchweißen Opfertieren, die du dem Erntegott gelobt hast, ein Tier mit einem schwarzen Fleck am Hinterbein, und ich befürchte, daß der Erntegott deshalb an diesem Opfer kein Wohlgefallen haben wird.«

Stirnrunzelnd entgegnete der König: »Die gütige Gottheit wird das Versehen eines Sterblichen mit verstehender Nachsicht beurteilen. Wenn wir aber dennoch ihr Mißfallen verspüren sollten, dann könnte dies der Grund sein, weil die feierliche Handlung unterbrochen wurde.« Und er befahl ihm, das Bittgebet zu vollenden. Das geschah, und die hundert Opfertiere wurden dem Erntegott geopfert.

Der Erntesegen aber blieb aus, und das ganze Land wurde von einer anhaltenden Dürre heimgesucht. Der Landesfürst besprach sich mit seinen Ratgebern und verhiess demjenigen einen hohen Lohn, der ein Mittel wüßte, den sichtlich erzürnten Erntegott zu versöhnen. Da meldete sich eines Tages ein fremder Greis, der sprach zu dem Fürsten und seinen Räten: »Stromaufwärts liegt ein Büberhain; in diesem lebt ein Einsiedler zusammen mit einem Jüngling, den er seit dessen Geburt behütet. Wenn dieser reine Jüngling mit der Kinderseele, der noch niemals den Büberwald verlassen hat, die Grenzen unseres Landes betend überschreitet, dann wird der Zorn des Erntegottes von diesem Land genommen werden.«

Über diese Botschaft war der König hochofren, und er beschenkte den weisen Alten reichlich. Auf seinen weitem Rat ließ er ein Floß errichten, auf diesem war eine Schilfhütte aufgestellt, und das Floß wurde mit vierzig Knechten bemannt. Alsdann rief der König seine einzige Tochter herbei, kleidete sie in das Bastgewand der Büber und bestieg mit ihr das Floß, das von den Knechten stromaufwärts getrieben wurde.

Als sie in die Gegend kamen, wo der Büberwald begann, hieß der König seine Tochter an den heiligen Hain gehen und gebot ihr, den reinen Jüngling aufzusuchen und auf das Floß zu locken. Das Mägdlein schritt in den Hain und traf bald mit dem Jüngling zusammen, der im Begriff war, Holz für das heilige Feuer zu sammeln. Er begrüßte die Angekommene und lud sie zum Sitzen unter einem schattigen Baume ein. Dann sprach er: »Ich glaube, fremdes Brüderlein, du wirst hungrig und durstig sein; ich will rasch zu meinem Vater in seine Schilfhütte laufen und Waldfrüchte und Büffelmilch für dich herbeiholen.«

Die Königstochter dankte für seine Artigkeit und bat ihn zu bleiben. Dann entnahm sie dem Binsenkörbchen, das sie bei sich trug, süßes Backwerk und feurigen Wein in einem zierlichen Krüglein und gab ihm von beiden zu kosten. Da begannen die Augen des Jünglings zu leuchten; denn er hatte noch niemals derartiges genossen.

Er fragte die Jungfrau nach ihrer Herkunft, und sie erzählte ihm, daß ihr Vater ein König sei. Dies

verstand er nicht, und sie verstand es wiederum nicht, ihm zu erklären, was ein König ist. Dann erzählte sie ihm, wie sie und ihr Vater auf mächtigen Holzstämmen flußaufwärts gekommen seien. Auch hierüber schüttelte der Jüngling den Kopf, und ihre Zwiesprache begann zu stocken. Als der Jüngling sich dann erinnerte, daß sein Vater ihn daheim mit dem Holz für das heilige Feuer erwartete, erhob er sich eilends und lief mit dem gesammelten Holz davon. Niedergeschlagen kehrte das Mädchen zu ihrem Vater zurück.

Der Jüngling aber erzählte seinem Vater von dem Fremdling im Bastgewand, den er beim Holzsammeln angetroffen hatte, und er rühmte seinen zarten Wuchs, sein liebliches Antlitz und sein reiches Flechtenhaar. Dies beunruhigte den frommen Einsiedler, und er grübelte die ganze Nacht darüber nach, welcher schlimme Geist in arglistiger Verkleidung wohl den reinen Jüngling habe verführen wollen. Am andern Morgen machte er sich auf und durchstreifte den ganzen Hain bis in die entlegensten Winkel, um den Versucher ausfindig zu machen und ihn mit seinem Fluch zu beladen.

Unterdessen war der Jüngling neugierig zum Flußufer hinabgeschritten, um das geschilderte Schiff aus Holzstämmen zu sehen. Er fand das mächtige Floß, und wie er es staunend betrachtete, gewahrte die Königstochter in der Schilfhütte den Jüngling. Sie eilte hinaus, begrüßte ihn und bat ihn, in die Hütte einzukehren und ihren Vater zu begrüßen. Der Jüngling folgte ihr in die Hütte, und dort empfing ihn der König und sprach gütige Worte zu ihm. Dann wurde er von der Jungfrau mit Backwerk und süßem Obst bewirtet, und als endlich der König ihn aufforderte, er möge sie in ihr Land begleiten, weil solches dem Lande zum Segen gereichen würde, da verstand der Jüngling abermals diese dunkle Rede nicht; aber gleichzeitig war es ihm, als ob eine übernatürliche Macht ihm zuredete, dieser Aufforderung sich zu unterwerfen. So fuhr der reine Jüngling mit ihnen stromabwärts.

Als das Floß die Landesgrenze erreicht hatte, erhob sich der König und befahl den Ruder knechten zu halten. Dann begab er sich mit dem Jüngling und der Tochter an die Spitze des Flosses und sprach feierlich zu dem Jüngling: »Siehe, wir betreten das Land, das unter der anhaltenden Dürre zusehends leidet. Ich bitte dich, der du ein Liebling der Gottheit bist, entsühne uns und bitte den Erntegott, die verdürstenden Fluren mit dem erquickenden Naß zu segnen, da wir sonst alle Hungers sterben.«

Der Jüngling blickte um sich und sah zur Rechten und zur Linken ausgedörrte Erde und versengte Felder und Bäume, und eine große Ergriffenheit kam über ihn. Er faltete die Hände auf der Brust, hob die Augen zum Himmel, und während der König und seine Tochter demütig mit gesenkten Häuptern beiseitestanden, verrichtete er laut das folgende Gebet:

O Erntegott, hör' unser Flehen,
Die wir vor deinem Throne stehen!

Sind wir nicht würdig deiner Huld,
Dann nimm von uns hinweg die Schuld!

Oh, gib den Fluren deinen Segen
Und spende den ersehnten Regen!

Dieses schlichte Gebet aus dem Mund eines reinen Menschen versöhnte die beleidigte Gottheit; eine dunkle Wolke beschattete das Land ringsum, und bald fiel ein reichlicher Regen nieder. Alle

Bewohner des Landes waren darüber hocheifrig und dankten der Gottheit mit lauter Stimme. Der König aber sprach zu dem Jüngling: »Du bist in Wahrheit der Wohltäter meines Landes geworden; nimm meine einzige Tochter, die dich liebt, zur Frau.«

Inzwischen hatte der Einsiedler den gesuchten schlimmen Verführer nirgendwo im Walde gefunden. Als er am Abend müde in seine Schilfhütte zurückkehrte, wartete er vergeblich auf den Jüngling. Und er wartete den zweiten und den dritten Tag. Dann machte er sich auf und schritt stromabwärts, um ihn zu suchen. Und er kam in ein Land, wo eine reiche Ernte heranreife, und die Menschen waren voll Lob und Dank gegen den gütigen Erntegott. Dem Greis aber erzählten sie dies: Nach wochenlanger Dürre sei ein reiner Jüngling, den ein heiliger Einsiedler aus dem Büberwald stromabwärts entsandt hatte, ins Land gekommen und habe den göttlichen Zorn von ihnen weggenommen, weshalb der Landesfürst ihm zum Dank seine einzige Tochter zur Frau gegeben habe.

Als der Greis solches vernommen hatte, schmolz der Zorn in seiner Seele. Er war stolz darauf, daß der reine Jüngling, den er seit dessen Geburt behütet hatte, ein Werkzeug Gottes geworden, und er kehrte beruhigt in seine Waldeinsamkeit zurück.

*

Die Tochter des Froschkönigs

Ein jugendlicher König wandelte ohne Begleitung in dem großen Garten seines Palastes umher. Müde vom Gehen, legte er sich an einer entlegenen Stelle unter einen schattigen Baum und schlief ein. Als er erwachte, erblickte er auf dem Wiesengrund vor sich ein Mägdlein, das tanzte einen Reigen und lächelte ihn dabei an. Der junge Fürst trat näher; er erstaunte über den Liebreiz der fremden Jungfrau und redete sie also an: »Tanze doch den Reigen zu Ende; denn noch niemals sah ich bei einem weiblichen Wesen solche Anmut der Bewegungen.«

Das Mädchen willfahrte seinem Begehren, und als sie den Tanz beendet hatte, ergriff der König ihre Hand und sprach: »Wenn du willst, dann möchte ich dich zu meiner Gemahlin erheben.« Da lächelte die Jungfrau schelmisch und entgegnete dann: »Ich möchte wohl gern eine Königin sein; aber nur unter einer Bedingung.« Und als der König nach dieser Bedingung fragte, sprach sie: »Du darfst mich niemals in die Nähe einer Wasserfläche bringen. Wenn du mir das versprechen willst, dann werde ich dir gern als treue Gattin angehören.« Der König versprach es, und sie wurde seine Frau, die ihm in zärtlicher Liebe ergeben war.

Der jugendliche Fürst wurde von einer so heftigen Neigung zu seiner jungen Frau beseelt, daß er darüber seine Regierungsgeschäfte vergaß. Dies beunruhigte seine Räte, und sie überlegten, wie sie den König dem Einfluß seiner verführerischen Frau entziehen könnten. Einer von ihnen hatte eine Vertraute unter den Dienerinnen der Königin, und von dieser erfuhr er die seltsame Bedingung, die die Königin an ihren Gemahl gestellt hatte.

Als die Räte solches vernahmen, erklärten sie einstimmig: »Die Königin ist eine Zauberin!« und beschlossen, sie auf die Probe zu stellen. Sie ließen in einer der herrlichsten Gegenden des Landes ein kleines Lustschloß erbauen. Dieses war von einem großen Park eingeschlossen, und ein kleiner See lag drinnen inmitten einer schattigen Baumgruppe. Dieser See war mit einem zarten Silbergewebe bedeckt, wie es in wasserarmen Gegenden üblich ist, wenn Teiche in den Gärten der Vornehmen angelegt werden sollen. Dann traten die Räte vor ihren jugendlichen Herrn und boten ihm das Lustschlößchen im Namen des Volkes als Hochzeitsgabe an. Der König ließ allem Volk seinen Dank entbieten und begab sich dann mit seiner Gemahlin nach dem neuen Wohnsitz.

Als beide allein, ohne Gefolge, den Garten durchwanderten, kamen sie auch zu dem kleinen See, dessen Silbergewebe in der Sonne glitzerte, und sie erschrakten. Der König hatte sich zuerst gefaßt und beruhigte seine Gemahlin mit den Worten: »Sieh nur näher hin; weil dies eine wasserarme Gegend ist, hat man zur Augenweide einen künstlichen See geschaffen und damit, ohne zu wissen, deinem Willen entsprechend verfahren.«

Darauf trat die Königin neugierig an den Teich heran, und mit einem Male schwang sie sich über die Brüstung, zerriß das feine Silbergewebe mit ihrem geschmeidigen Körper und tauchte in dem Wasser unter. Der bestürzte König stand zuerst ratlos da; jeden Augenblick erwartete er, daß die Königin wieder auftauchen werde; aber nur ein Fröschlein kroch aus dem Teich und hüpfte abseits ins Gras. Da sprang der König selber in das Wasser, das ihm nur bis zu den Knien reichte, und suchte ringsum; aber die verschwundene Königin fand sich nirgendwo. Eilends rief der König Diener und Dienerinnen herbei und ließ den Teich bis auf den letzten Tropfen entleeren; aber von der Königin war keine Spur zu entdecken.

Der König gebärdete sich wie verzweifelt über den Verlust der stets heitern Gattin, und zornig rief er aus: »Es ist keine andere Lösung denkbar: die schändlichen Frösche müssen meine Gemahlin aufgeessen haben!« Er erließ den Befehl, alle Frösche umzubringen, wo immer man ihrer habhaft werde. Wer eine Schuld an dem König zu zahlen hatte, mußte seitdem sie in toten Fröschen begleichen. Auf diese Weise wurden in dem Reiche jenes Königs nahezu alle Frösche vertilgt. In ihrer Verzweiflung wandten sich die verfolgten Frösche an den Gott der Gerechtigkeit. Darauf erschien eines Tages ein würdiger Greis vor dem König und redete ihn also an: »Warum läßt du die harmlosen Frösche vom Erdboden vertilgen? Weißt du nicht, daß jedes erschaffene Lebewesen göttlichen Schutz genießt?« Der jugendliche König war beschämt und entgegnete: »Ich sehe mein Unrecht ein; aber meine abscheuliche Handlungsweise ist gerechtfertigt durch die Trauer um meine verlorene Gattin.« Da lächelte der Greis, und der junge Fürst faßte den Mut, ihn zu fragen: »Warum lächelst du, ehrwürdiger Vater, weil ich meine verlorene Gattin betrauerer?«

»Weil deine Liebe mich rührt,« antwortete milde der Greis. »Wer bist du?« fragte weiter der König, und da sprach der Greis zu ihm: »So wisse, ich bin der Froschkönig, und deine verlorene Gattin ist meine Tochter, die in einer heitern Laune menschliche Gestalt annahm und dann deine Gattin geworden ist.« Da wußte der König anfangs keine Worte zu finden, dann aber rief er: »Ich bitte dich, schenke mir die Heitere und Liebliche wieder!« »Obwohl sie dich kalten Herzens verlassen hat?« fragte prüfend der Froschkönig. »Trotz alledem!« rief der König, und der Greis schritt hinaus und kam bald darauf mit seiner verschämten Tochter wieder. Zärtlich schloß der junge König die Wiedergefundene in seine Arme und lauschte ihrem entzückenden Lachen.

Die junge Königin bewahrte ihren Frohsinn ihr Leben lang. Das Märchen ihres Lebens aber ist noch nicht zu Ende. Sie wurde Mutter von drei Söhnen, und in diesen wurde der leichte Sinn ihrer Mutter bestraft, deren Heimat das kalte Wasser war. Die drei heißblütigen Königssöhne sind streitbare Männer geworden und später durch das Schwert umgekommen.

*

Die Frau mit dem kalten Herzen

In einer Stadt lebte ein reicher Jüngling, der war durch den frühzeitigen Tod seiner Eltern rasch zu großem Reichtum gelangt. Da er es verstand, seine Güter durch geschickte Handelsgeschäfte zu vermehren, galt er als einer der wohlhabendsten Bürger der Stadt. Er hatte einen großen Kreis von Schmeichlern und Schmarotzern um sich gesammelt; aber die Gerechten und Gutgesinnten achteten ihn gering; denn es war stadtbekannt, daß dieser vermögende Mensch mit ausgelassenen Gefährten sich mancherlei Ausschweifungen ergab.

Eines Tages sprach der Jüngling in einer übermütigen Laune bei einem Festmahl zu seinen versammelten Freunden: »Suchet mir die schönste Jungfrau meiner Vaterstadt, und ich schwöre euch, daß sie in drei Tagen meine Frau sein soll.« Darauf hielten seine Freunde Umschau unter den Mädchen der Stadt, die in jungfräulichem Alter waren, und übereinstimmend erklärten sie ein und dasselbe Mädchen für das schönste der Stadt. Gleichzeitig aber wurde bekannt, daß ihr Vater der ärmste unter seinen Mitbürgern war. Dieses Zusammentreffen belustigte den reichen Jüngling, und er redete zu sich selber: »Um so mehr Erfolg wird meine Werbung haben.«

Seinen Freunden erklärte er: »Richtet euch darauf ein, in zwei Tagen zu meiner Hochzeitsfeier zu erscheinen.« Damit ging er zu dem ersten Juwelenhändler der Stadt, kaufte ein Perlenhalsband um hunderttausend Denare, begab sich zu dem Vater jenes Mädchens und bat ihn, seiner Tochter, die als die schönste Jungfrau ihrer Vaterstadt gelte, seine Verehrung bezeigen zu dürfen. Der Vater rief seine Tochter herein; der Jüngling staunte über ihren Liebreiz, erklärte sie für die schönste Jungfrau der Stadt und bat, ihr die Perlenschnur, die er mitgebracht hatte, als Geschenk überreichen zu dürfen.

Das freudig überraschte Mägdlein wollte schon die Hand nach dem Geschmeide ausstrecken, als der Vater dazwischentrat. Er hieß seine Tochter hinausgehen und fragte den Jüngling nach dem eigentlichen Zweck seines Besuches. Jener antwortete: »Gib mir deine Tochter zur Frau.« Und der Vater entgegnete: »Ich habe dir den Anblick meines Kindes nicht vorenthalten wollen; denn es ist nützlich für die Männer, zu wissen, daß die Schönheit einer Frau ihre Reinheit ist. Allein ich mag dir trotz meiner Armut meine Tochter nicht anvertrauen, weil es stadtbekannt ist, daß du Jugend und Reichtum in dunkeln Freuden vergeudest.«

Damit entfernte er sich, und der gedemütigte Jüngling ging beschämt von dannen. Unterwegs fiel ihm ein, daß der Stadtrichter ein Freund seines verstorbenen Vaters war. Zu diesem ging er hin, überreichte ihm die Perlenschnur und sprach: »Ich bitte dich, der du ein Freund meines verstorbenen Vaters gewesen bist, dieses Halsband für deine Gattin annehmen zu wollen.« Der Richter betrachtete das Halsband, schätzte es auf hunderttausend Golddenare und erwiderte: »Womit kann ich mich für dieses Geschenk dankbar erweisen?«

Der Jüngling erwiderte: »Willst du mir einen Dienst erweisen, dann verhilf mir zu der Frau, die ich zur Gattin erwählt habe. Es ist die Tochter unseres ärmsten Mitbürgers, allein ihr Vater verweigert sie mir mit dem Stolz eines Königs.« Da lächelte der Richter und sprach: »Komme kurz vor Sonnenuntergang wieder; dann hörst du aus seinem eigenen Mund die Einwilligung des Vaters.« Er steckte das Halsband ein, und der Jüngling verabschiedete sich.

Der Richter ließ alsbald einen Schuldschein auf vergilbtem Papier ausfertigen, darin bestätigte

ein gewisser Mensch, von seinem Mitbürger zehntausend Denare erhalten zu haben, und verpflichtete sich, gegen Vorweis dieses Schriftstückes den vollen Betrag mit den angefallenen Schuldzinsen zurückzuerstatten. Hierauf ließ der Richter den Vater des schönen Mädchens kommen, zeigte ihm den Schuldschein mit der Unterschrift seines längstverstorbenen Vaters und sprach: »Dieser alte Schuldschein, den dein längstverstorbenen Vater ausgestellt und niemals eingelöst hat, war lange verschollen. Heute ist er wiedergefunden worden. Der edelmütige Sohn deines Gläubigers ist bereit, den Schuldschein zu vernichten, wenn du ihm zum Ersatz deine Tochter zur Frau gibst. Andernfalls darf er sie als Sklavin übernehmen, weil es dir unmöglich sein wird, die zehntausend Denare zurückzuzahlen.«

Der Vater war starr vor zornigem Schrecken; dann aber sammelte er seine Gedanken im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Gottheit und entgegnete: »Ich bin bereit, meine Tochter gegen diesen Schein einzutauschen.« Der Richter lobte seine Einsicht, öffnete die Tür, ließ den reichen Jüngling, der draußen bereits wartete, eintreten und redete ihn an: »Dieser ehrenhafte Mann übergibt dir hiermit seine Tochter als Gattin.« Der Vater erkannte den Jüngling wieder und sprach nur dies zu dem Richter: »Ich habe dir mein Wort gegeben und werde es nicht brechen.« Dann zerriß der Richter den Schein, und der Alte wandte sich an den Jüngling mit den Worten: »Hole dir deine Braut, wann es dir beliebt, da du sie ohnehin bereits betört hast; aber verlange nicht, daß ich sie dir zuführe.«

So wurde am dritten Tage in jener Stadt eine Hochzeit gehalten, wie man sie prunkvoller seit langem nicht erlebt hatte. Viele Hochzeitsgäste waren anwesend, nur der Vater der Braut war nicht zugegen. Er hatte sich vorher aus der Stadt entfernt und sein Häuschen der Obhut eines Nachbarn anvertraut.

Als das junge Ehepaar nach der Hochzeit allein war, da begab sich etwas Seltsames: Plötzlich weiteten sich die Augen der glückstrahlenden jungen Frau, sie legte die Hand auf die Stelle des Herzens und zitterte am ganzen Körper. Ihr Mann griff ebenfalls hin und fand, daß die Stelle fischkalt war. Weder seine noch ihre Hand vermochte diese Stelle zu erwärmen. Das Frösteln aber schüttelte heftig den Körper der Frau, und seitdem hörte man bei Tage und bei Nacht unausgesetzt die gleichen klagenden Worte von ihr: »Mich friert! Mich friert!«

Ihr Mann war untröstlich, hüllte sie in warme Kleider und wollene, weiche Decken, reichte ihr feurige Getränke, ließ Heilkünstler und weise Frauen kommen, die ihren Körper zu erwärmen trachteten – aber alles war zwecklos. Und wenn sie stundenlang in dem herrlichen Garten in der Sonne gebettet lag, wimmerte sie immerfort: »Mich friert! Mich friert!« Da erkannte der Ehemann, daß dies die Strafe für das bittere Unrecht war, das er dem Vater seiner Frau angetan hatte. Zu der Reue, die gleich einem Wurm an seiner Seele zu nagen begann, gesellte sich das Mitleid mit seiner jungen Frau, und beides läuterte die Seele dieses Mannes, so daß er seinen bisherigen Lebensgewohnheiten völlig entsagte und ein rechtschaffener Mensch wurde, der viel Gutes tat und seine Gattin zärtlich behütete.

Der Zustand der jungen Frau aber wollte sich nicht bessern; unausgesetzt beantwortete sie seinen Zuspruch mit den ständigen klagenden Worten: »Mich friert!« und ungezählte Male griff ihre kalte Hand nach der Stelle des Herzens. So vergingen drei Monate, und dem jungen Paar war noch keine einzige glückliche Stunde beschieden worden. Beide waren innerlich davon überzeugt, daß der schwergekränkte Vater den Gott der Gerechtigkeit gegen seine Kinder angerufen hatte; aber keiner traute sich, es dem andern einzugestehen.

Was sie befürchteten, war wirklich geschehen. Am Hochzeitstag war der Vater des Mädchens nach einem berühmten Heiligtum aufgebrochen, um dort Trost zu suchen in dem ihm widerfahrenen Leid. Sieben Wochen dauerte der Bittgang. Als er endlich an dem Heiligtum angelangt war und eifrig die vorgeschriebenen Andachtsübungen verrichtete, hörte er nachts im Traum eine Stimme, die zu ihm sprach: »Laß dein Herz weich statt zu Stein werden! Verzeihe deinem Kinde, das mit einem kalten Herzen behaftet ist, und verzeihe ihrem Mann, der ein Gerechter wurde durch die auferlegte Buße. Lege bei der Heimkehr einen roten Lotus, wie sie um diesen kleinen Tempel blühen, deinem kranken Kind auf die Stelle des Herzens, und alles wird gut enden.« Dreimal vernahm der alte Pilger im Traum dieselben Worte während dreier Nächte. Am dritten Tage dankte er dem Heiligen, grub eine der roten Lotusblumen neben dem Heiligtum mit den Wurzeln aus samt dem Erdreich und pilgerte heimwärts. Die Lotusblume aber blühte unterwegs täglich schöner und voller auf. In der siebenten Woche langte der Alte wieder in der Heimat an. Ohne vorher nach seinem Häuschen zu sehen, suchte er das Haus seines Schwiegersohnes auf, und als er den herrlichen Garten betrat, da erblickte er seine kranke Tochter, wie sie, in warme Decken gehüllt, mit müdem Antlitz und geschlossenen Augen in der Sonne ruhte. Neben ihr saß ihr Mann, streichelte ihre Hände und flüsterte ihr zärtliche Worte zu. Dann gewahrte er den Vater seiner Frau, und er neigte seinen Mund zu ihrem Ohr. Sie öffnete langsam die Augen, erkannte ihn, zitterte stärker als vorhin und streckte ihm die Hand entgegen. Und der alte Mann fühlte, daß die Hand seiner Tochter fischkalt war, und er vernahm ihr leises Wimmern: »Mich friert! Mich friert!«

Da brach der Alte den Lotusstengel, legte der Tochter die rote Blume auf die Stelle des Herzens, und siehe, in demselben Augenblick begannen die toten Augen der jungen Frau in altem Glanz zu leuchten; ihr Körper straffte sich; geschmeidig wie eine Gazelle sprang sie auf ihre Füße, griff mit der Hand nach dem Herzen und rief aus: »Ich fühle, wie mein Herzblut wieder warm durch meinen Körper rieselt!« Sie ergriff die Hand ihres staunenden Gatten, legte sie an ihr Herz, und die Stelle war warm. Da fielen die beiden dem Alten zu Füßen, und er gab ihnen nachträglich seinen väterlichen Segen.

*

Die Pforten der Hölle

Ein Mensch, der als ein Gerechter galt, starb, und der Sendbote des Totengottes erschien, um ihn in die Unterwelt zu geleiten. Nach zwölf Tagen erreichten sie das Haus des Totenrichters, und der schweigende Bote sprach: »Mache dich bereit, die sieben Höllen mit mir zu durchwandern.« »Ich habe nur Gutes getan und Böses stets gemieden,« erwiderte der Tote, »und ich dachte, daß ich ohne Sünde gestorben sei.«

Der Bote aber entgegnete: »Wohl weiß dies der Totenrichter; einmal indessen warst du lieblos gegen dein Weib, als sie dir zärtlich nahte, um deine geschäftlichen Sorgen zu verscheuchen. Dafür mußt du eine Stunde in der Hölle verweilen.« Und er führte ihn den Pforten der Hölle entgegen.

Nach wenigen Schritten standen sie vor einer qualmenden Höhle, die von wimmernden Menschen angefüllt war, und der Führer sprach: »Sieh hier die Hölle des Wimmerns und in ihr alle diejenigen, die sich im Leben gegen ihre Eltern versündigten. Zur Strafe müssen sie auf glühenden Kohlen umherlaufen.«

Sie kamen vor die Pforten der zweiten Hölle, deren Boden war mit glühenden Erzplatten bedeckt, und schwefeliger Rauch erfüllte das Innere, das mit schreienden Menschen angefüllt war. Der Führer sprach: »Sieh hier die Hölle des Wehklagens und in ihr alle diejenigen, die durch Lästerungen ihren Mitmenschen Böses zufügten.«

Sie kamen vor die Pforten der dritten Hölle, und Schnee, Eis und Hagel peitschte ihnen aus dem Dunkel entgegen. Der Führer zündete eine Fackel an und sprach, auf die weinenden Menschen im Innernweisend: »Sieh hier die Hölle des Weinens und in ihr alle diejenigen, die sich in ihrem heißen Geblüt den Ausschweifungen ergeben haben.«

Sie kamen vor die Pforten der vierten Hölle und erblickten in einem Höhleninnern ein mächtiges Rad, das sich drehte, darauf lagen Gefesselte, die gerädert wurden, und immer neue Verdammte wurden von stummen Gehilfen des Totenrichters langsam gerädert. »Sieh hier die Hölle des Stöhnens«, sprach der Führer, »und in ihr alle, die durch Verleumdung den Frieden ihrer Mitmenschen vernichtet haben.«

Dann zog der Führer den toten Gerechten hinab in eine gähnende Tiefe, und droben standen die stummen Gehilfen des Totenrichters und schleuderten die Verdammten in die Finsternis und zogen sie wieder zu gleichem Tun hinauf. »Sieh hier die Hölle des Abgrundes«, sprach der Führer, »und in ihr alle, die ihre Mitmenschen unterdrückt haben.«

Alsdann kamen sie zu einem brennenden Wald und sahen die Verdammten, wie sie in den Flammen umherliefen, gepeinigt von Raubtieren und Raubvögeln, die nach ihrem gebratenen Fleisch lechzten. »Sieh hier die Hölle des feurigen Waldes«, sprach der Führer, »und in ihr alle diejenigen, die zu Lebzeiten der Weisheit und Wahrheit widersprochen haben.«

Endlich gelangten sie vor die Pforten der siebenten Hölle: in einer schauerlichen Höhle brodelte in riesigen Kesseln siedendes Öl, das war mit glühenden Eisensplintern gemischt, und die finstern Gehilfen des Totenrichters tauchten die Verdammten sekundenlang schweigend in die kochende

Glut. Über dieses Schauspiel entsetzte sich der Gerechte, so daß er nicht verstand, wer diejenigen waren, die hier weilten.

Als er sich schauernd zum Gehen wandte, schrien die Verdammten hinter ihm her, er möge bleiben und ihre Qualen lindern. Ratlos blickte der Gerechte auf seinen Begleiter, und dieser sprach: »Die Anwesenheit eines Gerechten vermag die Qualen der Verdammten zu lindern. Doch verweile nicht; denn die Stunde, die du vor den Pforten der sieben Höllen zubringen mußt, ist vorüber, und der Himmel erwartet dich!«

Da überkam den Gerechten ein grenzenloses Mitleid mit den Verdammten, und er rief aus: »Allerbarmherziger, laß mich auf ewig vor den Pforten der Hölle verweilen, wenn dadurch die Qualen der armen Sünder gelindert werden!«

Diese große Barmherzigkeit erregte das Wohlgefallen des Totengottes. Er zeigte sich dem Gerechten im Glanz seiner Herrlichkeit und sprach zu ihm: »Dein Erbarmen macht dich meiner besondern Gnade würdig.« Der Gerechte aber erwiderte: »Bin ich wirklich deiner besondern Gnade würdig, dann, du Herr der Lebendigen und der Toten, laß einen Teil davon den Verdammten hier zugute kommen.«

»Es sei!« sprach der Totengott, und in demselben Augenblick sprangen die ehernen Pforten der sieben Höllen klirrend auf, und mit lautem Dank gegen Gott und den Gerechten eilten die Verdammten hinaus von der Stätte des Grauens. Dann schwebte in einer lichten Wolke ein goldener Wagen hernieder und führte den barmherzigen Gerechten hinauf in den Himmel.

*

Die Brautgeschenke

Der mächtige König in einem Lande des Aufganges betrauerte das Hinscheiden seiner Gemahlin. Eines Tages traten die Edlen des Reiches vor ihn hin und sprachen:

»Herr, es ist nicht gut, daß dir die Gattin fehlt.«

Der König erwiderte: »Welche Frau wäre würdig, Nachfolgerin der Toten zu werden?«

Da ergriff der Älteste das Wort und sprach:

»Über das Land des Niederganges regiert eine jugendliche Königin. Wenn Ihr einander angehören würdet, könnte euer Bund zugleich der Bund beider Völker werden.«

»Möchten diese Worte sich erfüllen!« erwiderte der König.

Am anderen Tage machten drei Abgesandte sich auf den Weg nach der Hauptstadt jenes Landes und verlangten, bei der Königin vorgelassen zu werden. Als sie von dieser empfangen wurden, entbot der Sprecher unter ihnen der Königin den Friedensgruß seines Herrn und begehrte in dessen Namen sie für den König zur Frau.

Die Königin zog sich mit ihren Ratgebern zurück. Nach einer Weile erschien sie wieder, umgeben von ihren Frauen und Höflingen, und ließ durch ihren ersten Würdenträger folgendes verkünden:

»Die Königin im Lande des Niederganges erinnert sich, daß ihre Ahnen mit den Vorfahren des Königs im Lande des Aufganges um die Landesgrenzen gestritten haben und hierbei auf beiden Seiten Blut und Tränen geflossen sind. Sie wünscht aber gleich eurem Gebieter, daß die Zwietracht der Völker sich in Eintracht und der Haß der Fürsten sich in Liebe wandle. Darum ist sie bereit, dem König im Lande des Aufganges als Gattin anzugehören, wenn er ihr diese drei Brautgeschenke überbringen läßt: das Herz einer Motte, einen Becher voll Tränen sowie einen Becher mit seinem eigenen Blut.«

Darauf wurden die Abgesandten reichlich bewirtet und entlassen. Als die Abgesandten zu Hause anlangten und dem König die Forderungen nannten, lächelte dieser. Dann versank er in Nachdenken. Nach drei Tagen berief er die Edlen seines Reiches und sprach:

»Ich bin gewillt, selbst in das Land des Niederganges zu reiten und um dessen Königin zu werben. Macht euch inzwischen bereit, sie an der Landesgrenze zu empfangen.«

Die Edlen staunten über seine Zuversicht; denn es war bekannt, daß der Stolz dieser Königin größer sei als ihre Schönheit, und sie war sehr schön.

Wiederum erschienen drei Abgesandte im Lande des Niederganges vor der Königin. Der Sprecher ergriff das Wort und sprach:

»Wir sind gekommen, die verlangten Geschenke des königlichen Brautwerbers zu überbringen.«

Da blickten die Augen der Königin erwartungsvoll, und sie fragte: »Wo ist der Becher voll Tränen?«

Der Abgesandte langte einen goldenen Becher hervor; in diesem lag eine schimmernde Perlenkette. Er überreichte ihn der Königin mit den Worten:

»Siebzimal sieben Tränen, die der König über die ehemalige Feindschaft zwischen beiden Ländern vergossen hat, erstarrten zu siebzig Perlen. Der König reihte sie an eine Seidenschnur und bittet dich, sie um deinen Hals zu legen.«

Die Königin ließ die Perlenkette durch ihre Finger gleiten. Dann fragte sie: »Wo ist der Becher mit des Königs eigenem Blut?«

Der Abgesandte langte einen silbernen Becher hervor, in diesem lag eine leuchtende Korallenkette. Er überreichte ihn der Königin mit den Worten:

»Siebzimal sieben Blutstropfen, die der König sich entzogen hat als Sühne für das Blut, das um unserer Länder willen geflossen ist, erstarrten zu Korallen. Der König reihte sie an eine Seidenschnur und bittet dich, sie um deinen Hals zu legen.«

Die Königin ließ die Korallenkette durch ihre Finger gleiten. Dann fragte sie: »Und wo ist das Herz der Motte?«

Da langte der Abgesandte einen funkelnden Diamant hervor, der war mit einem Goldreifen gefaßt, und er sprach:

»Sind deine Augen so scharf als sie schön sind, dann wirst du, wenn du den Stein gegen das Licht hältst, im Innern das Herz der Motte als ein winziges, gelbliches Pünktchen erkennen.«

Die Königin ergriff den Ring, betrachtete den funkelnden Stein und begann zu lächeln. Hierauf sprach sie zu dem Abgesandten: »Deine Rede hat mir gefallen.«

»Dann gewähre mir die Gnade, dir im Namen des Königs die beiden Ketten umlegen zu dürfen.«

Sie ließ es gewähren. Alsdann steckte sie den Ring an ihren Finger und sprach: »Dein König ist klug. Sage ihm meinen Gruß und ich sei bereit, seine Gemahlin zu werden.«

Da straffte sich die hohe Gestalt des Abgesandten, und er erwiderte: »Ich bin der König.«

Die Königin reichte ihm beide Hände und sprach: »Dir will ich gern angehören.«

In derselben Stunde verkündeten in beiden Reichen reitende Boten, daß der König im Lande des Aufganges und die Königin im Lande des Niederganges beschlossen hatten, ein Paar zu werden. Überall wurden Freudenfeste gefeiert.

*

Der unermüdliche Jüngling

Vor dem Palast eines Königs, der ein gütiger Gebieter war, erschien eines Tages ein hochgewachsener Jüngling, setzte sich am Eingang nieder und verweilte dort. Der Türhüter fragte ihn nach seinem Begehre.

»Ich möchte die Königstochter zur Frau haben«, erklärte der Jüngling.

Der Türhüter, welcher glaubte, daß er einen einfältigen Menschen vor sich habe, lächelte, indem er entgegnete: »Dann warte so lange, bis du sie hast.«

»Das will ich tun«, sprach der Jüngling, und er wartete Stunden, dann Tage und zum Schluß Wochen hindurch. So kam es, daß endlich der König selber auf ihn aufmerksam wurde. Er fragte seinen Kämmerer, was der Jüngling am Eingang des Palastes begehre. Der Kämmerer berichtete, daß dieser ein Narr sei, weil er sich nichts Geringeres in den Kopf gesetzt habe, als die Königstochter zu heiraten. Der König fragte weiter, wie der junge Mensch, der doch gar nicht wie ein Verrückter ausschaue, wohl auf diesen Gedanken gekommen sei.

Darauf erwiderte der Kämmerer:

»Jedermann im Palast weiß es: dieser Tor war der Schüler eines Weisen, der ihn gelehrt hat: ›Wer den festen Willen hat, erreicht alles, was er wünscht.‹ Dann will ich nichts Geringeres als die Königstochter, soll jener Mensch erklärt haben, und seit drei Monaten erscheint er täglich, ohne sich abweisen zu lassen.«

Der König schüttelte den Kopf.

»Das beste Mittel, den Narren loszuwerden, wäre, ihm den Kopf abschlagen zu lassen«, meinte der Kämmerer.

»Es wäre schade um diesen schönen Jünglingskopf«, erklärte der König. Dann befahl er den Menschen mit dem sonderbaren Begehren zu sich. Da er fand, daß er ganz gescheit antwortete, entließ er ihn mit den Worten:

»Ich will dir Gelegenheit geben, meine Tochter zu gewinnen. Hinter diesem Palast liegt inmitten der Gärten ein tiefer See. Auf seinem Grunde liegt mein Siegelring, der meinem Finger entglitt, als ich einmal aus dem Boot nach einer Lotusblume griff. An dem Tage, wo du mir den Ring zurückbringst, gebe ich dir meine Tochter zur Frau.«

Von diesem Tage an wechselte der Jüngling seinen Platz vor dem Palast mit einem andern an jenem See. Täglich begann er dort frühmorgens mit einem Gefäß Wasser auszuschöpfen. Unermüdlich goß er es bis nach Sonnenuntergang am Ufer aus. Dies tat er vierzig Tage lang.

Den Fischen in dem See blieb der Mensch, der droben unaufhörlich Wasser schöpfte, nicht unbemerkt. Als sie sahen, daß er immerzu das gleiche tat, überkam sie eine zunehmende Unruhe. Sie sammelten sich auf dem Grund des Sees und hielten Rat; aber keiner wußte eine Erklärung dafür, warum jener Mensch seit vierzig Tagen von früh bis spät in dem irdenen Gefäß Wasser aus dem See schöpfte und auf dem Rasen entleerte.

Da nahm der älteste von ihnen, der schon über hundert Jahre alt war, das Wort und sprach:

»Ich will euch über das seltsame Gebaren dieses Menschen Auskunft geben: er sucht den Siegelring des Königs, der hier drunten im Schlamm liegt.«

Die Fische erstaunten; der älteste von ihnen aber fuhr fort:

»Glaubet mir, bevor dieser Jüngling von seinem Vorhaben absteht, wird er eher den ganzen See ausschöpfen.«

»Dann kämen wir ja alle ins Trockene!« riefen bestürzt die Fische, und sie beschlossen auf den Rat ihres Ältesten, den Ring im Schlamm aufzustöbern. Nach sieben Tagen wurde er von einem der Fische gefunden. Er warf ihn dem Jüngling in das Gefäß. Jener eilte damit zum König. Dieser erkannte seinen Siegelring wieder und gab ihm seine Tochter zur Frau.

*

Die Schwestern

Ein reicher Kaufmann, der viele Jahre auf Reisen gewesen war, kehrte in seine Heimat zurück. Er hatte zwei anmutige Schwestern mitgebracht. Nachdem er von einem Teil seines draußen erworbenen Vermögens ein Haus mit einem schönen Garten gekauft hatte, übergab er dessen Verwaltung den beiden Schwestern. Er hatte aber die ältere der beiden lieb gewonnen und machte sie zu seiner Frau. Dies erfüllte die jüngere Schwester mit Neid, und beide wurden unfreundlich zueinander.

Als einst der Mann in einer nahen Stadt war, um Geschäfte abzuschließen, gerieten die Schwestern in Streit, und die jüngere sagte der älteren böse Worte. Diese drohte ihr, sie werde ihren Mann, wenn er morgen heimkehre, auffordern, sie in die Heimat zurückzuschicken. Darüber geriet das Mädchen in Bestürzung. In der Nacht schlich es in das Zimmer der Schwester und erstickte sie mit einem Kissen. Wohl bereute sie sogleich ihre schlimme Tat, aber es war zu spät.

Der Mann betrauerte seine Frau, ohne die Todesursache zu ahnen. Als die Trauerzeit vorüber war, nahm er die jüngere Schwester zur Frau. Unter den Geschenken, die ihnen zur Hochzeit überreicht wurden, war ein Papagei. Als die junge Frau einst allein im Zimmer war, rief der Vogel sie plötzlich mit Namen. Sie war freudig überrascht und wollte ihn lieb kosen; aber er sträubte die Federn und rief: »Ich bin die Wiedergeburt deiner Schwester.« Da wurde die Frau von solchem Schrecken erfaßt, daß sie dem Tier die Kehle zuschnürte.

Ihrem heimkehrenden Mann erzählte sie, der Papagei sei plötzlich tot von der Stange gefallen. Der Mann versprach ihr einen neuen Papagei; aber sie bat ihn, dies zu unterlassen, da sie bald als werdende Mutter sich lieber mit ihrem Kindlein als mit einem Papagei unterhalten wolle.

Einige Monate später brachte sie ein Kind zur Welt; aber in der dritten Nacht erdrückte sie, ohne es zu wissen, im Schlaf das eigene Kind. Darüber befiel sie ein heftiges Fieber, und in ihren wirren Reden verriet sie, daß sie selber auf ähnliche Art ihre Schwester umgebracht hatte. Ihr Mann, der an ihrem Lager weilte und solches hörte, war entsetzt. Er überlegte lange, ging dann zum Stadtrichter und überbrachte ihm das Geständnis.

Der Richter sprach: »Sobald deine Frau genesen ist, muß sie am Pfahl die verdiente Strafe erleiden.« Als der Ehemann zu Hause ankam, war die Kranke inzwischen gestorben. Ein zweites Mal suchte der Mann den Stadtrichter auf, übergab ihm zur Sühne sein Hab und Gut und kehrte nach der Bestattung seiner Frau in das fremde Land zurück, in dem er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte.

Nach vielen Jahren vermählte sich der Königssohn dieses Landes mit einem schönen Mädchen aus edlem Geschlecht. Dieses träumte einst alles, was sich mit den Schwestern zugetragen hatte, und sie sprach weinend:

»Ich bin jene wiedergeborene ältere Schwester!« Ihr Gatte versuchte, es ihr auszureden und sagte: »Sicher hat eine Märchenerzählerin dir einmal das traurige Märchen von den beiden Schwestern erzählt.« Heimlich ließ er aber Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß der Traum einmal Wirklichkeit gewesen war. Er pries die Gottheit, die jener beweinenwerten Schwester

eine schöne Wiedergeburt gewährt hatte und wurde seiner Frau ein zärtlicher Gatte.

*

Der geprellte Dieb

Ein Gewohnheitsdieb, der durch sein schlechtes Gewerbe schon ein vermögender Mann geworden war, drang eines Nachts bei einem Menschen ein, den er für einen Schatzgräber hielt. Dieser Mensch besaß aber keine verborgenen Schätze, wie ein böser Nachbar dem Einbrecher anvertraut hatte, vielmehr lebte er mit seiner Frau und seiner Tochter in sehr dürftigen Verhältnissen.

An dem Tage, da der Dieb ihn heimsuchte, war das erwachsene Mädchen die Heerstraße entlang zu Verwandten gewandert, um von diesen ein Säcklein Reis zu erbetteln. Die Eltern erwarteten ihre Heimkehr am folgenden Mittag.

»Möge unser Kind einen recht großen Sack Reis heimbringen«, sprach die Frau vor dem Einschlafen. Der Mann antwortete nicht; denn müde von des Tages Arbeit war er bereits eingeschlafen.

Mitten in der Nacht wurden Mann und Frau durch ein Geräusch aufgeweckt. Vor ihrem Lager stand ein Mensch und verlangte von dem Mann einen seiner verborgenen Schätze. Als dieser beteuerte, daß er bettelarm sei, nannte der Einbrecher ihn einen Lügner und bedrohte ihn mit dem Messer. Der Mann schwur ihm: »Ich will meine Frau verstoßen, wenn ich nicht die Wahrheit sage.«

Darauf rief die Frau: »Ei, du böser Mann, mich möchtest du verstoßen, weil ich weiß, daß du in der Kammer nebenan den Schatz verborgen hast.«

Der Ehemann blickte sie sprachlos an; die Frau aber forderte den Einbrecher auf, er möge auf ihren Mann so lange losschlagen, bis er ihm die Tür der Nebenkammer geöffnet habe. Als dies geschehen war, stieß der Einbrecher den Mann beiseite und stürzte in die Kammer. In demselben Augenblick hatte die Frau ihren Mann zurückgezogen, die Kammertür zugesperrt und verriegelt. Dann rief sie dem Einbrecher drinnen zu:

»Gehab dich wohl, du Bösewicht, und bereite dich darauf vor, daß du gepfählt wirst; denn ich werde sofort die Nachbarschaft zu Hilfe rufen, während mein Mann dich bewacht.«

Dem Einbrecher wurde bange zumute. Weil er befürchten mußte, daß nun auch seine früheren Diebstähle ans Tageslicht kamen, war er um sein Leben besorgt. Deshalb verlegte er sich aufs Bitten und sprach in dem sanftesten Ton, der ihm möglich war: »Gute Frau, seid nachsichtig und gebt mich gegen ein hohes Lösegeld frei.«

»Das würde dir passen,« erwiderte die Frau, hieltest du nicht vorhin in deiner Hand ein scharfgeschliffenes Messer, du schlimmster aller Schelme?«

»Hier ist es«, antwortete der Einbrecher kleinlaut und schob das Messer durch die Türspalte am Boden. Die Frau ergriff es, versteckte es, gab dann ihrem Mann einen dicken Stock in die Hand und rief ihm zu:

»Bist du ein Mann oder ein verprügelter Hund?«

Darauf zahlte der Mann dem Eindringling die erlittene Mißhandlung mit derben Stockhieben heim. Als dieser sich zur Wehr setzen wollte, rief die Frau: »Keinen Laut, oder ich rufe die Nachbarn und Häscher zusammen!« Dann zu ihrem Mann gewandt: »Sage mir doch, lieber Mann, wieviel rückständigen Metzins schulden wir eigentlich unserm Hausherrn?«

»Fünzig Silberlinge«, lautete die Antwort, während der Mann weitere Stockhiebe austeilte.

»Ich zahle euch gern die Miete, wenn ihr mich laufen laßt«, beteuerte der Dieb.

»Wieviel schulden wir noch dem Bäcker?« fragte die Frau.

»Ebenfalls fünfzig Silberlinge«, erwiderte der Mann und verprügelte den Mann weiter.

»Das macht zusammen hundert Silberlinge«, rief der Dieb jämmerlich. »Ich zahle sie euch, wenn ihr mich laufen laßt.«

»Was meinst du, lieber Mann,« fragte die Frau weiter, »wieviel Mitgift unsere Tochter, die wir bald verheiraten müssen, wohl nötig hat?«

»Ich denke, hundert Silberlinge«, entgegnete der Mann und hörte nicht auf, den Einbrecher zu verprügeln.

»Ich zahle euch die zweihundert Silberlinge, aber gebt mich frei«, jammerte der Dieb.

»Noch eins,« sprach die Frau und wandte sich an den Verprügelten, »ach, du lieber Einbrecher, mein guter Mann wünscht sich schon lange Geld, um Waren zu kaufen, mit denen er einen kleinen Kramladen eröffnen will. Wieviel Geld braucht er wohl dazu? Ich rechne hundert Silberlinge.«

Da begann der Einbrecher zu fluchen und zu schwören:

»Dreimal will ich meine Frau verstoßen, wenn ich nur die Hälfte von dem besitze, was ihr beide von mir erpreßt!«

»Gut,« sprach die Frau, »dann will ich sogleich hingehen und deine Frau befragen, ob du die Wahrheit sagst. Warte inzwischen ein Weilchen.«

Während ihr Mann den Einbrecher bewachte, ging sie selbst nach dem entgegengesetzten Stadtviertel in das Haus des Diebes. Sie klopfte bei dessen Frau an und teilte ihr mit, was vorgefallen war. Zugleich zeigte sie ihr als Beweisstück das Messer ihres Mannes.

Die Frau überlegte nicht lange und zahlte ihr das ausbedungene Lösegeld von vierhundert Silberlingen aus; denn sie wußte, daß ihr Mann gepfählt würde, wenn seine Diebstähle ans Tageslicht kämen.

Wohlgemut ging die Frau im Morgenrauen heim, zeigte ihrem Mann die vierhundert Silberlinge, und dieser ließ den Einbrecher laufen.

Die Frau konnte sich nicht enthalten, ihn noch zu fragen:

»Sage uns, bester Dieb, wann wirst du nun wiederkommen, um den verborgenen Schatz bei uns zu holen?«

»Oh, du böse Zunge,« lautete die Antwort, »ich werde mich wieder einstellen, wenn du ein zweites Mal vierhundert Silberlinge brauchst, um eure Schulden zu zahlen, um eure Tochter zu verheiraten und einen Kramladen zu eröffnen.«

Und zornig schlich der nächtliche Dieb davon.

*

Sonnenschein und Mondschein

Ein Fürstenpaar hatte einen Sohn mit Namen Sonnenschein. Als der Knabe sieben Jahre alt war, starb die Mutter, und der Fürst nahm eine zweite Frau. Diese schenkte ihm ebenfalls einen Sohn, den die Eltern Mondschein nannten.

Die Knaben wuchsen heran und waren einander zugetan. Die Fürstin aber dachte oftmals bei sich: »Wie schön wäre es, wenn mein Sohn Mondschein einst zur Herrschaft gelangen würde!« Und sie sann auf ein Mittel, um ihren Stiefsohn zu beseitigen. Eines Tages hatte sie einen schlimmen Einfall und zögerte nicht, ihn auszuführen.

Sie erhob sich nicht von ihrem Lager, stellte sich krank und heuchelte große Schmerzen. Besorgt fragte der Fürst sie, was ihr fehle. Sie antwortete:

»Es hilft nichts, wenn ich dir verschweige, daß ein ererbtes Leiden mich gleich meiner Mutter überfallen hat.«

»Was ist es?« fragte erschreckt der Gatte. Darauf erzählte die Fürstin ihm folgendes:

»Es handelt sich um eine schmerzhafteste Krankheit des Blutes, die zumeist erträglich ist; bei mir aber scheint sie unerträglich zu werden.«

»Können wir denn nichts dagegen tun, meine herrliche Gemahlin?« unterbrach der Fürst sie in wachsender Besorgnis.

Die Fürstin erwiderte: »Ich weiß wohl ein Mittel gegen dieses Leiden; aber mir schaudert es anzuwenden. Damm will ich lieber den Tod erwarten.«

»Das möge nicht geschehen!« rief der Fürst, und er schwor: »Und wenn es mich die Hälfte meines Reiches kosten sollte, werde ich dieses Mittel herbeischaffen. Darum nenne es mir.«

»Das Herz eines deiner beiden Söhne, in Fett geschmort; könnte mich mit einem Schläge für immer von meinem Leiden befreien«, erklärte die Fürstin.

Als sie sah, daß ihr Gemahl vor Bestürzung keine Worte fand, sprach sie weiter:

»Ich weiß wohl, daß du es nicht über dich bringen könntest, mir den Prinzen Sonnenschein, deinen Erstgeborenen, zu opfern. Weil ich aber den Knaben Mondschein selber gebar, vermöchte ich dessen geschmortes Herz nicht zu verspeisen. Darum will ich lieber den baldigen Tod erwarten.«

Da beteuerte ihr der Fürst, daß er seinen Schwur halten werde und seinen Erstgeborenen schon morgen für ihr Leben opfern wolle.

Der Knabe Mondschein, der im Nebenraum spielte, hatte die Unterredung vernommen. Er schlich zu seinem Halbbruder, nahm ihn beiseite und berichtete ihm, was er gehört hatte. Der Jüngling wurde betrübt und sprach:

»Ich ehre wohl Vater und Mutter; doch möchte ich noch nicht sterben. Darum will ich fliehen, bevor das Schreckliche an mir geschieht.«

Als er dann den Knaben Mondschein zum Abschied umarmte, riß dieser sich los mit den Worten:

»Wo du hingehst, da werde auch ich hingehen; denn ohne dich ist dieses Haus für mich freudlos. Darum nimm mich mit!«

Sie umarmten sich ein zweites Mal. In der folgenden Nacht schlichen sie heimlich davon, ein jeder einen Sack mit Nahrung auf dem Rücken. Der Vollmond wies ihnen den Weg, und sie erreichten ungehindert eine Berggegend. Diese durchwanderten sie Tag um Tag und waren frohen Mutes, weil sie keinem Häscher begegneten. Den Leuten auf der Heerstraße erzählten sie, daß sie Schüler eines Einsiedlers werden wollten, der in einem Walde lebte.

Am siebenten Tag hatten sie das Bett eines ausgetrockneten Flusses erreicht. Weil ihre Nahrung inzwischen alle geworden war und der Durst sie peinigte, sank der zarte Knabe Mondschein entkräftet nieder. Eilends suchte der ältere Bruder ringsum nach Wasser. Als er nach einer Weile mit einer gefüllten Schale zurückkehrte, fand er den Knaben verschmachtet. Er küßte ihn weinend und sang den Segen des Wiedersehens.

Da trat ein Greis hinzu, angelockt durch die Trauerklage. In letzter Minute rief er mit wundersamen Heilmitteln den Knaben ins Leben zurück. Darauf erzählten ihm die Brüder, wie sie hierhergekommen seien. Der Greis tröstete sie und sprach:

»Ich will euch Vater und Mutter ersetzen. Bleibet bei mir als meine Söhne.« Sie taten es, und er unterwies sie in vielen Dingen.

Es begab sich aber, als die Jahreszeit nahte, da die Äcker des Landes gewässert werden mußten, daß der ausgetrocknete Fluß sich nicht füllen wollte. Da erhob sich ein großes Wehklagen im Lande; denn ein jeglicher wußte, daß die Krokodile an den Flußquellen das Wasser nicht eher strömen lassen würden, bevor ihnen nicht ein Jüngling geopfert werde.

Deshalb traten Abgesandte des Volkes vor den Landesfürsten und sprachen: »Herr, befehl dem Einsiedler in dem Flußwalde, daß er einen seiner beiden Söhne den Krokodilen opfere, damit nicht eine Zeit der Dürre kommt und wir nicht Hungers sterben.«

Der Fürst entgegnete: »Willig würde ich eine meiner beiden Töchter opfern, deren ältere eine Jungfrau und deren jüngere noch ein Kind ist; aber die Krokodile verschmähen die niederen Wesen.«

Darum entsandte der Fürst Boten zu dem Einsiedler und ließ ihm sagen: »Meine Untergebenen verlangen deinen Erstgeborenen als Opfer für die Krokodile, damit wir nicht alle Hungers sterben.«

Da begann der Greis laut zu jammern. Der Jüngling Sonnenschein aber trat vor und sprach: »Dank der weisen Lehren dieses Greises fürchte ich den Tod nicht mehr.«

Darauf umarmte er den Einsiedler und den weinenden Bruder und stellte sich dem Fürsten. Dieser lobte ihn und gebot den Dienern: »Führt ihn zu dem Quellensee des Flusses und werft ihn

hinein!«

Da eilte seine älteste Tochter hinzu, schlang ihre Arme um den Hals des Jünglings und rief:
»Wenn dieser Jüngling geopfert werden soll, dann werft auch mich in den Quellensee.«

Der Landesfürst geriet darüber in heftigen Zorn und befahl:

»Werft die Unwürdige mit ihm ins Wasser!«

Da man sie am Quellensee zusammenband, rief der Jüngling: »Mich heimatlosen Fremdling möge man den Krokodilen vorwerfen; warum aber soll dieses schöne Mädchen sterben?« Die Fürstentochter aber rief: »Mich niedereres Wesen möge man den Krokodilen vorwerfen; warum aber soll dieser schöne Jüngling sterben?«

Diese Worte erregten das Mitleid der Krokodile, und als die beiden in das Wasser geworfen wurden, setzten die Krokodile sie unversehrt ans Ufer aus. In demselben Augenblick ergossen die Fluten sich ungehindert in das Flußbett. Dies wurde dem Landesfürsten gemeldet. Dieser lud den Jüngling zu sich und sprach:

»Ich höre, ein Wunder ist geschehen, und du hast meinem Lande eine große Wohltat erwiesen. Deshalb schenke ich dir meine Tochter zur Frau, obwohl du nicht aus fürstlichem Geblüt bist.«

»Ich bin eines Fürsten Sohn«, erwiderte der Jüngling und erzählte auf Befragen seine Geschichte. Darüber waren alle sehr bewegt. Die jüngere Königstochter aber rief dazwischen: »Wer wird statt meiner Schwester nun mein Spielgenosse sein?«

Da ließ der Jüngling den Knaben Mondschein herbeiholen und führte ihn dem Mägdlein zu.

Dann sandte der Prinz Sonnenschein seinem Vater ein Schreiben des Inhalts: »Mache dich bereit, deine heimkehrenden Söhne zu empfangen.« Der Fürst las es, aber sein Antlitz blieb verfinstert.

Da hörte er draußen die freudigen Menschen rufen: »Die Söhne unseres Fürsten kehren zurück mit großem Gefolge.« Er eilte ihnen entgegen; die Fürstin aber wurde so erregt, daß sie Blut spuckte und starb.

*

Helokander

1

Es lebte einst ein König, der hatte zwei Söhne. Der ältere war nach dem Recht der Erstgeburt zu seinem Nachfolger bestimmt. Der jüngere, welcher Helokander hieß, grämte sich, weil die Königswürde ihm versagt blieb. Doch redete er zu niemand darüber.

Als der König ein silberhaariger Greis geworden war, faßte er den gleichen Entschluß, den seine Vorfahren ausgeführt hatten: er übergab den Thron seinem ältesten Sohn und entsagte allen Würden. Dann kleidete er sich in ein Büßergewand und zog sich in einen Einsiedlerwald zurück, den schon eine Anzahl frommer Greise bewohnte. In einer Schilfhütte verbrachte er den Rest seines Lebens. Seine Nahrung bestand aus Büffelmilch, wildem Reis sowie aus Beeren und Früchten des Waldes.

Eines Tages suchte Helokander seinen Vater auf. Er beklagte sich über sein tatenloses Leben und sprach zu dem Vater: »Gib mir einen Rat, der unserm Geschlecht zum Ruhme und mir zum Heile gereicht. Das untätige Leben frißt an meiner Jugend wie die Raupe an einem jungen Blatt.«

Da erhob der Greis die Rechte und erwiderte langsam und feierlich: »Die Schönheit einer Blume ist ihr Duft, die Schönheit eines Vogels ist sein Gesang, die Schönheit eines Jünglings ist Mut in allen Dingen.«

»Wohlan,« sprach der Königssohn, »dann will ich hinausziehen in die Welt und eine mutige Tat vollbringen. Sie soll meinen Ahnen und mir zur Ehre gereichen.«

Darauf segnete ihn der Vater, und Helokander zog hinaus in die weite Welt. Er wanderte ostwärts, der aufgehenden Sonne entgegen, und gelangte endlich bis ans Meer. Staunend bewunderte er dessen erhabene Schönheit. An der Küste lag mit geblähten Segeln ein Schiff verankert. Helokander erkundigte sich nach dem Besitzer. Er erfuhr, daß es gerade fertig geworden war und noch keinen Käufer gefunden hatte.

Da kaufte Helokander das Fahrzeug mit dem Goldschatz, den sein Bruder beim Abschied ihm übergeben hatte. Dann warb er einige Männer zur Bedienung des Schiffes und segelte fröhlich hinaus in das tiefblaue Meer.

Wie er am Bug des Schiffes stand, erblickte er einen Delphin mit feuerroten Flossen, der beständig vor dem Schiff einherschwamm, als ob er ihm den Weg weisen wolle.

Helokander befahl den Schiffsknechten, dem Fisch zu folgen. Es begab sich, daß sie nach einer flinken Fahrt, die ein erfrischender Wind beflügelte, an einer waldigen Küste landeten.

»In diesem Lande, wohin der leuchtende Delphin mich geführt hat, will ich mein Glück versuchen«, sprach Helokander zu sich selbst. »Möge es eine mutige Tat sein!«

Am andern Morgen beschenkte er seine Gefährten reichlich, übergab ihnen obendrein das Schiff als ihr gemeinsames Eigentum und entließ sie in ihre Heimat.

* * *

Nachdem der Königssohn von seinen Gefährten Abschied genommen hatte, begab er sich von der menschenleeren Küste in das Innere des Landes. Er bestaunte die Wälder, durch die er schritt, lauschte dem Vogelgezwitscher in den Zweigen, freute sich über die Blumen zur Rechten und Linken, und dazwischen labte er sich an den Früchten und Waldbeeren ringsum.

»Wann werde ich wohl einem Bewohner dieses Landes begegnen?« fragte sich Helokander. Kaum hatte er sich diese Frage gestellt, da erblickte er eine erhöhte Lichtung im Walde. Er wandte sich dorthin und gewahrte nach einer Weile einen kahlköpfigen Greis, der auf einem Stock einherhumpelte.

Der Königssohn verneigte sich voll Ehrfurcht vor dem schier hundertjährigen Alten. Das dürftige Gewand, das die knöcherne Gestalt bedeckte, erregte Helokanders Mitleid. Er entnahm seinem Gürtel ein Goldstück und reichte es dem Greise. Dieser wies die Gabe mit mildem Lächeln zurück. Die Hand des Jünglings hielt er in der seinen und sprach freundlich zu ihm: »Sei bedankt, du freigebiger Jüngling; aber behalte das Almosen, weil ich dessen nicht bedarf. Was ich an Nahrung brauche, gibt mir der Wald. Ich bin kein Armer. Nur jene, die mehr bedürfen, als sie besitzen, sind arm.«

»Ich danke dir für diese Weisheit«, sprach der Königssohn. Der Greis fuhr fort: »Ich möchte dich nicht weiterziehen lassen, ohne dir für diese Wohltat gedankt zu haben, die du mir zugehört hast. So höre denn: Vor einiger Zeit erblickte mich an dieser Stelle ein anderes junges Menschenkind. Es war eines Königs Tochter. Ihr Vater hatte sie mit auf die Jagd genommen. Sie betrat durstig meine Waldhütte, verschmähete aber den Labetrunk aus der Rindenschale, weil ich sie täglich an meinen zahnlosen Mund führe. Dabei belustigte sie sich über meine Häßlichkeit und insbesondere über meinen Kahlkopf. Als bald traf sie die verdiente Strafe. Ein Zauberer erschien und entführte sie nach einem unbekanntem Versteck.«

»Fürwahr, eine harte Strafe!« sprach mitleidig Helokander. Der Greis aber fuhr fort: »Wohl haben einige beherzte Jünglinge das ganze Land nach der verschwundenen Königstochter durchforscht; aber keinem ist es bisher gelungen, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, obwohl ihr Vater dem Retter reichen Lohn verheißt. Jeder weiß, daß er bei dem mächtigen Zauberer sein Leben verwirkt hat, sobald der Befreiungsversuch mißglückt.«

Als Helokander solches vernommen hatte, leuchteten seine Augen wie blinkende Sterne, und er rief aus: »Jetzt gilt es, eine mutige Tat zu vollbringen! Ich werde nicht rasten noch ruhen, bis ich die unglückliche Königstochter befreit habe. Sollte ich mein Vorhaben mit meinem Leben bezahlen, dann habe ich es für eine gewollte schöne Tat hingegeben.«

Nach diesen Worten verließ er den Greis, und seit diesem Tage durchstreifte Helokander das Land nach allen Richtungen. Er gelangte in Städte und Dörfer, kam in die entlegensten Gegenden, wo die Ansiedlungen fehlten, und suchte auf Bergen und in Tälern. Er fragte die Menschen, wo immer er mit ihnen zusammentraf, ob jemand ihm eine Spur von dem Zauberer angeben könne. Alles Suchen und Nachforschen aber blieb ohne Erfolg.

Schon überkam den Jüngling eine leise Verzagtheit. Er fragte sich, ob der Zauberer wohl die Königstochter über das Meer in ein jenseitiges Land entführt habe.

Eines Tages durchwanderte er ein einsames Felsental. Dort traf er mit einem Ziegenhirten zusammen, dessen Tiere die kümmerlichen Sträucher und dürren Gräser benagten. Als Helokander auch diesen nach dem Zauberer fragte, rief der Ziegenhirt: »Wärest du nur früher zu mir gekommen! Du hättest dir viele Umwege ersparen können.«

Dann wies er mit dem Stecken nach einer Felskuppe, die im Abendrot erglühte, und sprach: »Siehe droben auf dem Berge die niedrige Felsenburg aus grauem Gestein wie die Felsen ringsum. Dies ist die Behausung eines Zauberers. Wir Hirten hier drunten im Tal haben von ihm nichts zu befürchten; denn wir sind die Ärmsten der Armen. Darum tut der Zauberer droben uns nichts zuleibe. Wenn aber ein Fremdling in diesem Felsgelände erscheint, und seine Neugier verleitet ihn, die geheimnisvolle Felsenburg aus nächster Nähe zu sehen, dann warnen wir allemal; denn noch keinen sahen wir von der Bergeshöhe in dieses Tal zurückkehren.« »Ich werde trotzdem mein Leben wagen,« sprach Helokander, »denn ich glaube bestimmt, daß der Zauberer droben derselbe ist, der die Königstochter geraubt hat.«

* * *

Entschlossen machte Helokander sich auf den Weg. Inzwischen war es Nacht geworden. Ungezählte Sterne funkelten am Himmel, als er auf der Höhe anlangte. Hinter einem schützenden Strauch versteckt, überlegte er, was zu tun sei. Er wurde doch ein wenig beklommen, als er bedachte, daß der Zauberer jeden Augenblick erscheinen und ihn für seine Neugier mit dem Tode bestrafen könne. Er redete sich selbst Mut zu, indem er sich sagte, daß es nicht bloße Neugier, sondern Mitleid sei, das ihn zu diesem Wagnis antreibe. Mitten in diesen Betrachtungen vernahm seine geschärften Ohren eine zarte Mädchenstimme. Kaum vernehmbar sang eine Unsichtbare diese klagenden Worte:

Wieder naht die eine Stunde,
Wo gelöst der Zauberbann,
Und es kommt kein kühner Mann
In des Monats langer Runde!

Diese Worte ergriffen Helokander mächtig. Mit einer raschen Entschlossenheit schwang er sich über die hohe Mauer und drang unverzagt in das Innere der dunklen Burg. Er fand den Weg nach dem matterleuchteten Gemach, wo die Jungfrau weilte, deren Klagelied er soeben vernommen hatte. Er fand sie allein, auf einem Teppich kauern, und begrüßte sie als ihren Befreier. Da flog sie aufjauchzend ihm entgegen. Helokander hob sie empor und trug sie mit starken Armen hinaus. Sie aber flehte zitternd: »Beeile dich, du kühner Mann; denn die einzige Stunde im Kreislauf des Mondes, da der böse Zauberer keine Gewalt über die Menschen hat, wird bald verstrichen sein.«

Da holte Helokander auf ihren Rat das feurigste Roß aus dem Stall, schwang sich mit der befreiten Königstochter hinauf und galoppierte hinaus über Stock und Stein in die sternklare Nacht. Es schien, als ob dem edlen Pferd gleichfalls Zauberkräfte verliehen seien; denn es langte mit den beiden, die sein Rücken trug, unversehrt im Tale an. Dort begann ein nächtlicher Ritt, als ob blutgierige Raubtiere hinter ihnen her wären.

Wenn Helokander nicht so ein vorzüglicher Reiter gewesen wäre, dann hätte das feurige Roß ihn wohl abgeworfen oder der Zauberer hätte unterwegs die Flüchtlinge erreicht. So langten sie in der Frühe des folgenden Tages – sie wußten selber nicht, wie alles so rasch vorgegangen war – in der

Heimat der Königstochter an.

Als sie den Königshof erreicht hatten, brach das brave Tier erschöpft zusammen. Die Höflinge aber eilten zum König und meldeten: »Deine Tochter ist zurückgekehrt zugleich mit einem Fremdling, der sie aus den Händen des Zauberers befreit hat.« Da eilte der König hinaus, erkannte sein wiedergefundenes Kind und schloß es in seine Arme. Dem Jüngling dankte er gerührt, hieß ihn die vollbrachte Tat erzählen und stellte ihm reichen Lohn in Aussicht.

In diesem Augenblick erfüllte ein gewaltiges Brausen die Luft. In der Ferne wirbelte eine Staubwolke auf, aus der drei Reiter sichtbar wurden. Auf schäumenden Pferden jagten sie heran und riefen der bestürzten Volksmenge zu: »Rettet euch vor dem zürnenden Zauberer, der hinter euch herrast, um die befreite Königstochter zurückzugewinnen!«

Und schon wurde hinter den gehetzten Rossen und Reitern ein ungeheures Wesen sichtbar. Sein Leib war wie ein Felsblock, Arme und Beine waren lang wie ein Palmbaum, und in dem breiten Mund seines mächtigen Kopfes blitzten die schrecklichen Zähne eines Raubtieres.

Als die Menschen ringsum den schnaubenden Unhold sahen, wie er mit rollenden Augen auf Windesflügeln nahe und näher kam, da versteckte sich jedermann in heller Todesangst. Dann beschattete mit einem Male die Staubwolke sekundenlang alles mit einem fahlen Schleier. Und als sie sich verzogen hatte, war die Königstochter verschwunden. Kein Zweifel war möglich: der Zauberer hatte das Mägdlein wiederum entführt.

Da erhob sich allgemeines Wehklagen. Helokander bemerkte, daß der König in seiner Trauer um die verlorene Tochter deren Retter völlig vergaß. Zu seinem Kummer über die mißglückte mutige Tat gesellte sich stilles Herzeleid. Ungesehen ging der vergräme Jüngling von dannen.

* * *

Als Helokander niedergeschlagen und ziellos einherwanderte, gelangte er, ohne es zu wollen, bis an den Rand der Wüste. Da ihn hungerte, betrat er eine winzige Hütte, die er am Wegrand erblickte. Er bat den Besitzer, einen weißbärtigen Greis, um einige Körner Reis. Der Alte hieß ihn willkommen, teilte seine Reisschüssel mit ihm und lud ihn ein, bei ihm zu übernachten.

Helokander nahm die Einladung dankend an. Auf der Bastmatte, die sein Nachtlager bildete, versank er, müde und traurig zugleich, bald in einen tiefen Schlaf. Der Greis betrachtete den jugendlichen Schläfer mit wohlwollendem Lächeln, breitete seine eigene Decke über ihn und legte sich dann in dem anderen Winkel seiner Hütte ebenfalls zur Ruhe nieder.

Beim Erwachen in der Frühe sah der Greis, daß sein jugendlicher Gast auch schon aufgewacht war. Helokander saß mit hochgezogenen Knien nachdenklich auf der Bastmatte. Die Wolldecke hatte er während der Nacht behutsam genommen und damit seinen Gastgeber zugedeckt.

Diese besorgte Liebe gefiel dem Greis. Es war ihm nicht entgangen, daß ein geheimer Kummer den Jüngling drückte. Als dieser nach einer Weile sich verabschieden wollte, hielt der Alte ihn zurück und sprach: »Ich verlange nicht zu wissen, wer du bist. Ich selber bin ein Lehrer der Weisheit und gebe den Knaben und Jünglingen, wenn sie meine Hütte aufsuchen, guten Rat. Verschmäht auch du meine Ratschläge nicht, dann vertraue dich mir an. Brauchst du sie nicht, dann ziehe deine Straße weiter. Meine Wünsche begleiten dich.«

Da ergriff Helokander die Hand des alten Mannes und erzählte ihm die mißglückte Rettung der Königstochter. Er verschwieg aus Bescheidenheit, daß er selber eines Königs Sohn sei. Aufmerksam hatte der Greis zugehört. Dann strich er nachdenklich den weißen, wallenden Bart. Forschend blickte er dem Jüngling in die Augen und begann mit feierlichem Ernst: »Deine wohlgesetzten Worte, dein gewinnendes Äußere und deine bekundete Kühnheit sagen mir, daß du keines gewöhnlichen Sterblichen Sohn bist. Darum will ich dir ein Geheimnis anvertrauen, das ich für denjenigen meiner Schüler aufbewahrt habe, der durch eine besondere schöne Tat seine Vollkommenheit an Körper und Geist erwiesen hat.«

»Ich danke dir, ehrwürdiger Vater!« sprach leise mit gesenktem Haupte Helokander.

»Glaubst du, daß dein Mut noch härteren Proben gewachsen ist?« fragte streng der Lehrer.

Helokander straffte den Körper und erwiderte: »Um die Königstochter für immer aus den Händen ihres Peinigers zu befreien, schrecke ich vor keiner Gefahr zurück.«

»Dann folge mir!«

Mit diesen Worten führte der Greis den Jüngling auf einen nahen Hügel. Dort angelangt, sprach er: »Sobald die Morgensonne drüben im Osten sichtbar wird, erscheint ein schlankes, schönes Pferd auf dieser Anhöhe, um hier zu grasen. Es ist ein Zauberpferd und gehört dem Zauberer, der die Königstochter gefangenhält. Dieses Wundertier besitzt die Gabe, seinen Reiter alsbald dorthin zu tragen, wo er zu sein wünscht. Es kann dich daher nach dem unbekanntem Versteck bringen, wo diejenige weilt, die du suchst.«

Da weiteten Helokanders Augen sich vor lauter Freude. Der Greis aber hob beschwichtigend die Hand und fuhr fort:

»Noch niemand außer dem Zauberer vermochte bisher das feurige Roß zu besteigen. Mißlingt dein Versuch, es zu bändigen, dann wirst du dies mit dem Tode büßen.«

»Ich wage mein Leben für die schöne Tat, die ich vollbringen will!« rief Helokander.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da sprenge das geschmeidige Pferd wiehernd heran und begann auf der Anhöhe zu grasen. Helokander staunte über die Schönheit des edlen Tieres. Er eilte hinzu und fuhr mit der Hand sanft über seine Schenkel. Zugleich flüsterte er ihm einige Worte zu. Das Pferd spitzte die Ohren und wandte den schönen Kopf zur Seite.

In demselbigen Augenblick hatte Helokander sich auf seinen Rücken geschwungen und fest die Zügel ergriffen. Da begann das Zauberpferd einen tollen Tanz aufzuführen und versuchte, sich des ungewohnten Reiters zu entledigen. Der aber saß wie angeschmiedet im Sattel.

Als das Pferd merkte, daß es seinem Reiter nichts anhaben konnte, wurde es lammfromm. Der Greis, der staunend zugehört hatte, beglückwünschte den Jüngling und sprach: »Ziehe denn hin mit meinem Segen und vollbringe die schöne Tat, die du dir vorgenommen hast. Doch wisse, das Schwerste steht dir noch bevor. Darum darfst du nicht unbewaffnet den kommenden Dingen entgegentreten.«

Nach diesen Worten bückte er sich und entnahm einem Strauch zu seinen Füßen ein

schimmerndes Schwert. Er reichte es Helokander hinauf. Dieser dankte nochmals dem freundlichen Greise und sprengte sodann mit dem ungeduldigen Roß davon.

* * *

Es war eine menschenleere Gegend, durch die das Zauberpferd seinen Reiter während der nächsten Stunden trug. Bäume und Sträucher, die Roß und Reiter eine Zeitlang begleiteten, wurden immer spärlicher, dann hörten sie völlig auf. Nur kümmerliches Gestrüpp lugte streckenweise aus dem grauen Gestein, und zuletzt war die weite Landschaft ringsum eine endlose und leblose Wüste. Ihr Anblick wäre wohl geeignet gewesen, die frohe Laune eines jeden Wanderers herabzumindern. Helokander aber war von dem guten Ausgang dieses wundersamen Wüstenrittes zuversichtlich beseelt. Er unterhielt sich mit dem ausdauernden Renner wie mit einem guten Freund.

Inzwischen war die Abendsonne als feuerrote Scheibe am gelben Wüstensaum untergegangen. Immer dichter wurden die nächtlichen Schleier. Da tönte auf einmal fernes Raubtiergeheul durch die lautlose Wüstennacht.

Gleichzeitig merkte Helokander, wie das Pferd seine letzten Kräfte zusammennahm, als ob es das Ziel witterte. Noch ein letzter, scharfer Endlauf – dann blieb das Zauberpferd, vor Erregung zitternd, wie angewurzelt stehen. Aber auch seinen jugendlichen Reiter überfiel zum erstenmal Angst.

Vor ihm lag, wiederum von einer schützenden Mauer umgeben, im nächtlichen Dunkel das geheimnisvolle Wüstenschloß des Zauberers; aber seinen Eingang bewachten drei mächtige Löwen. Der gewaltige Zauberer hatte den König der Tiere als Wächter für seine Wüstenburg bestellt. Mit leisem Schaudern erinnerte Helokander sich der Worte, die der freundliche Greis nach Sonnenaufgang beim Abschied am Wüstensaum zu ihm gesprochen hatte, daß das Schwerste ihm noch bevorstand.

Da begab sich etwas ganz Wunderbares: die drei Löwen hatten das Pferd bemerkt und sprangen ihm in großen Sätzen entgegen. Aber – o Staunen! – einen Steinwurf vorher erkannten sie das Zauberpferd, und nun umwedelten sie es wie zutrauliche Hauskatzen.

Beim Herannahen der gefürchteten Raubtiere hatte Helokander sich schützend hinter den Hals des Pferdes geduckt. Durch das überraschende Verhalten der Löwen mutig gemacht, trieb er das Pferd verwegen an, das gezückte Schwert in der Rechten. Nunmehr gewahrten die Löwen auch den fremden Reiter und sprangen brüllend an Helokander empor. Der wußte, daß in diesem Augenblick sein Leben auf dem Spiel stand. Er sprach sich selber Mut zu, holte aus und stieß dem nächsten der Löwen blitzschnell das Schwert tief in den aufgerissenen Rachen. Eine Sekunde später widerfuhr dem zweiten Löwen das gleiche. Helokanders Augen glühten vor Kampfeslust.

Da setzte der letzte der Löwen, einer fauchenden Riesenkatz vergleichbar, zum entscheidenden Sprung an. Aber Helokander riß mit jähem Ruck das Pferd zurück. Der Angreifer hatte sein Ziel verfehlt: sein furchtbares Gebiß vergrub sich in den Hals des sich aufbäumenden Pferdes. Sterbend stürzte das edle Tier in die Knie. Helokander aber holte mit Aufbietung aller Kräfte zu einem wuchtigen Schläge aus und spaltete dem dritten Löwen mit dem scharfgeschliffenen Schwert den Schädel. Röchelnd verendeten dicht vor seinen Füßen die drei Bestien.

Helokander streichelte das brave Pferd, das ihn an das Ziel seiner Wünsche geführt hatte, und gab ihm dann mitleidig den Gnadenstoß. Hierauf betrat er durch die offene Pforte der hohen Mauer erwartungsvoll das Wüstenschloß.

Die bleiche Mondsichel erhellte dürftig die steinernen Stufen, die zu dem schmalen Eingang führten. Auf der letzten Treppenstufe hockte mit verhülltem Haupt eine steinalte Türhüterin. Als sie den bewaffneten Eindringling erblickte, wimmerte sie um Gnade. Helokander beruhigte sie mit freundlichen Worten. Dann fragte er, wo der Besitzer des Hauses sei.

Darauf vertraute die Alte ihm folgendes an: Das weltentlegene Wüstenschloß gehöre einem mächtigen Zauberer. Dieser habe irgendwo eine Jungfrau geraubt und halte sie hier in der Einsamkeit gefangen. Flüsternd erzählte sie dann weiter: »In der zweiten Hälfte des abnehmenden Mondes nimmt der böse Zauberer jedesmal menschliche Gestalt an. Dann erscheint er allnächtlich für die Dauer einer Stunde in dem Gemach, wo die Gefangene eingesperrt ist. Solange sie nicht einwilligt, seine Frau zu werden, peinigt der Zauberer sie auf alle erdenkliche Art.«

Helokander gebot der Alten, ihn in das Innere des Wüstenschlosses zu führen. Sie nahm ein Talglicht und führte ihn durch einen schmalen Gang eine schmale, kurze Stiege hinauf. Droben betraten sie geräuschlos ein Zimmer, in welchem ein unberührtes Ruhelager stand. Die Alte legte den Finger an den Mund und deutete stumm auf den Vorhang, der eine weitere Türöffnung bedeckte. Dann schlich sie mit scheuer Geducktheit hinaus.

Helokander war einen Augenblick unschlüssig, was er tun solle. Er fragte sich, ob die alte Pförtnerin vielleicht falsches Spiel mit ihm treibe. Aber der Gedanke an den ehrlichen Ausdruck ihres welken Gesichtes verscheuchte seine Besorgnisse. Während er noch überlegte, ob er den Vorhang beiseiteziehen solle, ertönte aus dem anschließenden Raum eine zarte Mädchenstimme. Leise und schmerzlich erklang ein Klagelied. Ein tiefes Mitgefühl durchglühte den Königssohn mit einer belebenden Wärme. Sein Blut wallte auf. Ergriffen vernahm er diese Worte, deren Weise er schon einmal gehört hatte:

Wieder naht die Schreckensstunde
Und kein Retter in der Runde!
Hinter diesen hohen Mauern,
Muß mein Leben ich vertrauern.

Die Königstochter lieh dem ermüdeten Jüngling durch ihre Nähe neue Kraft. Er gelobte, um ihretwillen den Kampf mit dem dämonischen Zauberer aufzunehmen und sollte es sein Leben kosten. Drinnen war es still geworden. Draußen aber ertönte bald verworrenes Geräusch. Polternde Schritte auf dem Gang. Dann eine tiefe, rauhe Stimme. Drinnen ein unterdrückter Angstruf. Rasch entschlossen machte Helokander mit der Schwertspitze ein winziges Loch in den Vorhang. Durch dieses sah er, wie drinnen die Tür aufgerissen wurde.

Herein trat ein schwerfälliger Mensch mit einer plumpen Gestalt wie ein Bär und einem roten, dicken Kürbiskopf, an dem ein schwarzer Zopf baumelte. Mit zorniger Stimme begrüßte er höhnisch die Gefangene, die auf einem Teppich kauerte. Er fragte sie mit barschen Worten, ob sie nun endlich gewillt sei, seine Frau zu werden. Der letzte Tag der Bedenkfrist, die er ihr gegeben habe, sei heute verstrichen. Er schwöre, ihre fernere Weigerung werde sie schwer büßen. Dabei stampfte er, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in dem Gemach grimmig auf und ab.

Zugleich aber weidete er sich an der Angst der Gefangenen. Diese entsetzte sich immer wieder über die scheußlichen Fratzen, die auf seinem Gewand befestigt waren. Bei den angedrohten Strafen hielt sie sich furchtsam die Ohren zu und flehte um Erbarmen.

Da vermochte Helokander sich nicht länger zu beherrschen. Mit gezücktem Schwert stürmte er aus seinem Versteck hervor. Er hatte geschickt den Augenblick gewählt, da der Unhold ihm den Rücken zuwandte. Entschlossen packte er ihn mit der Linken beim Schopf. Gleichzeitig führte er einen wuchtigen Stoß aus, und mit durchbohrtem Herzen sank der Zauberer zu Boden. Es war, als sei ein Felsblock zur Erde gefallen.

Der Königstochter schwanden vor Schreck die Sinne. Da rief Helokander die zitternde Alte herein, die dem Zauberer unbemerkt gefolgt war. Er befahl ihr, der Jungfrau den nötigen Beistand zu leisten. Dann ergriff er den leblosen Körper des Unholds und warf ihn hinab in den Innenhof. Nachdem er die Königstochter in der Obhut der alten Dienerin geborgen wußte, verbrachte Helokander den Rest der Nacht in der blumigen Säulenhalle des Wüstenschlosses, die gegen Sonnenaufgang gelegen war. Er war stolz über die vollbrachte Tat und kam sich wie ein Sieger vor. Lange saß er wachend auf der Steinbank in der Vorhalle und blickte hinaus in die bläuliche Nacht und hinauf zu den Gestirnen über seinem Haupt. Ihm schien, als leuchteten Mond und Sterne so schön wie nie zuvor. Dann befiel ihn eine große Müdigkeit, und er schlief ein.

Im Morgengrauen erschien ehrfürchtig das Schloßgesinde und dankte dem mutigen Fremdling, der die Königstochter und sie alle aus der Gewalt des Zauberers befreit hatte. Sie huldigten ihm als ihren neuen Gebieter. Helokander befahl, alles zum Aufbruch zu rüsten. Nach einiger Zeit erschien auch die Königstochter, um dem kühnen Mann zu danken, der sie von ihrem Peiniger befreit hatte. Mit gesenkten Augen nahte sie dem Fremdling und fragte leise, wie sie ihm ihre Dankbarkeit bekunden könne. Helokander verneigte sich und erwiderte: »Gewähre mir die Gnade, dich ein zweites Mal deinem Vater zuführen zu dürfen. Ich bin derselbe Jüngling, der dich schon einmal den Händen dieses Zauberers entrissen hat.« Da erkannte auch sie ihn wieder. Und die Königstochter umfaßte die starken Arme ihres Retters, blickte bewegt zu ihm empor und sprach: »Führe mich zu meinem Vater!« Helokander bog ihr Köpfchen sanft zurück und sagte feierlich diese Worte: »Siehe, wir stehen inmitten von blühenden Blumen. Möge dein Lebensweg künftig ein Blumenpfad sein!«

So standen sie im leuchtenden Morgenlicht und lächelten sich zu. Dann nahm er sie bei der Hand, und sie schritten hinaus zu den Dienern und Dienerinnen, die mit den Reit- und Lasttieren im Schloßhof standen.

So zogen sie alle fröhlich zum Königshof, mehrere Tagesreisen weit. Unterwegs sandte Helokander Sendboten voraus, die sollten dem König drei prächtige Löwenfelle als Geschenk überbringen und ihm melden: »Deine Tochter naht mit ihrem Befreier und Gefolge!«

Um die Mittagszeit des dritten Tages langten sie an dem Königshof an. Umgeben von seinen höchsten Würdenträgern schritt ihnen der König mit wehenden Fahnen entgegen. Als er seine Tochter erblickte, schloß er sie in seine Arme und küßte sie. Da wies die Königstochter auf Helokander und sprach zu ihrem Vater: »Siehe hier den mutigen Mann, der mich ein zweites Mal für immer aus den Händen des Zauberers befreit hat.« Helokander verneigte sich tief vor dem König und sprach: »Ich heiße Helokander und bin eines Königs Sohn, der hinauszog, um eine schöne Tat zu vollbringen.«

Da umarmte der König den Jüngling vor allem Volke. Dann legte er die Hand seiner Tochter in die Helokanders und sprach mit lauter Stimme: »Ich vertraue dir mein einziges Kind als Gemahlin an und ernenne dich gleichzeitig zu meinem Nachfolger!«

Dann feierten sie Hochzeit, und im ganzen Lande wurden Freudenfeste veranstaltet.

*

Diese Erzählung erschien zuerst in den »Münchener Künstler-Bilderbüchern« des Verlages Georg W. Dietrich. München.

Dichterlohn

Es lebte einst ein König, der die Gewohnheit hatte, die Dichter um jenen Ehrensold zu schmälern, auf den sie, der Sitte gemäß, ein Anrecht haben. Dieser König, dessen Name nicht erhalten blieb, war mit der Fähigkeit ausgestattet, ein Lobgedicht aus dem Gedächtnis zu wiederholen, wenn er es ein einziges Mal gehört hatte. Er besaß einen weißen Sklaven, der vermochte das Gedicht zu wiederholen, wenn er es zweimal vernommen hatte, und dann hatte er noch eine Sklavin, die verstand ein Gedicht nach dreimaligem Anhören zu wiederholen.

Allemal, wenn ein Dichter vor ihm erschien, um ihn mit einem Lobgedicht zu erfreuen, versprach ihm der König eine Summe Goldes, entsprechend dem Gewicht dessen, worauf das Gedicht geschrieben war. Er knüpfte indessen an das Geschenk die Bedingung, daß die Ode neu sei. Wenn nun der Dichter sein Gedicht aufgesagt hatte, begann der König: »Die Verse sind nicht neu. Ich habe sie alle im Gedächtnis.« Und er wiederholte das Gedicht von Anfang bis zu Ende, wie es der Dichter vorgetragen hatte.

Dann fuhr er fort: »Auch dieser Sklave hat sie im Gedächtnis.« Und er befahl dem weißen Sklaven, sie zu wiederholen. Dieser brachte es zustande, nachdem er sie zweimal, nämlich von dem Dichter und dem König gehört hatte. Der König aber sprach weiter: »Ich habe eine Sklavin, die ebenfalls die Verse kennt.« Und er befahl der Sklavin, die hinter dem Vorhang gestanden hatte, das Gedicht zu wiederholen. Sie tat dies, nachdem sie es dreimal, nämlich von dem Dichter, dem König und dem Sklaven gehört hatte.

Auf diese Weise gingen die Dichter immer mit leeren Händen von bannen. Der berühmte Dichter El-Asmai erfuhr davon. Er erriet die List des Königs und beschloß, ihn zu übertrumpfen. Zu diesem Zweck verfaßte er ein Lobgedicht, das aus den schwierigsten Wörtern und Wendungen zusammengesetzt war. Dann kleidete er sich in die Tracht eines Beduinen und bedeckte das Gesicht mit einem Tuch, das nur die obere Hälfte frei ließ, wie dies bei den Arabern der Wüste vielfach der Brauch ist. So unkenntlich gemacht, begab er sich in den Palast des Königs. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, vor dessen Angesicht zu erscheinen, fragte ihn der Herrscher: »Woher bist du, Sohn der Wüste, und welcher Wunsch führt dich zu mir?«

Der Dichter antwortete: Ruhmreicher Fürst, möge Allah deine Macht vermehren! Ich bin ein Dichter vom Stamme der Kaudiek und habe ein Loblied auf dich verfaßt. Erlaube, es dir vorzutragen zu dürfen.«

»Kennst du auch meine Bedingungen, Sohn der Wüste?« fragte der König. Als jener verneinte, belehrte er ihn: »Wenn das Gedicht nicht von dir stammt, erhältst du nichts. Ist es aber von dir, dann beschenke ich dich mit Golddenaren im Gewicht dessen, worauf es geschrieben ist.«

»Beim Heil meiner Seele,« beteuerte der Dichter, »wer möchte es wagen, sich das anzueignen, was eines andern geistiges Eigentum ist! Noch mehr aber würde es das Gebot der Sitte verletzen, derartiges vor einem großen König auszuführen. Ich erkenne also gern deine Bedingung an, gnädiger Fürst.«

Und er begann sein Lobgedicht aufzusagen. Der König war betroffen und unfähig, das schwierige Gedicht mit seinen wunderlichen Wortformen zu wiederholen. Er machte dem weißen Sklaven ein Zeichen; der aber hatte auch nichts behalten. Man winkte die Sklavin herbei; aber auch diese war nicht fähig, eine einzige Zeile zu wiederholen.

»O Sohn der Wüste,« rief der König aus, »du hast die Wahrheit gesagt, diese Lobhymne ist unbestreitbar von dir. Ich habe sie bisher niemals gehört. Zeige, wo du sie aufgezeichnet hast. Ich werde dir, wie versprochen, dessen Gewicht in Gold auszahlen lassen.«

Darauf entgegnete der Dichter: »Möchtest du deinen Sklaven hinausschicken, es aufzuheben?«

»Es aufzuheben?« fragte der König erstaunt. »Hast du das Gedicht nicht auf einem Streifen Papier niedergeschrieben?«

»Verzeihe, hoher Sultan,« erwiderte der Dichter, »als mir die Eingebung zu meiner Ode kam, war es mir unmöglich, mir ein Stück Papier zu verschaffen, worauf ich sie hätte niederschreiben können. Da mir nichts anderes zur Hand war, habe ich sie in den Stumpf einer Marmorsäule eingegraben, nachdem mein Vater mich in der Kunst des Steinmetzen unterrichtet hat. Ich habe den Stein mitgebracht; er liegt draußen im Hof neben meinem Kamel.«

»Bei der Asche meiner Vorfahren, nie sah ich einen größern Schelm«, sprach der König zu sich selbst, und er befahl seinem Schatzmeister, dem Beduinen das Gewicht des Marmors in Gold auszuzahlen. Später erfuhr er, daß es der berühmte Dichter El-Asmai gewesen war, der ihn überlistet hatte. Um eine Wiederholung dieser List zu verhüten, belohnte er künftig die Dichter, die zu seinem Lobe dichteten, so wie es Königen geziemt.

*

Das bärtige Tier

In jener Zeit, da die Tiere noch einander verstehen konnten, wandelte einst ein Ziegenbock, Nahrung suchend, am Wüstensaum. Er kam zu einem niedrigen Hügel, der von Tamarisken und Feigenbäumen bestanden war, und entdeckte am Fuß dieses Hügels eine versteckte Höhle. Im Innern erblickte er einen jungen Löwen. Dieser hatte tags zuvor im Streit mit seinen Geschwistern die Behausung seiner Mutter verlassen und sich eine eigene Lagerstätte aufgesucht. Beide blickten sich höchst überrascht an.

Der Ziegenbock redete sich selber Mut zu, indem er zu sich sprach: »Fliehe ich, dann packt er mich von rückwärts und zerreißt mich in Stcke.« Darum stellte er sich ganz furchtlos. Der junge Löwe betrachtete ihn mißtrauisch und fragte: »Wer bist du?« Der Ziegenbock erwiderte: »Ich bin ein verwandelter Sohn Adams, des Stammvaters der Menschheit, und habe ein Gelübde abgelegt, mir den Bart so lange wachsen zu lassen, bis ich zu Ehren Allahs hundert Tiger und zehn Löwen aufgefressen habe. Die hundert Tiger habe ich schon verschlungen und bin nun auf der Suche nach den Allah gelobten Löwen, obwohl deren Fleisch abscheulich schmecken soll.«

Kaum hatte er dies gesprochen, da rannte der junge Löwe mit mächtigen Sätzen ins Freie. Der Ziegenbock aber meckerte vergnügt. Draußen begegnete der junge Löwe einem alten Fuchs, der hielt ihn an und fragte: »Woher deine Eile und deine Erregung?« Und der Löwe erzählte ihm seine Begegnung mit dem brtigen Tier. Der Fuchs lachte und sprach: »Ein Schelm hat dich überlistet. Fhre mich zu ihm.« Erwartungsvoll führte der Löwe ihn zu der Höhle. Vor dem Eingang lagerte der Ziegenbock. Als er die Ankommenden erblickte, war ihm sofort klar, daß der schlaue Fuchs den Löwen eines Besseren belehrt hatte.

Entschlossen erhob er sich, schritt den beiden entgegen und fuhr den Fuchs an: »Habe ich dir nicht befohlen, du solltest mir zehn ausgewachsene Löwen bringen, die ich zu Ehren Allahs verspeisen muß? Warum bringst du mir statt dessen nur einen einzigen jungen Löwen? Du wirst der verdienten Strafe nicht entgehen!« Bei diesen Worten rannte der junge Löwe, der sich von dem Fuchs überlistet glaubte, ein zweites Mal davon. In die Höhle kam er niemals wieder.

*

Die Sklavin

Man erzählt von einem Menschen in El Basra, der hatte eine Dienerin gekauft, die ebenso schön als tugendhaft war. Er fand an ihr sein Wohlgefallen, so daß er sie in mancherlei Fertigkeiten und Künsten unterweisen ließ. Auch scheute er keine Mittel, um ihr das Leben angenehm zu gestalten. Da er aber größere Ausgaben machte, als sein Vermögen erlaubte, geschah es, daß er verarmte.

Als das Mägdlein gewahrte, daß er völlig mittellos geworden war, sprach sie zu ihm: »Herr, dein Geld ist alle, und mich jammert deine Armut, die du mir verschweigst. Darum verkaufe mich, weil wir sonst wohl beide Hungers sterben müssen. Wenn du mich verkaufst, wirst du mit dem Erlös deine Schulden abtragen können und, wenn es Allah gefällt, wieder zu Wohlstand gelangen.«

Darauf entschloß sich ihr Herr, auf ihren Vorschlag einzugehen; denn seine Bedrängnis war groß. Er geleitete sie auf den Marktplatz von El Basra und bot sie dem Statthalter an, der sich Abdullah, Sohn des Moamar El-Teymi, nannte. Sie gefiel diesem, und er erwarb sie um fünfhundert Goldmünzen.

Als der andere das Geld empfangen hatte und im Begriff war, davonzugehen, fing die Sklavin an zu weinen, und sie sagte diese Verse:

»Geliebter Herr, leb' wohl! Dein Bild,
Im Herzen trag' ich's dankerfüllt.
Sei glücklich, Guter, allezeit;
Doch mich begleitet Herzeleid.«

Als ihr vormaliger Gebieter solches hörte, konnte auch er sich nicht enthalten zu weinen, und er antwortete mit diesen Worten:

»Geliebtes Kind, leb' wohl, ich trage
Dein Bild im Herzen alle Tage.
Wie liebeleer wird nun mein Leben!
Oh, wolle mir mein Tun vergeben.«

Als Ibn Moamar ihre Verse vernommen hatte und daraus die Tiefe und Aufrichtigkeit ihres Schmerzes erkannte, sagte er: »Dem Allerbarmer wird es nicht gefallen, daß ich die Ursache eurer Trennung sei. Denn er gab euch ein, daß ihr einander in liebender Hingabe zugetan seid. Darum, Jüngling, nimm dieses Mägdlein und behalte es samt dem Erlös, den du bereits in Händen hast. Und möge Gott, dessen Name gepriesen sei, euren Bund segnen!«

Da küßten die beiden Jugendlichen dem hochherzigen Emir die Hand und gingen glücklich davon. Und sie lebten in liebender Hingabe weiter beisammen, bis der Tod sie trennte.

*

Die Beduinin

In der Nachmittagsstunde eines drückend heißen Tages saß der Kalif Mohawiyek, Sohn des Abn Sophia, in der offenen Halle seines Palastes, und seine Augen schweiften über den gelben Wüstensaum. Menschen und Tiere erwarteten ermattet im Schatten den kühlenden Abend. Da erblickte der Fürst einen Beduinen, der sich langsam näherte. Er wunderte sich, daß dieser Mensch dem Sonnenbrand zu trotzen schien und sprach zu seiner Umgebung: »Bei dem, der mich erschaffen, wenn jener Mensch gekommen ist, damit ihm Gerechtigkeit widerfahre oder ihm eine Gunst gewährt werde, es soll geschehen!«

Der Beduine aber trat vor ihn hin und verlangte Gerechtigkeit gegen den Herrscher von Medinek, genannt Marnan, den Sohn El-Hakans, weil er ihm gewaltsam seine Gattin geraubt habe. Der Kalif verlangte die Einzelheiten zu hören, und der Beduine erzählte folgendes: Er hatte ein Weib, namens Soada, die Tochter seines väterlichen Oheims, die er über alles liebte. Außerdem besaß er eine Anzahl Kamele, die ihm ermöglichten, in Wohlstand zu leben. Aber die unheilvolle Dürre dieses Jahres beraubte ihn seines ganzen Besitzes. Seine Freunde wandten sich von ihm ab, und der Vater seiner Frau kam und holte die Tochter zu sich. Da ging der Ehemann zu Marnan, dem Statthalter von Medinek, und verlangte durch dessen Machtwort die Gattin zurück. Diese und ihr Vater wurden vorgeladen, und der Liebreiz der Soada entflammte den Statthalter derart, daß er sie freisprach, um sie selber zu gewinnen. Darum ließ er ihn einkerkern und bot dem Vater tausend Denare für seine Tochter und weitere zehntausend für die Zustimmung, daß sie seine Frau werde, wobei er gleichzeitig versprach, die Ehescheidung von dem Ehemann zu erzwingen. Nachdem er die Einwilligung des Vaters erhalten hatte, setzte er den Gatten so lange einer grausamen Behandlung aus, bis auch er die Einwilligung zur Scheidung gegeben hatte. Vergebens hatte die Gattin versucht, all das Unrecht zu verhindern. So wurde sie das Weib des Marnan.

Als der Beduine seine Erzählung beendet hatte, war er so erschüttert, daß er hinfiel und am Boden lag wie eine tote Schlange. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, schrieb der Kalif einen Brief an den Statthalter, worin er diesem mit gütigen Worten seine Ergebenheit ins Gedächtnis rief und ihm gleichzeitig befahl, sich von der Beduinin scheiden zu lassen und sie heimzusenden samt dem Überbringer dieses Schreibens.

Daraufhin wurde Soada von Marnan geschieden und von diesem dem Kalif zugeschickt mit einem Schreiben, worin Marnan dem Kalif versicherte, der Anblick der Soada werde ihn davon überzeugen, daß niemand ihrem Liebreiz widerstehen könne.

Die Tatsache gab ihm recht; Mohawiyek hatte die Beduinin kaum gesehen, als er in heftiger Leidenschaft zu ihr entbrannte, so daß er nichts sehnlicher wünschte, als sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Darum versprach er dem Beduinen, wenn er sich von ihr trennen wolle, drei der lieblichsten Sklavinnen aus seinen Frauengemächern, außerdem tausend Denare sowie eine große jährliche Entschädigungssumme.

Der Beduine aber stieß einen leisen Schrei aus wie einer, der zum Tode verurteilt wurde, und wies das Ansinnen verächtlich zurück. Da sprach der Kalif: »Du hast zugestanden, von ihr geschieden zu sein. Darauf hat Marnan sie zum Weibe genommen, und er hat auf mein Geheiß gleichermaßen die Scheidung von ihr vollzogen. Somit ist sie jetzt frei, und darum geben wir ihr

die Wahl: wünscht sie irgendeinen andern zum Mann statt deiner, dann werden wir sie mit diesem verheiraten. Falls sie aber dich vorziehen sollte, sei sie dir zurückgegeben.«

Die schöne Soada zog den armen Beduinen dem Kalifen vor, und dieser überließ sie dem andern mit einem Geschenk von zehntausend Denaren. In der folgenden Nacht fand der Kalif keinen Schlaf. Seine Gedanken weilten bei der schönen Beduinenfrau, und seine Sehnsucht nach ihr war groß. Am andern Morgen verkündete ihm sein Kämmerer freudig: »O Fürst, reitende Boten kommen aus allen Teilen deines Reiches und melden, daß ausgiebige Regengüsse vergangene Nacht die schreckliche Dürre beendet haben.« Und ans Fenster tretend, rief er aus: »Schon beginnt auch über unsern Häuptern das erquickende Naß zu rieseln.«

»Dem Allerbarmer sei Dank«, sprach der Kalif.

»Er hat deinen Edelmut an dem Beduinen belohnen wollen«, fuhr der Kämmerer fort.

»Ihm, der die Herzen erforscht, sei die Ehre!« murmelte der Kalif und blickte traumverloren aus dem geöffneten Fenster über den gelben Wüstensaum.

*

Menschen, die das Lachen verlernten

Es war ein Mensch von der Klasse derjenigen, die mit Gütern gesegnet sind. Er besaß ein schönes Haus mit Dienern und Sklaven, und ihm mangelte nichts. Als er starb, hinterließ er sein Vermögen dem einzigen Sohn. Dieser lebte noch mehr als sein Vater herrlich und in Freuden. Er aß und trank und ergötzte sich nach der Art der Reichen und war dabei freigebig. So wurde das Geld, das er ererbt hatte, bald alle. Da verkaufte er erst die schwarzen Sklaven und Sklavinnen, dann sein sonstiges Hab und Gut, und zum Schluß verblieb ihm gar nichts mehr. Nun mußte er von seiner Hände Arbeit leben.

Als einfacher Arbeiter verbrachte er eine Reihe von Jahren. Eines Tages ruhte er von seiner Beschäftigung aus im Schatten einer zerfallenen Mauer; da ging ein bejahrter Mann in wohlhabender Tracht vorüber, der ihn anschaute und ihn begrüßte. Der Jüngling fragte erstaunt: »Sage mir, Herr, hast du mich etwa früher gekannt?«

»Nein, mein Sohn,« erwiderte dieser, »wohl aber erkenne ich aus deinen Zügen, daß du früher bessere Tage gesehen hast.«

Der junge Mensch antwortete mit gesenktem Haupt: »Es ist so; doch ich bin selber schuldig an der üblen Wendung. Vielleicht hast du, teilnehmender Vater, irgendeine Tätigkeit für mich.«

Hierauf sprach der andere: »Ich bewohne mit zehn Greisen gemeinsam ein Haus, und uns fehlt der Diener. Willst du uns bedienen, dann erhältst du Nahrung, Kleidung sowie angemessene Bezahlung. Vielleicht auch gibt dir Allah durch uns deine frühere Wohlhabenheit wieder.«

»Ich bin gern bereit, den Dienst anzutreten«, erklärte der junge Mensch; der Greis aber fuhr fort: »Eine Bedingung knüpfe ich an deinen Eintritt.«

»Und die wäre, mein Vater?« fragte jener.

»Es ist diese: Du sollst Stillschweigen bewahren gegen jedermann über alles, was du in unserm Hause siehst. Du wirst mich und meine Hausgenossen jederzeit freundlich, wenn auch schweigsam, wohl nie aber heiter sehen. Dagegen wirst du uns manchmal weinen sehen, die wir das Lachen für immer verlernt haben. Das sollst du allemal schweigend übersehen und nicht nach den Gründen fragen. Willst du das versprechen?«

»Ich verspreche es«, beteuerte der Jüngling, und der Greis lud ihn ein, ihm zu folgen. Er geleitete ihn zuerst in ein Bad, ließ ihn sodann beim Kaufmann ein neues Gewand anlegen und führte ihn hierauf zu seinen Hausgenossen. Beim Eintreten erblickte der Jüngling eine Reihe von herrlichen Gemächern mit blühenden Blumen, singenden Vögeln und plätschernden Springbrunnen. Hohe Fenster mündeten in einen wundervollen, großen Garten.

Dann führte er ihn in den schönsten und größten der Räume, dessen Wände waren mit blauer Seide bespannt, Silberampeln hingen von der verzierten Decke nieder, die von zierlichen Säulen getragen wurde. Auf bunte Teppiche waren schwellende Polster gelegt. Darauf saßen zehn Greise, einer das Antlitz zum andern gewendet. Einige seufzten, andere weinten bitterlich.

Hierüber erstaunte der Jüngling so sehr, daß er beinahe das Schweigegebot vergessen hätte; aber noch rechtzeitig zügelte er seine Neugier. Dann übergab ihm sein Führer eine Truhe, die mit dreißigtausend Goldstücken angefüllt war und sprach: »Verfüge hierüber für unsere und deine Bedürfnisse und vergiß nicht das dir auferlegte Stillschweigen.« Der Jüngling gelobte ihm nochmals zu gehorchen.

So besorgte er fortan getreulich den Haushalt der Elfe. Eines Tages starb einer der Greise, und die Hausgenossen wuschen ihn, kleideten ihn um und begruben ihn im Garten nach den Vorschriften des Korans. Im Lauf dreier Jahre starb einer nach dem andern, bis zuletzt nur jener übrigblieb, der den jungen Menschen aufgenommen hatte. Beide verbrachten noch zehn Jahre miteinander. Da erkrankte auch der Überlebende. Als der Jüngling dessen Lebensende kommen sah, wandte er sich zärtlich zu ihm und begann: »Mein Vater, dreizehn Jahre habe ich dir und deinen Freunden treu gedient und euer Vertrauen erworben.«

»Ich danke dir dafür, mein Sohn«, begann der Greis. »Allah, der meine Gefährten zu sich genommen hat und auch mich wohl noch in dieser Stunde abberufen wird, möge dich für deine Treue segnen.«

Der Jüngling aber fuhr fort mit verhaltener Bewegung: »Ich bitte dich, Vater, verstumme nicht für immer, bevor du mir nicht gesagt hast, warum du und deine Freunde euer Leben mit Weinen und Wehklagen ausgefüllt habt.«

Ernsthaft erwiderte der Sterbende: »Mein Sohn, ich darf dir die Gründe unserer ständigen Traurigkeit nicht enthüllen, weil ich und meine Gefährten Allah gelobt haben, keinen Sterblichen mit der Bürde zu belasten, die uns zeitlebens bedrückt hat. Wenn du daher unser Los nicht teilen willst, dann hüte dich, jene versteckte Pforte am äußersten Ende unseres Gartens zu öffnen, die von einem wuchernden Rosenbusch umwachsen ist. Möchtest du aber, daß dir geschehe, was uns widerfahren ist, dann magst du sie getrost öffnen, und die Ursache unserer immerwährenden Schwermut wird dir offenbar werden.«

Hierauf starb er, und der Jüngling wusch ihn, bekleidete ihn und begrub ihn im Garten neben seinen Gefährten. Er verblieb in dem Hause, das nunmehr ihm allein gehörte. Aber das Schicksal der verstorbenen Greise erfüllte mehr als zuvor all sein Denken bei Tage und bei Nacht. Als er eines Tages wieder lange über die Worte des Sterbenden nachgegrübelt hatte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen: er schritt zum äußersten Ende des Gartens, teilte den Rosenbusch und stand vor der Tür, die mit vier silbernen Riegeln versperrt war. Er erinnerte sich der erhaltenen Mahnung und kehrte ins Haus zurück. Allein er wußte die in ihm aufzüngelnde Erregung nicht zu meistern. Er erinnerte sich, daß kein Mensch seinem Verhängnis ausweichen kann und eines jeden Los von dem, der uns erschaffen hat, vorausbestimmt ist. Darum schritt er nochmals hin und schob entschlossen die Riegel zurück.

Draußen sah er nichts als eine schnurgerade Straße. Dieser folgte er während dreier Stunden und gelangte dann an das Ufer eines großen Flusses. Er verfolgte dessen Lauf, der von menschenleeren Fluren umsäumt war. Dann gewahrte er einen mächtigen Adler, der glitt zu ihm nieder, ergriff ihn mit den Fängen und flog mit ihm zwischen Himmel und Erde. Dann setzte er ihn ab auf einer Insel mitten im Meer und flog davon.

Der Mann aber verbrachte staunend die nächsten Stunden und wagte nicht, sich vom Platz zu rühren. Da tauchte gleich einem Stern am nächtlichen Himmel ein Boot auf, das sich langsam der

Insel näherte. Sein Herz klopfte schneller. Als das Fahrzeug landete, sah er, daß es eine bewimpelte Barke war, aus edelstem Holz gebaut, mit Gold und Silber verziert, mit kostbaren Stoffen behangen und mit seidenen Kissen ausgefüllt. Ihr entstiegen zehn Mädchen von hohem Liebreiz, die verneigten sich vor ihm und sprachen: »Sei begrüßt! Du bist unser König und der Bräutigam.« Und die schönste unter ihnen setzte ihm eine goldene Krone aufs Haupt. Dann führten sie ihn in das Schiffein, das dorthin zurückfuhr, von wo es gekommen war.

Er aber glaubte zu träumen, während das Folgende sich zutrug. Am Land erwartete eine große Menge Volkes die königliche Barke, die begleitete die Angekommenen unter freudigen Zurufen in das Königsschloß. Dort nahm ihn ein würdiger Greis an der Hand und geleitete ihn auf einen goldenen Thron. Dann öffnete sich gegenüber eine weite Tür, und in einem Kreis von geschmückten Mädchen nahte eine Jungfrau, wie er sie schöner nie gesehen, die redete ihm also an: »Wisse, o König, ich bin die Herrin dieses Landes, in dem stets die Frauen regieren; ich habe dich zu meinem Gemahl ausersehen. Wenn es dir gefällt, werden wir getraut. Bist du einverstanden, daß ich deine Gattin werde?«

Jener aber rief: »Herrin, laß mich der geringste deiner Diener sein!«

Sie fragte weiter: »Siehst du dieses Schloß mit all seinen Reichtümern, mit seinen Dienern und Wächtern und Kriegern?«

Als er bejahte, sprach sie weiter: »Dies alles steht zu deiner Verfügung.«

Dann führte sie ihn in die verschiedenen Gemächer und sprach: »Mache Gebrauch von allem, was du hier siehst.«

Im letzten Raum des Schlosses zeigte sie ihm eine Tür, die mit vier goldenen Riegeln versperrt war, und sie sprach: »Diese Tür darfst du nicht öffnen. Wenn du sie dennoch einmal öffnen solltest, wirst du es zu spät bereuen.«

Nach diesen Worten erschienen der Wesir und der Kadi mit ihrem Gefolge. Sie führten beide in den Thronsaal, und dort wurden sie feierlich vermählt. Es folgte ein Hochzeitsfest, wie man es schöner nicht ausdenken kann. Also heiratete jener die jungfräuliche Königin dieses reichen Landes und verbrachte mit ihr in gegenseitiger zärtlicher Zuneigung sieben Jahre seines Lebens.

Da kam ihm eines Tages der Gedanke, die verbotene Tür zu öffnen. Denn, sagte er sich, wenn dahinter nicht größere Reichtümer wären als solche, die mich umgeben, hätte sie mir nicht verboten, die Tür zu öffnen. Mit diesen Worten erhob er sich und öffnete sie. Und siehe, der Riesenvogel, der ihn von den Ufern des Stromes nach der einsamen Insel getragen hatte, wurde sichtbar, und eine Stimme rief: »Weh dir, weil du für immer das Lachen verlernt hast!« Da erschrak er und gedachte zu fliehen. Aber der mächtige Vogel packte ihn und trug ihn zwischen Himmel und Erde in einer Stunde Dauer von dannen, bis sie an den Ort kamen, wo er ihn damals aufgegriffen hatte. Dann flog er von dannen.

Jener aber saß dort in tiefster Niedergeschlagenheit, und als er der verlorenen Gattin gedachte sowie der Ehren und Reichtümer, die er für immer verscherzt hatte, jammerte er sehr. Er verweilte an der Uferstätte, wo der Vogel ihn abgesetzt hatte, drei Tage und drei Nächte und gab die Hoffnung erst auf, als in der dritten Nacht eine Stimme ertönte: »Wie groß waren deine Freuden! Wie unnütz ist dein Hoffen und Harren! Wie groß wird deine Betrübnis werden!«

Da hoffte er nicht länger, in das Wunderland zurückkehren zu dürfen, und bekümmert trat er den Heimweg an. Vor dem Hause, in dem er mit den elf Greisen gewohnt hatte, saß ein alter Mann und empfing ihn mit den Worten: »Herr, man hat mich zum Hüter deines Hauses bestellt. Sieben Jahre sitze ich hier und warte auf deine Heimkehr. Niemand hat inzwischen deine Schwelle betreten. Allah sei gesegnet, der dich gesund zurückkehren ließ. Nun kann ich gehen.«

Er aber sprach zu ihm: »Bleibe und sei mein Gast auf Lebenszeit. Denn meine Tage sind gezählt.« Als er den säulengetragenen Saal betrat, erkannte er mit einem Male, was den Lebensabend der grüblerischen Greise verdüstert hatte. Er hatte ihr Los geteilt. Ein tiefes Mitleid überkam ihn und milderte vorübergehend seinen Schmerz. Er schritt hinaus in den verwilderten Garten und vermauerte die Pforte hinter dem wuchernden Rosenbusch mit zitternden Händen. Seitdem hat er sein Haus nicht mehr verlassen. Die Sehnsucht nach den verlorenen Glücksgütern und die Reue über sein Tun brannten in seinen Adern und verzehrten seine Lebenskraft. Er starb in demselben Jahre und wurde an der Seite seiner Schicksalsgenossen begraben.

*

Der sterbende König

Ein König, der wegen seiner Grausamkeit bekannt war, saß eines Tages auf seinem Thron, als ein Fremdling seinen Palast betrat und geradenwegs auf den Herrscher zuschritt. Er hatte ein feindliches und furchtbares Aussehen. Der König sprang bei dieser ungewohnten Erscheinung auf seine Füße, und erschreckt über den Anblick dieses Menschen rief er: »Wer bist du und wer hat dir erlaubt, hier ungerufen zu erscheinen?«

Jener antwortete: »Der Herr der Welt hat mir den Auftrag erteilt. Niemand kann sich ihm widersetzen. Ich brauche keine Erlaubnis, um in den Häusern der Könige zu erscheinen und fürchte weder den Zorn der Fürsten dieser Welt noch die Zahl ihrer Wächter und Krieger. Kein Tyrann vermag mich zu töten. Ich bin derjenige, vor dem aller Herzschlag stockt.«

Da erblaßte der König und murmelte: »Dann bist du der Todesengel.«

»Du sagst es«, entgegnete der andere, und der König rief: »Ich beschwöre dich beim Schöpfer alles Lebendigen, gewähre mir noch einen einzigen Tag, damit ich alle meine Vergehen bereuen und von meinem Richter Vergebung erbitten kann: damit ich ihren Eigentümern die Schätze zurückerstatten kann, die ungerechterweise in meinem Besitz sind. Erspare mir die Strafen, die ich verdient habe.«

Der Todesengel erwiderte: »Es ist zu spät, begangenes Unrecht wieder gutzumachen; denn deine Tage sind gezählt, und deine letzten Minuten werden bald abgelaufen sein.«

»Dann gewähre mir zum mindesten eine Stunde Aufschub!« flehte der König.

Der Engel aber antwortete: »Diese Stunde ist bereits eingeschlossen in der Abrechnung, und sie wird verfließen, während du bewußtlos von mir hinübergeholt wirst. Die Zahl deiner Atemzüge ist zu Ende, und dir verbleiben nur noch deren sieben.«

»Was rettet mich dann vor dem Zorn Gottes?« rief entsetzt der König.

»Die guten Werke«, sprach der Engel.

»Ich tat nie Gutes«, murmelte der Sterbende, und schon hatte der Bote Gottes seine Seele genommen und führte sie ihrer Bestimmung entgegen.

Als die Höflinge nach einer Weile den König entseelt vor den Stufen des Thrones liegen sahen, erhoben sie ein großes Geschrei, und viel Weinen und Wehklagen ging durch das Land, obwohl jener König hartherzig und grausam gewesen war. Wenn die Menschen gewußt hätten, welches Los dem finstern Tyrannen von dem König der Könige in der andern Welt bereitet wurde, dann wäre ihr Wehklagen wohl noch größer gewesen.

*

Der Heilkünstler

Ein reiches Ehepaar saß mit der Tochter zu Tische, und es begab sich, daß dem Mägdlein beim Sprechen eine Fischgräte im Halse steckenblieb. Vergeblich versuchte sie, die Gräte zu entfernen. Eilends ließ der Vater die geschicktesten Ärzte der Stadt herbeirufen, damit sie dem Kinde, das heftige Beschwerden erduldet, helfen sollten. Keiner vermochte die Fischgräte zu fassen. Der berühmteste Heilkünstler der Stadt beteuerte: »Ich bin derselben Ansicht, wie alle anderen von dir gerufenen Meister der Heilkunst, daß nämlich dein Kind gar keine Gräte im Schlund hat. Sei daher unbesorgt, in weniger als einer Stunde werden die Beschwerden aufhören.«

Die Eltern beruhigten sich; aber die Schmerzen ließen nicht nach. Das Kind jammerte, der Vater war ratlos, die Mutter aber sprach zu ihm: »Laß durch Boten in der ganzen Stadt ausrufen: Wer unserm Kind hilft, dem sollen tausend Denare ausgezahlt werden!« Der Vater befolgte diesen Rat. Die Mitbürger aber schüttelten die Köpfe und sprachen: »Es wird ihm nichts nutzen, nachdem die geschicktesten Ärzte der Stadt nichts gefunden haben.«

Nun lebte in der Stadt in einer armseligen Hütte ein armer Mensch, dessen Frau kam vom Marktplatz heim und redete dies zu ihm: »Jetzt hat Allah dir Gelegenheit gegeben, mit einem Schlag ein reicher Mann zu werden.« Und als er sie erstaunt ansah, erzählte sie ihm, was die Ausrufer verkündet hatten, und raunte ihm gleichzeitig ihren Plan zu. Der Mann überlegte und sprach dann entschlossen: »Es sei.« Bald darauf erschien vor dem Reichen in seltsamem Aufputz ein Mensch, der angab, ein fremder Heilkünstler zu sein und der sich erbot, die verschluckte Gräte herauszuholen. Das Kind wurde hereingeführt. Als bald besprengte der Heilkünstler es mit Wasser, pustete es an, raufte sich die struppigen Haare, schnitt die drolligsten Gesichter und begann einen solchen Schwall unverständlicher Worte daherzureden, daß das Mädchen in ein schallendes Gelächter ausbrach. Dadurch löste sich die Gräte im Schlund und kam zum Vorschein. Und der Heilkünstler erhielt die versprochene Belohnung.

*

Der freigebige Arme

Unter den Söhnen Israels war ein Mann, der beschäftigte seine Familie mit Baumwollspinnerei. Er war befließigt, jeden Tag das Garn zu verkaufen, das die Familie gesponnen hatte. Dann erhandelte er neue Baumwolle zum Spinnen, und von dem Gewinn, den er hierbei übrigbehielt, kaufte er täglich Nahrung für seine Familie. Eines Morgens, als er ausgegangen war, um neue Baumwolle zu kaufen, begegnete er einem seines Stammes. Der jammerte ihm sein Elend vor, und der Israelit gab ihm den Erlös des verkauften Garns und kehrte zu seiner Familie zurück, ohne Baumwolle und ohne Speise. Und als die Seinigen ihn sahen, fragten sie: »Wo ist die Baumwolle und wo ist die Nahrung?« Und er erzählte ihnen, was sich zugetragen hatte, und sie sprachen: »Was fangen wir an, wenn wir nichts zu verkaufen haben?«

Aber sie hatten einen geflickten Korb und einen irdenen Krug, und der Familienvater trug beides hin zum Verkauf. Niemand indessen wollte ihm die Sachen abkaufen; als er aber über den Markt schritt, begegnete ihm ein Mann mit einem mageren und schlechten Fisch und fragte ihn: »Möchtest du deine unverkäuflichen Waren mit der meinigen vertauschen?« Er antwortete: »Ja.« Und er gab dem andern Korb und Krug, nahm den Fisch und trug ihn zu seiner Familie.

Und die Seinigen sprachen: »Was machen wir mit dem Fisch?« Der Familienvater entgegnete: »Wir werden ihn rösten und werden uns davon nähren, bis es Gott, dessen Name gepriesen sei, gefällt, uns das Nötige zu schicken.« Und sie nahmen den Fisch, öffneten ihn und fanden in seinem Bauch eine Perle. Da gingen sie hin und befrugen den Scheich. Der sprach: »Schauet nach, ob die Perle durchlöchert ist; denn in diesem Falle will es sagen, daß sie jemand in diesem Land gehört; aber wenn sie nicht durchlöchert ist, dann ist sie ein Geschenk Gottes, der sie euch gesandt hat.« Und sie betrachteten die Perle und sahen, daß sie nicht durchlöchert war.

Am andern Morgen ging der Familienvater zu einem Israeliten, der dergleichen kaufte, und dieser fragte ihm: »O du meines Stammes, wo hast du diese Perle gefunden?« »Sie ist ein Geschenk Gottes,« entgegnete der andere, »der sie mir gesandt hat im Bauch eines Fisches.« Und der andere rief aus: »Wahrhaftig, sie hat den Wert von tausend Silberstücken, und ich möchte dir diese Summe geben; aber trage die Perle zu einem andern, der reicher ist als ich.«

Und der Mann trug sie zu einem andern, der dergleichen kaufte, und dieser sagte: »Wahrhaftig, sie hat den Wert von sechstausend Silberstücken, nicht mehr und nicht weniger.« Und er gab ihm sechstausend Geldstücke in Silber. Und als der Familienvater damit nach Hause zurückkehrte, näherte sich ihm ein Bettler und sprach: »Gib auch mir etwas von dem, was Gott, dessen Name gepriesen sei, dir gesandt hat.« Und er sprach zum Bettler: »Gestern noch waren die Meinigen und ich in deiner Lage; nimm die Hälfte dieses Geldes.« Und als sie den Geldhaufen in zwei Hälften geteilt hatten und jeder seine Hälfte genommen, sprach der Bettler: »Behalte dein Geld und bewahre es, und möge Gott dich segnen; denn ich bin sein Bote, von ihm gesandt, dein gutes Herz zu erproben.« Und der Israelit sagte: »Gelobt und gepriesen sei Gott!« Und er lebte glücklich mit seiner Familie bis an sein seliges Ende.

*

Das wundertätige Almosen

Man erzählt, daß ein gewisser König seinem Volk folgendes befahl: Wenn jemand von euch fürder Almosen gibt, so wird ihm die Hand abgehackt. Und von demselben Tage an gab es im ganzen Reich niemand mehr, der Almosen gab.

Da kam eines Tages ein Beduine zu einem Weib und flehte, von Hunger gequält: »Gib mir ein Almosen!« Das Weib aber antwortete: »Wie könnte ich dir ein Almosen geben, da der König befohlen hat, jedem die Hand abzuhacken, der künftig Almosen gibt!« Der Bettler aber flehte: »Ich beschwöre dich bei Gott, dessen Name gepriesen sei, daß du mir eine Wohltat erweist; denn ich sterbe vor Hunger.« Und als das Weib hörte, wie er sie bei Gott beschwor, ging sie hin und gab ihm zwei Brote.

Solches wurde dem König berichtet. Er ließ das Weib vor sich führen und ihr beide Hände abhacken. Und sie kehrte zurück in ihre Hütte. Nach einiger Zeit sagte der König zu seiner Mutter: »Ich möchte eine Gattin nehmen. Verschaffe mir eine unter den schönen und sittsamen Frauen meines Landes.« Und die Mutter antwortete: »Unter unsern Sklavinnen ist ein Weib, so schön, daß keine ihr gleichkommt; aber sie hat ein schweres Gebrechen.« »Und welches ist dies Gebrechen?« fragte der König. »Es fehlen ihr beide Hände«, antwortete die Mutter. Der König sprach: »Ich wünsche sie zu sehen.« Und als der König sie gesehen hatte, war er berauscht von ihrer Schönheit und nahm sie zur Gattin. Jenes Weib aber war dieselbe, die dem Beduinen das Almosen gegeben hatte und deshalb ihrer Hände beraubt worden war.

Als der König sie zur Gattin erhoben hatte, wurden die andern Frauen eifersüchtig. Und sie sandten ihm ein Schreiben, worin sie erklärten, jenes Weib sei dem König nicht treu und habe bereits einen Sohn geboren. Der König schrieb einen Brief an seine Mutter und befahl ihr, seine Gattin in die Wüste zu führen und dort ihrem Schicksal zu überlassen.

Die Mutter vollführte den Auftrag und ließ die Unglückliche hinausführen in die Wüste. Da fing das Weib an zu weinen und über ihr Schicksal zu jammern. Und während sie des Weges wanderte, ihr Kind in einem Bündel, gewährte sie ein Wasser und stieg hinab, um den brennenden Durst zu löschen. Und als sie das Haupt zurückbog nach ihrem Kind, sah sie, daß es ins Wasser gefallen war, derweil sie getrunken. Da weinte sie heftiger und jammerte lauter über ihr Schicksal.

Wie sie weinend da saß, kamen zwei Männer und fragten sie: »Warum weinst du?« Sie antwortete: »Ich hatte ein Kindlein in einem Bündel, und es ist in diesen Bach gefallen.« Sie sprachen: »Willst du, daß wir das Kind dir frisch und gesund zurückgeben?« Sie rief aus: »Ja.« Und die zwei Männer flehten zu Gott, dessen Name gepriesen sei, und das Kind entstieg frisch und gesund dem Wasser. Und die Männer sprachen: »Wünschst du, daß Gott dir die Hände zurückgebe, die du besessen hast?« Und sie rief aus: »Ja.« Und sie flehten zu Gott, dessen Name gepriesen sei, und das Weib erhielt plötzlich seine Hände wieder, die es vorher besessen. Hierauf sprachen die Männer: »Weißt du, wer wir sind?« Sie antwortete: »Gott weiß alles.« Und die Männer sprachen: »Wir sind die beiden Brote, die du als Almosen dem Bettler gegeben hast und die Ursache waren, daß dir die Hände abgehauen wurden. Deshalb lobe Gott, dessen Name gelobt und dessen Allmacht gepriesen sei; denn er hat dir das Kind und deine Hände zurückgegeben.« Und sie lobte Gott, dessen Name gepriesen sei, und rühmte seine Allmacht.

Der nächtliche Einbrecher

Es wird erzählt, als Khalid, der Sohn des Abdel Allah El-Kusheyri, Statthalter von El-Basra war, da kamen Leute zu ihm und brachten einen Jüngling von großer Schönheit, guter Erziehung und reicher Begabung. Und die Männer sprachen also: »Der hier ist ein Dieb, den wir gestern in unserm Haus ergriffen haben.« Als Khalid den Jüngling anschaute, bewunderte er seine schöne Gestalt und seine edlen Züge und sprach: »Laßt ihn los!«

Dann näherte er sich dem Gefangenen und fragte ihn um seine Geschichte. Und der Jüngling antwortete: »Die Leute haben die Wahrheit berichtet, und die Geschichte verhält sich so, wie jene dir erzählt haben.« Und Khalid fragte: »Wie ist es gekommen, daß du einer solchen Tat fähig warst mit deinen edlen und schönen Zügen?« Der Jüngling antwortete: »Die Habsucht hat mich dazu verführt. So wollte es Gott, dessen Name gepriesen sei.«

Und Khalid sprach weiter: »Möge deine Mutter diese Worte niemals erfahren! Hattest du nichts in deinem Innern, was dich zurückhielt, ein Dieb zu werden?« Und der Jüngling schwieg. Khalid sprach weiter: »Dein offenes Geständnis hat mich bewegt; aber ich kann nicht glauben, daß du ein gewöhnlicher Dieb seiest. Vielleicht hast du mir eine Geschichte zu erzählen, die nicht die Geschichte eines Diebes ist. Erzähle sie mir.«

Aber der Jüngling entgegnete: »O Emir, bilde dir nichts anderes ein als das, was ich dir bekannt habe; denn es gibt keine andere Geschichte, als daß ich in das Haus jener Leute eingedrungen bin, daß ich geraubt habe, was ich vermochte, daß sie mich ergriffen und zu dir hergeführt haben.«

Darauf verordnete Khalid, daß er eingekerkert werde. Und sein Herold ging durch die Straßen von El-Basra und rief aus: »Jeder, der den Wunsch hat, Zeuge der Bestrafung eines Diebes zu sein, finde sich morgen früh vor dem Hause unseres Emirs ein.«

Und als der Jüngling im Kerker saß und sie ihm die Füße mit Eisen gefesselt hatten, seufzte er, vergoß verstohlen Tränen und murmelte: »Khalid hat mir angedroht, daß mir meine Diebshände abgehackt werden, wenn ich ihm nicht die Geschichte erzähle. Aber fern sei es von mir, von der Liebe zu sprechen, die mein Herz erfüllt! Mögen sie mir die Hand abhacken, ich werde es eher dulden, als daß jene entehrt sei, die ich liebe!«

Und der Wächter, der dies gehört hatte, ging zum Khalid und berichtete ihm solches. Und mitten in der Nacht ließ Khalid, der Gerechte, den Jüngling zu sich führen, gab ihm Speise und Trank und hub dann an: »Ich weiß, daß du mir eine Geschichte zu erzählen hast, die nicht die Geschichte eines Diebes ist. Wenn also morgen das Volk mit dem Kadi versammelt ist, um die Strafe, die den Dieb erwartet, an dir zu vollführen, möge dann sich erfüllen, was der Prophet Gottes, dessen Name gepriesen sei, also gesprochen hat: In Zweifelsfällen finde die gesetzliche Bestrafung nicht statt.«

Darauf gab er Auftrag, ihn in das Gefängnis zurückzuführen. Am Morgen aber strömte das Volk von El-Basra zusammen, um anzusehen, wie dem Gefangenen die diebische Hand abgehackt werden sollte. Männer und Weiber kamen, um der Bestrafung des Jünglings beizuwohnen. Khalid, begleitet von den Vornehmsten von El-Basra, empfing den Kadi und übergab ihm den

Jüngling, den sie herbeiführten, in Ketten gefesselt.

Und alles Volk staunte über seine Schönheit; die Männer murmelten, und die Weiber weinten. Und Khalid befahl den Weibern zu schweigen und sprach zu dem Jüngling: »Jene Leute dort behaupten, du seiest nächtlich in ihr Haus geschlichen und habest ihr Eigentum geraubt. Vielleicht raubtest du weniger als einen Vierteldenar.« »Nein,« antwortete der Gefangene, »ich raubte einen ganzen Denar.« »Vielleicht«, fuhr der Khalid fort, »bist du in irgendeiner Weise beteiligt an dem Eigentum jener Leute.« Aber der Jüngling entgegnete: »Nein, alles gehört ihnen; ich hatte nicht das geringste Recht an ihrem Eigentum.«

Und Khalid berührte mit dem Richterstab des Jünglings Stirn und winkte dem Henker. Der zog sein Schwert, ergriff die Hand des Jünglings und legte sie unter das Messer.

Da drängte sich eine Jungfrau, mehr Kind als Weib, in fliegendem Gewand weinend aus der Menge und warf sich zwischen Jüngling und Henker. Dann erhob sie die Augen zum Khalid, und man sah ein Antlitz, schön wie die Sonne. Und eine große Ergriffenheit bemächtigte sich aller Zuhörer.

Die Jungfrau aber rief mit brechender Stimme: »O Emir, ich beschwöre dich bei Allah, dessen Name gepriesen sei, laß nicht das Urteil vollziehen, bevor du dieses Blatt gelesen hast.« Und sie reichte Khalid zitternd ein Blatt und verhüllte das Antlitz.

Auf dem Blatt aber stand dies:

»O Khalid, jener Jüngling liebt mich. Er hat eine Tat eingestanden, die er nicht begangen hat. Er möchte lieber Verstümmelung erdulden als die entehren, die er liebt. Du aber habe Mitleid mit jenem, der kein Dieb ist, sondern einer der Edelsten des menschlichen Geschlechtes.«

Als Khalid dies gelesen hatte, winkte er dem Volk, sich zurückzuziehen. Der Jungfrau aber gab er Geheiß, sich zu nähern und zu berichten. Und er hörte aus ihrem Mund folgendes:

Jener Jüngling war mit stiller Liebe für sie erfüllt, und er war in ihr Haus eingeschlichen mit dem Wunsch, sie zu sehen, und hatte zur Nachtzeit einen Stein in ihr Gemach geworfen; aber ihr Vater und ihre Brüder hörten das Fallen des Steines, eilten hinzu und ergriffen ihn. Und sie waren bestürzt und empört darüber, daß der Ehre ihrer Tochter und Schwester Gefahr gedroht hatte. Sie häuften das Silberzeug der Familie zusammen, riefen die Nachbarn herbei und schrien: »Der hier hat versucht, uns nächtlich zu bestehlen!« Sie führten ihn zum Khalid und wiederholten ihre Anklage.

Und Khalid fragte den Jüngling: »Ist es so, wie jenes Weib berichtet?« Und der Jüngling entgegnete: »Es ist so.« Und Khalid küßte ihm die Augen und ließ den Vater der Jungfrau vortreten.

»O Scheich,« sprach er zu ihm, »wir hatten beschlossen, den Jüngling mit Verstümmelung seiner Hand zu bestrafen für einen Diebstahl, den er nicht begangen hat; aber Gott, dem Weisheit und Macht zugeschrieben werden, hat mich davor behütet, einen Unschuldigen zu strafen. Und Gott gibt mir ein, dich zu bitten, daß du deine Tochter diesem Edlen als Gattin zuführst. Ich bitte dich, mir zu gestatten, diesem großherzigen Jüngling deine Tochter zu vermählen.«

Und der Familienvater antwortete: »Emir, ich erlaube dir, solches zu tun.« Und Khalid lobte Gott und dankte ihm und verrichtete ein herrliches Gebet. Darauf sprach er zu dem Jüngling: »Ich verlobe dich jener Jungfrau, die dir zur Seite steht, und schenke euch ein Heiratsgut von zehntausend Silberstücken zur Belohnung eurer edlen Gesinnung.«

Der Jüngling verneigte sich schweigend, die Jungfrau vergoß Tränen der Freude, und alles Volk lobte die Großmut seines Emirs. Jener Tag war seit Jahren der schönste in El-Basra.

*

Der Diener der ausgleichenden Gerechtigkeit

Zur Zeit des Kalif Soliman, Sohn des Abdel Melik, lebte ein reicher Mann namens Kuzeymek, Sohn des Bisir, vom Stamm der Beni Asas, der zeichnete sich durch große Freigebigkeit aus, nicht minder durch seine Wohltaten und seine Güte gegen seinesgleichen. So lebte er dahin, bis eines Tages das Unglück ihn heimsuchte, so daß er jene um Unterstützung angehen mußte, denen er bisher geholfen hatte.

Eine Zeitlang liehen ihm wohl jene ihren Beistand. Dann aber erlahmten sie, und als er ihr verändertes Benehmen gewahrte, ging er zu seinem Weib, das zugleich seine Verwandte war, und sprach: »Tochter meines Oheims, ich habe bemerkt, wie meine Brüder ihr Verhalten gegen mich ändern, und ich habe beschlossen, mich in unserm Haus von der Welt abzuschließen, bis der Tod kommt, um mich mitzunehmen.«

Hierauf schloß er die Tür hinter sich zu und nährte sich nur notdürftig von den Resten der vorhandenen Speisen in Erwartung eines baldigen Todes. Er war aber dem Statthalter von Gezireh bekannt, der Ehrimek el Zayad Er Rahay hieß. Als dieser eines Tages im Beratungssaal saß, wurde der Name des Kuzeymek genannt, und Ehrimek fragte seine Umgebung: »Was treibt jener?«

Man antwortete ihm: »Er ist völlig verarmt. Er hat sich in sein Haus eingeschlossen und erwartet den Hungertod.«

Da rief der Statthalter aus: »Das ist die Folge seiner grenzenlosen Freigebigkeit und verschwenderischen Güte. Warum hat er niemand, der ihm zu Hilfe eilt?« Die Gefragten wußten hierauf nichts zu erwidern.

Als es Nacht geworden war, nahm der Statthalter vierhundert Goldstücke, füllte sie in seine Börse und verließ heimlich sein Haus. Begleitet von einem Sklaven, der das Geld trug, ritt er davon. Als die Wohnung des Kuzeymek sichtbar wurde, entließ er den Diener. Dann klopfte er an die Pforte, und als Kuzeymek erschien, überreichte er ihm das Geld und sprach: »Tue damit nach deinem Gutdünken.«

Dieser gab dem fremden Reiter die schwere Börse zurück und sprach: »Wer bist du? Meine Seele steht dir zur Verfügung.«

Ehrimek erwiderte: »Ich komme zur Nachtzeit, von keinem andern Wunsch beseelt, als daß du mich nicht erkennen mögest.«

Kuzeymek aber rief: »Ich lasse dich nicht, bevor du mir nicht gesagt hast, wer du seiest.«

Hierauf antwortete der Reiter: »Ich bin der Diener der ausgleichenden Gerechtigkeit.«

»Sprich weiter!« bat Kuzeymek.

»Nein«, entschied der andere. »Hier nimm!« Er übergab ihm die Börse und ritt eilig davon.

Hierauf begab sich Kuzeymek zur Tochter seines Oheims und rief: »Freue dich über die frohe

Botschaft, die ich bringe. Siehe dies Geld. Gott hat es uns gesandt. Sein Name sei gelobt. Erhebe dich, zünde ein Licht an und laß uns den neuen Reichtum zählen.«

Sein Weib entgegnete: »Ich habe kein Licht mehr zum Anzünden.« So verbrachten sie die Nacht, indem sie die Geldstücke mit den Händen betasteten und ihr Gewicht prüften, wohl vermeinend, es müßten alles Goldmünzen sein, obgleich sie nichts sehen konnten.

Als der Statthalter nach Hause zurückkehrte, erwartete ihn sein Weib, die ihn daheim überall hatte suchen lassen, und sie sprach zu ihm: »Der Statthalter von Gezireh entfernt sich zur Nachtzeit nicht ohne Wissen der Gattin und ohne Begleitung eines Dieners, es sei denn, sein Tun scheut das Licht.«

Er antwortete: »Gott weiß, daß ich nicht in schlimmer Absicht mein Haus verlassen habe.«

Sie: »Dann sage mir, aus welchem Grunde du heimlich fortgegangen bist.«

Er: »Ich wählte die Nachtzeit, damit niemand von meinem Vorhaben etwas erfahren soll.«

Sie: »Ich als dein Weib sollte es aber wissen.«

Er: »Wenn ich es dir anvertraue, wirst du es für dich behalten?«

»Ja«, beteuerte die Gattin. Darauf erzählte Ehrimek ihr, was vorgefallen war. Er schloß seine Rede: »Willst du, dann schwöre ich, daß es sich so verhält.«

»Nein, nein,« rief sie, »mein Herz ist erleichtert, und ich glaube, was du mir erzählt hast.«

Als Kuzeymek am andern Morgen sich erhob, bezahlte er sofort seine Gläubiger und brachte seine Geschäfte in Ordnung. Nachdem er wieder zu Ansehen und Reichtum gelangt war, drängte es ihn, den Kalif Soliman, Sohn des Abdel Melik, aufzusuchen, um ihm seine Ergebenheit zu bekunden. Als er am Hofe des Fürsten angelangt war, meldete ihn der Kämmerer seinem Herrn. Der Ruf seines Edelmutes war bis zu den Ohren des Kalif gedrungen, und gern gab Soliman den Befehl, ihn vorzulassen. Kuzeymek bezeugte ihm seine Ergebenheit mit jener Begrüßung, die allein dem Fürsten der Gläubigen zusteht.

Dann fragte ihn Soliman: »Kuzeymek, welche Umstände hielten dich so lange fern von meinem Hof?«

»Der üble Stand meiner Geschäfte«, entgegnete dieser.

»Und was hat dich gehindert, dich mir anzuvertrauen?«

»Meine Unwürdigkeit, Herr!«

»Und wie hat dein Unheil sich wieder in Heil verkehrt?« fragte der Kalif weiter.

»Wisse, o Fürst, zur Nachtzeit erschien vor meinem Hause ...« Und Kuzeymek erzählte, was wir schon wissen.

»Kennst du jenen fremden Reiter?« fragte der Kalif.

»Ich kenne ihn nicht. Er war hoheitsvoll und sagte nur dieses: ›Ich bin der Diener der ausgleichenden Gerechtigkeit.« Und Soliman war begierig, den Fremdling kennenzulernen. Es drängte ihn, gleichfalls einen Beweis seiner Großmut abzulegen. Daher ließ er sein Banner herausbringen, die Höflinge sich um ihn sammeln, und er ernannte zur selben Stunde Kuzeymek zum Statthalter von Gezireh an Stelle des Ehrimek.

Kuzeymek nahm die Straße gegen El-Gezireh, und als er sich der Stadt näherte, kam ihm Ehrimek entgegen. Viel Volk begleitete ihn. Sie begrüßten einander und betraten zusammen die Stadt. Kuzeymek stieg im Palast des Statthalters ab, und die Menge draußen begrüßte ihn. Dann entbot er Ehrimek zu sich und trug ihm auf, abzurechnen über die Geschäfte, die er ihm abgetreten hatte. Es ergab sich, daß eine große Summe Geldes fehlte. Der neue Statthalter lud ihn ein, die Schuld zu bezahlen. Er aber entgegnete: »Mir fehlen die Mittel hierzu.«

»Du mußt sie bezahlen«, entschied Kuzeymek, und jener erwiderte: »Ich habe nicht die Summe. Tue, was dir beliebt.« Da ließ ihn Kuzeymek ins Gefängnis bringen.

Die Kunde hiervon wurde seinem Weibe überbracht, welche die Tochter seines Oheims war. Sie betrübte sich sehr. Dann rief sie die treueste ihrer Sklavinnen und sagte zu ihr: »Eile in den Palast des Emirs Kuzeymek und versuche, sein Angesicht zu erreichen. Alsdann richte ihm folgendes aus, daß niemand es höre als er allein: Was hast du getan? Hast du für den Diener der ausgleichenden Gerechtigkeit keine andere Dankbarkeit, als daß du ihn ins Gefängnis setzen läßt?«

Die Dienerin tat, wie ihr befohlen war. Als der Statthalter ihre Worte vernommen hatte, rief er bestürzt: »Weh mir, was habe ich getan! Ist das der fremde Reiter, den ich vergebens gesucht habe?« Die Sklavin antwortete: »Ja.« Und sogleich gab er den Befehl, sein Pferd zu satteln. Begleitet von den Vornehmsten der Stadt ritt er eilends zum Gefängnis. Dort sah er und mit ihm alle, die um ihn waren, Ehrimek, im Antlitz die Spuren des Leides, das ihm widerfahren war. Als er Kuzeymek erblickte, seufzte er und senkte das Haupt. Der Statthalter trat auf ihn zu und küßte seine Stirn. Da hob Ehrimek das Haupt und fragte: »Welches ist der Grund, daß dein Verhalten gegen mich sich verändert hat?«

»Deine Großherzigkeit und mein schlechter Dank«, antwortete Kuzeymek, und der Gefangene rief aus: »Möge Gott uns beiden wohlgesinnt bleiben!« Der Statthalter aber rief: »Gehe in die Freiheit, mein Bruder; ich aber wünsche hier abzubüßen, was du schweigend auf dich genommen hast.« Der andere aber rief: »Möge Allah verhüten, daß dies geschieht!«

Dann schritten sie hinaus, und im Palast des Emirs wurde Ehrimek festlich gekleidet und fürstlich beschenkt. Dann begleitete Kuzeymek seinen Vorgänger nach Hause und bat dessen Weib um Vergebung für den ihr zugefügten Kummer. Am andern Morgen erschien er wiederum bei Ehrimek und lud ihn ein, mit ihm zu Soliman zu reiten, der damals in Ramleh Hof hielt.

Als die beiden den Palast des Kalifen erreicht hatten und der Kämmerer Kuzeymek anmeldete, rief Soliman: »Der neue Statthalter von Gezireh erscheint ohne unsern ausdrücklichen Befehl? Das muß einen besondern Grund haben.« Er hieß ihn eintreten. Noch ehe sie sich begrüßt hatten, rief Soliman: »Was führt dich zu mir, Kuzeymek?« »Nur Gutes, Fürst der Gläubigen«, erwiderte dieser. »Und was ist es?« fragte der Kalif. »Ich habe ihn gefunden,« sprach Kuzeymek, »den Diener der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und da du sehnlichst gewünscht hast, ihn kennenzulernen, habe ich ihn veranlaßt, mitzukommen.« Der Kalif fragte: »Wer ist es?« Jener

erwiderte: »Es ist Ehrimek el Ferjad.«

Und als dieser die Erlaubnis erhielt, sich zu nähern, begrüßte ihn der Kalif und sagte ihm viele angenehme Worte. Dann hieß er ihn an seiner Seite Platz nehmen und sprach: »Deine gute Handlung hat dir schlimme Früchte eingetragen. Darum schreibe alles auf, was dir mangelt, und überreiche mir das Schriftstück.« Er tat, wie ihm geheißen, und der Kalif befahl, ihm alles zu geben, wessen er bedürfe. Dann ließ er ihm noch zehntausend Goldstücke aushändigen außer der Summe, die er bereits aufgezeichnet hatte. Weiter schenkte er ihm zwanzig Truhen, angefüllt mit wertvollen Gewändern. Hierauf übergab er ihm einen kostbaren Säbel und ernannte ihn zum Statthalter von Arabien. Dann sprach er: »Das Schicksal des Kuzeymek liegt in deiner Hand: Wenn du es willst, soll er abgesetzt werden. Wenn du es wünschst, werde ich ihm sein Amt belassen.« Und Ehrimek bat jenen, er möge in seiner Stellung bleiben. Dann zogen sie beide von dannen und blieben Statthalter unter Soliman, solange er das Kalifat ausgeübt hat.

*

Der Wanderer von Bagdad

Es lebte ein Mann in Bagdad, der große Reichtümer besaß; aber sein ganzer Reichtum ging verloren, und er wurde zum Bettler. Eines Nachts, während er sich unruhig auf dem Lager wälzte, sah er im Traum jemand, der zu ihm sprach: »Wahrhaftig, dein Glück ist in Kairo, dorthin solltest du gehen.«

Am folgenden Morgen rüstete er sich und wanderte nach Kairo. Es war Abend, als er anlangte, und er ging in eine Moschee, um zu schlafen. Neben der Moschee stand ein Haus, und Gott (dessen Name gelobt sei) fügte es, daß Diebe in die Moschee eindringen und von dort in das Nachbarhaus schlichen, um zu stehlen.

Aber die Bewohner jenes Hauses hörten den Lärm und erhoben ein Geschrei, worauf der Wali mit den Wächtern erschien. Und die Diebe ergriffen die Flucht. Dann trat der Wali in die Moschee ein und fand dort den Menschen von Bagdad, welcher schlief. Und er ergriff ihn und ließ ihn mit Ruten peitschen, so daß er zu sterben vermeinte; dann schleppten sie ihn ins Gefängnis, wo er drei Tage eingekerkert blieb.

Hierauf ließ ihn der Wali zu sich rufen und fragte ihn: »Von welchem Land bist du?« »Von Bagdad«, antwortete jener. »Und aus welchem Grunde bist du nach Kairo gekommen?« Jener antwortete: »Ich sah im Traum einen Menschen, der sprach zu mir: ›Wahrhaftig, dein Glück ist in Kairo. Dorthin solltest du gehen.‹ Und als ich nach Kairo kam, fand ich, daß das Glück, von dem jener gesprochen, in den Rutenstreichen bestand, die du mir hast verabreichen lassen.«

Da lachte der Wali so laut, daß seine Diener herbeistürzten, und er sprach zu dem Mann: »Du hast wenig Weisheit; ich habe dreimal hintereinander einen Menschen gesehen, der mir sagte: ›Wahrhaftig, in Bagdad ist ein Haus an einer gewissen Stelle, und so sieht es aus, und dieses Haus hat in seinem Hof einen Garten; darin ist ein Brunnen, und in dessen Tiefe liegt ein großer Schatz: Gehe hin und hole ihn!‹ Aber ich bin nicht hingegangen. Du aber, dessen Weisheit nicht allzu groß ist, wanderst von einer Stadt in eine andere, einer Sache wegen, die du im Schlaf gesehen hast, und die nichts anderes ist als das Gespenst verwirrter Träume.«

Dann gab er ihm ein Geldstück, damit er in seine Heimat zurückkehren könne. Der Mann nahm es dankend an und kehrte nach Bagdad zurück. Und er grübelte über das, was er gehört hatte, und es ergab sich, daß sein Haus jenes war, das der Wali beschrieben hatte. Er schritt in den Garten zu dem Springbrunnen, untersuchte dessen Tiefe und fand dort einen großen Schatz. Er lobte Gott über diese wundersame Verkettung der Dinge.

*

Die umstrittene Börse

Vier Kaufleute hatten zusammen die Summe von tausend Goldstücken gewonnen. Sie steckten sie in eine Börse und gingen hin, um Waren zu kaufen. Da erblickten sie auf der Straße einen schönen Garten, traten ein und ließen die Börse in Obhut der Hüterin des Gartens. Und sie durchwanderten den Garten, aßen und tranken und waren fröhlich, und einer von ihnen hub an zu sprechen: »Ich habe wohlriechende Stoffe bei mir; kommt, laßt uns das Haupt waschen dort in dem fließenden Wasser und es salben mit kostbaren Spezereien.« Und der andere sagte: »Wir benötigen ein Linnen, um uns abzutrocknen.« »Verlangen wir es von der Hüterin des Gartens,« sagte der dritte, »sie wird vielleicht eins haben.«

Und nachdem er dies gesagt hatte, erhob er sich, ging zur Hüterin des Gartens und sagte: »Gib mir die Börse!« Jene aber antwortete: »Ich werde sie dir geben, wenn ihr alle vier zugegen seid und deine anderen Genossen mir auftragen, sie dir zu geben.«

Die anderen waren an einer Stelle, wo die Wärterin sie sehen und hören konnte. Und der Kaufmann rief seinen Begleitern zu: »Sie will mir nicht geben, was ich von ihr verlange!« Jene riefen zu dem Weib hinüber: »Gib es ihm!« Und als sie diese Worte gehört hatte, gab sie ihm die Börse, und der Kaufmann schlich davon.

Als seine Genossen müde waren, auf ihn zu warten, kamen sie zur Wärterin und sagten: »Weshalb wolltest du ihm nicht das Linnen geben?« Das Weib antwortete: »Er hat nicht ein Linnen von mir verlangt, wohl aber die Börse; und ich wollte sie ihm nicht geben ohne eure Einwilligung. Ihr habt gerufen: Gib sie ihm! und ich gab sie ihm. Darauf ging er hurtig von dannen.«

Als die Kaufleute die Worte der Wärterin gehört hatten, raufte sie sich die Haare, ergriffen das Weib bei den Händen und sagten: »Wir haben dir nur die Erlaubnis gegeben, ihm das Linnen zu geben.« Das Weib antwortete: »Er sprach kein Wort von einem Linnen.«

Und die Kaufleute ergriffen sie und führten sie zum Richter, und diesem setzten sie den Fall auseinander. Der aber befahl dem Weib, die Börse zurückzuerstatten und erlaubte den Gläubigern, sich ihrer Sachen als Pfand zu bemächtigen. Solches hörte das Weib in tiefer Bestürzung und kehrte weinend nach Hause zurück.

Da begrüßte sie ihr Kindlein von fünf Jahren und fragte: »Was fehlt dir, Mutter?« Sie aber antwortete nicht und weinte weiter. Da wiederholte das Kindlein ein zweites und drittes Mal die Frage, und das Weib erzählte ihm alles, was sich ereignet hatte. Und das Kindlein sprach: »Gib mir ein Geldstück, um mir Süßigkeiten zu kaufen, und ich werde dir ein sicheres Mittel angeben, deine Sache zu gewinnen.« Die Wärterin gab ihm das Geld und sagte: »Und nun, mein Liebling, sprich.« Und das Kind sprach: »Kehre zurück zum Richter und sage ihm, daß du mit den Kaufleuten vereinbart hast, die Börse nur dann zurückzugeben, wenn alle vier zugegen seien.«

Und die Wärterin kehrte zurück zum Richter und sagte ihm, was das Kindlein ihr geraten hatte. Dieser ließ die drei Händler kommen und fragte sie, ob sie solches mit dem Weib vereinbart hätten. Sie antworteten: »Ja.« Darauf sprach der Richter zu ihnen: Kehret also alle vier zurück, und ihr werdet die Börse haben.« So blieb die Wärterin ohne jeglichen Schaden.

Der Esel des Gerechten

Ein Gerechter wanderte des Weges und führte an einem Strick seinen Esel, der hinter ihm herging. Zwei Schelme bemerkten dies, und der eine sagte zu seinem Gefährten: »Ich möchte den Esel dieses Mannes nehmen.« »Wie willst du das anfangen?« fragte der andere. »Folge mir und sieh zu«, sprach der erste.

Der Schelm ging und näherte sich sachte dem Esel, löste den Strick von seinem Hals und übergab das Tier seinem Gefährten, damit er es hinwegführe. Dann legte er sich den Strick um den Hals und wanderte fürbaß hinter dem Gerechten, bis sein Gefährte mit dem Esel sich entfernt hatte. Dann blieb er stehen, und der Gerechte zog, ohne sich umzuwenden, an dem Strick. Er aber rührte sich nicht. Da wandte der Gerechte sich um und erblickte einen Menschen statt eines Esels an seinem Strick.

Er sprach: »Wer bist du?« Der Gefragte antwortete: »Ich bin dein Esel, und also ist meine wunderbare Geschichte: Ich hatte eine Mutter, und eines Tages ging ich hin und betrank mich, und meine Mutter sagte: »Mein Sohn, möge Gott (dessen Name gelobt sei) dich züchtigen, damit du von deinem Laster abläßt!« Ich aber ergriff einen Stock und schlug meine Mutter. Und in derselben Stunde verwandelte mich Gott zur Strafe in einen Esel und ließ mich in deinen Besitz gelangen. Ich bin die ganze Zeit bei dir gewesen. Heute wird sich meine Mutter ihres Kindes erinnert und zu Gott für mich gebetet haben, und Gott hat Mitleid mit mir gehabt und mir meine menschliche Gestalt wiedergegeben.«

Und der Gerechte rief aus: »Es gibt keine Allmacht und Weisheit außer bei Allah! Mein Bruder, verzeih mir alles, was ich in der langen Zeit, wo du mir gedient hast, an dir verbrochen habe.« Darauf ließ er ihn gehen und kehrte bewegt und niedergeschlagen nach Hause zurück. Als sein Weib ihn sah, sprach sie: »Warum bist du so gedrückt und wo ist der Esel?« Er antwortete: »Du kennst nicht die Geschichte jenes Esels; wohlan, ich werde sie dir erzählen.« Und er erzählte ihr alles, und als das Weib solches gehört hatte, rief sie aus: »O wir Unglücklichen! Wer weiß, welche Strafe wir noch von Gott zu erwarten haben, weil wir die ganze Zeit einen Sohn Adams mißbrauchten.« Dann gab sie Almosen und flehte zu Gott, daß er ihnen verzeihe.

Und der Mann blieb lange Zeit zu Hause, ohne zu arbeiten. Eines Tages sagte sein Weib zu ihm: »Weshalb bleibst du zu Hause, ohne zu arbeiten? Gehe zum Markt und kaufe einen anderen Esel und arbeite.« Er ging zum Markt und betrachtete die Esel, die zu verkaufen waren, und er erblickte unter ihnen auch den seinigen. Und als er ihn erkannt hatte, näherte er sich, neigte seinen Mund zu dessen Langohr und raunte: »Du Unseliger, ohne Zweifel hast du dich wiederum betrunken und hast von neuem deine Mutter geschlagen; aber bei Allah, ich werde dich nicht ein zweites Mal kaufen!« Und er ließ ihn stehen und ging davon.

*

Die heilige Gastfreundschaft

El-Hakan, der Sohn des El-Leyl, hatte sich dem Raub ergeben. Eines Nachts stieg er in den Palast des Statthalters von Derbem, und nachdem er eine Menge Gold, Edelsteine und kostbare Stoffe weggenommen, begab er sich auf die Flucht. In der Dunkelheit stieß er mit dem Fuß an etwas Hartes. Er dachte, es könnte vielleicht ein Edelstein, gar ein Diamant sein, und er bückte sich, nahm den Gegenstand und führte ihn an die Zunge. Und er fand, daß es ein Stück Salz war. Da erinnerte er sich des Gesetzes der Gastfreundschaft, das jedem Rechtgläubigen heilig ist, und er legte die geraubten Gegenstände hin und schlich in seine Behausung zurück.

Am folgenden Tag durchschritt der Schatzmeister des Statthalters die Räume. Er erblickte die Schätze seines Herrn ungeordnet an einem anderen Platze und bemerkte, daß kein einziger Gegenstand weggetragen war. Solches berichtete er mit bestürztem Staunen seinem Gebieter. Der aber verkündete in der ganzen Stadt, es möge jener sich melden, der die Absicht gehabt, ihn zu berauben, aber im letzten Moment sich eines Besseren besonnen hatte. Es sei ihm seine Schuld verziehen, und er möge sich im Palast melden, um ein Zeichen seiner Huld zu empfangen.

So wurde El-Hakan dafür belohnt, daß er das heilige Gesetz der Gastfreundschaft beachtet hatte, und er ging in sich und lobte Gott (dessen Name gepriesen sei).

*

Der ungerechte Fürst

Im Anfang seiner Regierung war der Kalif Abdel Melik ein ungerechter Fürst. Eines Nachts suchte er vergebens den Schlaf. Und er sandte zu einem Märchenerzähler, damit dieser ihn zerstreue. »O Fürst der Gläubigen!« sagte der Märchenerzähler, »höre: Einst lebte in El-Mosil eine Eule, und eine andere lebte in El-Basra, und jene von El-Mosil wünschte als Gattin ihres Sohnes die Tochter der Eule von El-Basra. Die Eule von El-Basra aber entgegnete: »Ich kann dir meine Tochter nicht geben, wenn du mir nicht hundert Schloßruinen zum Geschenk machst, in denen ich mit meiner Sippe nachts Hause.«

Da entgegnete die Eule von El-Mosil: »Augenblicklich kann ich dir nichts versprechen; aber wenn unser Herrscher Abdel Melik (möge Allah, dessen Name gepriesen sei, ihn am Leben erhalten!) noch ein Jahr lebt, dann werde ich dir geben, was du wünschest.« Sinnend hörte dies Abdel Melik; er belohnte den Märchenerzähler und winkte ihm, zu gehen. Zur selben Stunde erwachte er aus seinem bisherigen unwürdigen Dasein und erfüllte die Pflichten seines Amtes.

*

Hatim der Gütige

Als Hatim-El-Zai, mit dem Beinamen der Gütige, gestorben war, wurde er seinem Willen gemäß draußen in der Wüste am Fuß einer Anhöhe bestattet. Zur Seite des Grabes waren zwei steinerne Tröge errichtet als Tränke für die Kamele, und ein Wasser rieselte dort aus der Quelle, von schattigen Palmen umstanden, als Labung für die Menschen. Wenn die Wanderer, wie es häufig geschah, diesen Platz als Nachtlager wählten, hörten sie mitunter in der Stille der Nacht leises Wehklagen. Wenn sie dann aufstanden und Umschau hielten, war niemand zu sehen.

Einmal kam Zu-l-Kelan, der Fürst von Hemyer, des Weges, und als er sein Nachtlager an jenem Palmhügel aufschlug, hörte auch er in der Nacht dieses Wehklagen. Da rief er in die nächtliche Stille: »Was bedeuten diese Klagelaute, die von der Höhe dieses Hügels erklingen?« Und einer aus seinem Gefolge belehrte ihn: »Herr, wir weilen am Grab Hatims des Gütigen, der wegen seiner Gastfreundschaft berühmt war. Manche, die gleich dir hier nächtigten, haben diese Totenklage vernommen.«

Und übermütig scherzte Zu-l-Kelan: »Diese Nacht sind wir deine Gäste, gütiger Hatim, und zwar recht hungrige.« Während er dann weiterschlieft, rief plötzlich einer aus seinem Gefolge: »Araber, kommet zu mir und meinem Reittier!« Als alles hinzulief, fanden sie das Reittier des Zu-l-Kelan am Verenden. Da töteten sie es vollends, brien das Fleisch und aßen davon. Dann befragten sie den, der den Ruf ausgestoßen hatte, und dieser verkündete: »Ich schlief und sah im Traum Hatim-El-Zai, der sich mit gezücktem Schwert mir näherte und dabei sprach: ›Ihr seid meine Gäste, und zwar recht hungrige; ich aber habe nichts euch vorzusetzen.‹ Darauf tötete er mein Kamel mit seiner Waffe.«

Als der Morgen anbrach, bestieg Zu-l-Kelan das Reittier eines seiner Begleiter. Gegen Mittag kam ihnen ein Kamelreiter entgegen, der führte ein zweites Kamel am Halfter. Als sie ihn fragten, wer er sei, antwortete er: »Ich bin Adi, der Sohn Hatims-El-Zai. Wo ist Zu-l-Kelan, der Fürst von Hemyer?« Jener sprach: »Ich bin es.« Darauf sprach Adi zu ihm: »Besteige dieses Reittier hier an Stelle des deinigen; denn jenes hat mein Vater getötet um deinetwillen.«

»Wer hat dir das berichtet?« fragte Zu-l-Kelan. Der andere gab ihm darauf diese Auskunft: »Mein Vater ist mir diese Nacht im Traum erschienen, und dies hat er zu mir gesprochen: ›Zu-l-Kelan, der Fürst von Hemyer, hat mich um Gastfreundschaft gebeten, und ich habe um seinetwillen sein Reittier getötet. Darum, Adi, gehe ihm entgegen und übergib ihm in meinem Namen ein neues Kamel an Stelle des andern, das ihm und seinem Gefolge von mir als Nachtmahl zgedacht war.‹« Darauf nahm Zu-l-Kelan das Reittier in Empfang, und alles bewunderte die Freigebigkeit, die Hatim der Gütige sowohl im Leben als im Tode bekundete.

*

Die Zauberquelle

In alten Zeiten lebte ein König, der hatte einen einzigen Sohn, welcher mit der Tochter eines andern Königs verlobt war. Jene Königstochter, die von großer Schönheit war, besaß einen Vetter, der sich um sie beworben hatte, aber abgewiesen worden war. Darauf sandte der verschmähte Freier an den Wesir jenes Königs große Geschenke und verlangte dafür von ihm, er möge den Nebenbuhler töten oder aber zum mindesten die Heirat zwischen den beiden Königskindern vereiteln. Der Wesir willigte ein.

Bald darauf schickte der Vater der Jungfrau Boten zu dem Königssohn, dem seine Tochter versprochen war, und lud ihn ein, an seinen Hof zu kommen, damit die Hochzeit gefeiert werde. Darauf ließ ihn sein Vater gehen, zusammen mit seinem Wesir und begleitet von tausend Reitern.

Als sie die Wüste durchquerten, erinnerte sich der Wesir, daß in der Nähe eine Zauberquelle war, Er Zahra geheißen. Wenn ein Mann von ihrem Wasser trank, wurde er in ein Weib verwandelt. Der Wesir befahl daher den Reitern zu rasten. Den Königssohn aber führte er abseits zu der Quelle und forderte ihn auf, sich dort zu erfrischen. Der Jüngling stieg vom Pferde, wusch sich die Hände und trank von dem Wasser. Und siehe, er wurde alsbald in ein Weib verwandelt. Darüber war er mit Recht verzweifelt und jammerte sehr. Der arglistige Wesir fragte ihn nach der Ursache seines Kummers, und als er ihn erfahren hatte, heuchelte er große Betrübniß. Darauf sandte der Königssohn den Wesir zu seinem Vater zurück. Er möge diesem melden, was ihm zugestoßen sei, und möge hinzufügen: er sei nicht willens, heimzukehren, bevor das Unheil von ihm gewichen; eher möchte er sterben.

So blieb er bei der Quelle drei Tage und drei Nächte, ohne zu essen und zu trinken. In der vierten Nacht erschien ihm ein Reiter mit einer Krone auf dem Haupt gleich einem Fürstenson, der fragte ihn: »Was führt dich an diesen Ort?« Der verwandelte Jüngling erzählte ihm hierauf seine Geschichte. Als der Reiter diese vernommen hatte, erklärte er: »Der Wesir deines Vaters hat dein Mißgeschick verschuldet; denn nur ein einziger Mensch weiß um die Zauberkraft der Quelle.«

Hierauf befahl ihm der Reiter, aufs Pferd zu steigen. Er tat dies, und der andere fuhr fort: »Komm mit mir in meine Behausung; diese Nacht sollst du mein Gast sein.«

»Sage mir zuvor, wer du bist, teilnehmender Fremdling,« entgegnete der Verwandelte, »dann will ich dir gern folgen.«

Da gestand ihm der Reiter: »Ich bin der Sohn eines Geisterkönigs, und du bist der Sohn eines irdischen Königs. Nun aber sei guten Mutes. Ich gedenke, das Unrecht wieder gutzumachen, das dir zugefügt wurde.« Hierauf überließ der Königsproß die Reiter seines Vaters ihrer Rast und folgte dem Sohn des Geisterkönigs von Tagesanbruch bis Mitternacht. Alsdann fragte dieser ihn: »Weißt du, wieviel Weg wir zurückgelegt haben?« Der Jüngling verneinte es, und der Geist sprach: »Wir haben eine Strecke durchmessen, für die ein galoppierendes Pferd ein volles Jahr benötigt.«

Darüber erstaunte der Königssohn sehr, und er fragte: »Wie werde ich wohl zu meiner Familie zurückkehren?«

»Laß das meine Sorge sein«, beruhigte ihn jener. »Wenn dein Mißgeschick von dir genommen sein wird, wirst du im Zeitraum eines Augenaufschlages wieder bei den Deinen sein.« Da belebte den Verwandelten eine herzliche Freude, und er rief: »Gelobt sei die Weisheit dessen, der Leid in Freude verkehrt!«

Im Morgenrauen erreichten sie eine Landschaft, die war schön wie ein Paradies. Paläste ragten mit schimmernden Zinnen empor, in blühende Gärten gebettet. Hier stieg der Sohn des Geisterkönigs vom Pferde. Der Jüngling tat auf sein Geheiß das gleiche. Dann nahm sein Begleiter ihn bei der Hand und führte ihn in einen der Paläste. Dort erwartete sie der König des Landes, ein gütiger Greis, der sie mit auserlesenen Speisen bewirtete. Sie verblieben bis zum Anbruch der Nacht; dann bestieg der Sohn des Geisterkönigs abermals sein Pferd; dasselbe tat der verwandelte Jüngling, und sie ritten von dannen bis zur Morgenröte.

Dann erblickten sie vor sich eine menschenleere Landschaft, die war unheimlich wie die Hölle. »Wie heißt diese wüste Gegend?« fragte der Verwandelte.

Sein Begleiter belehrte ihn: »Diese Gegend heißt das Land der Finsternis. Es gehört einem der Geisterkönige mit Namen Zu-l-Jenaheyn. Niemand darf es ohne seinen Willen betreten.« Er hieß ihn warten und entfernte sich. Zurückgekehrt, winkte er ernst und schweigend, und der Jüngling folgte ihm. Sie wanderten landeinwärts und gelangten endlich zu einer Quelle, die aus einem schwarzen Gestein in eine Vertiefung rieselte. Der Geist befahl dem Jüngling: »Steige hinab und trinke von dem Wasser.«

Er tat, wie ihm geheißen, und siehe, er wurde in einen Mann verwandelt. Er war außer sich vor Freude und fragte den Geist: »Mein Bruder, wie heißt diese Wunderquelle?«

»Es ist die Frauenquelle«, belehrte ihn dieser. »Jegliches weibliche Wesen, das davon trinkt, wird in einen Mann verwandelt. Darum danke Gott für deine Verwandlung und besteige dein Pferd.« Der Jüngling kniete nieder und lobte Gott, dessen Name gepriesen sei. Dann ritten beide zurück tagsüber, bis sie wieder im Reich des Geisterkönigs angelangt waren. Dort stärkten sie sich in dem Palast des gastlichen Königs mit Speise und Trank, worauf der Sohn des Geisterkönigs fragte: »Möchtest du diese Nacht zu deiner Familie heimkehren?« Als der Jüngling es freudig bejahte, rief er einen Sklaven und befahl ihm: »Nimm diesen Menschen in deine Obhut und laß ihn nicht zur Erde niedergleiten, bevor er nicht im Hause seines Schwiegervaters und der ihm versprochenen Braut angelangt ist.« Der Sklave erwiderte: »Ich habe verstanden, Herr, und dein Befehl wird treulich vollzogen werden.« Er entfernte sich, und als er nach einer Weile zurückkehrte, war er in einen geflügelten Drachen verwandelt. Mit bestürztem Staunen betrachtete ihn der Jüngling; der Geist aber beruhigte ihn: »Dir wird kein Leid zustoßen. Besteige dein Pferd und schwinde dich mit diesem auf seinen Rücken.«

Der Jüngling aber erwiderte: »Lieber möchte ich allein seinen Rücken besteigen und dir mein Pferd überlassen.« Und schon hatte er sich auf den Drachen hinaufgeschwungen. Der Geist befahl ihm, die Augen zu schließen. Er tat also, und der Drache flog mit ihm zwischen Himmel und Erde. Vor Sonnenaufgang landeten sie auf dem Dach des Palastes, wo die Königstochter wohnte.

»Öffne die Augen,« befahl der geflügelte Drache, »diesen Palast bewohnt deine künftige Gemahlin.« Mit diesen Worten ließ er ihn absteigen und flog von dannen. Als der Tag anbrach, stieg der Königsohn vom Dach, und als der Vater seiner Braut ihn erblickte, wunderte er sich

und rief: »Die andern Menschen sehen wir durch die Tür ins Haus kommen; du aber kommst vom First des Hauses.«

Der Königssohn antwortete: »So wollte es Gott, dessen Allmacht unendlich ist.« Und als die Sonne aufgegangen war, befahl der König, ein großes Fest zu veranstalten. Dann wurde die Hochzeit fröhlich gefeiert. Der Königssohn verweilte zwei Monate am Hofe seines Schwiegervaters und kehrte dann mit seiner jungen Gemahlin in die Stadt seines Vaters zurück. Man sagt, daß der Vetter seiner Braut vor Neid und Eifersucht gestorben sei.

*

Der Todesengel

Folgende Geschichte erzählte Scheik Mohammed El-Tantavi seinen Getreuen: Ein Kaufmann in Kairo, dem Stadtteil El-Hamafi, träumte eines Nachts während der fürchterlichen Pest, elf Personen seines Hauses würden Opfer dieser Krankheit und als Leichen aus seiner Haustür getragen werden zur Verbrennung. Und er erhob sich schweißgebadet bei dem Gedanken, daß gerade elf Personen sein Haus bewohnten, er inbegriffen. Vergeblich war es demnach, seinem Schicksal zu entgehen, das Allah (dessen Name gepriesen sei) über ihn verhängt hatte. Er sammelte sofort die Seinen um sich, berichtete ihnen von seinem Traum und forderte sie auf, sich vor Allah zu verneigen, der solches beschlossen hatte.

Am selben Tag starb einer seiner Söhne, und am gleichen Tag starb seine Gattin. Und die Pest wütete weiter in seiner Familie und unter seinem Gesinde. Und so geschah es, daß nach drei Tagen er allein als Lebender im Hause zurückblieb. Da ging er hin zu seinen Freunden und Nachbarn und sprach folgendes: »Vielleicht sterbe auch ich die kommende Nacht; ich bitte euch, ihr Lieben, kommet morgen früh rechtzeitig in mein Haus und sehet zu, ob ich gestorben bin und traget Sorge um mein Begräbnis. Erweist mir diesen letzten Dienst; ich werde ihn euch entgelten im Himmel. Mein Leichentuch habe ich bereits gekauft; ihr findet es in meiner Kammer. Findet ihr die Haustür geschlossen, erhaltet ihr keine Antwort, so erbrecht die Tür.«

In der folgenden Nacht lag er schweißgebadet in seinem Bett und schloß kein Auge. Und er sah einen Schatten in seinem Zimmer sich bewegen und gewahrte die dunkle Gestalt des Todesengels, die sich seinem Bett näherte. Zähneklappernd murmelte er: »Wer bist du?« Und eine feierliche Stimme antwortete: »Schweig, ich bin Azzail, der Engel des Todes!« »Weh mir,« beteuerte der Kaufmann in Todesängsten, »ich bekenne, daß kein Gott ist außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet. Von Allah kommen wir, und zu Allah müssen wir zurückkehren.« Und er ergriff sein Leichentuch, um sich zu bedecken, und verharrte mit klopfendem Herzen, des letzten Seufzers gewärtig. Aber Sekunden vergingen und Minuten und Stunden. Und er hauchte seinen letzten Seufzer nicht aus, während ungezählte andere der wütenden Seuche erlagen.

Am Morgen erschienen die Nachbarn, ihrem Versprechen gemäß, betraten seine Schlafkammer und fanden ihn zwar lebend, doch mehr tot als lebendig, im Bett. Sie riefen ihn mit Namen, und er antwortete mit erlöschender Stimme: »Noch bin ich nicht tot, meine Lieben, aber der Todesengel war diese Nacht bei mir, und ich warte von Minute zu Minute, daß er zurückkehre und meine Seele hinwegnehme. Wartet also, bis meine Stunde geschlagen hat, und begrabt mich in Ehren.«

Die Freunde fragten ihn: »Aber weshalb hast du die Haustür offen gelassen, ohne sie zu schließen?« »Ich habe sie geschlossen,« entgegnete der andere, »aber der Todesengel wird sie gewiß geöffnet haben.« »Und wer ist jener Mann im Hofe deines Hauses?« fragten die Freunde. Er antwortete: »Ich weiß nichts von einem Mann im Hofe meines Hauses; vielleicht ist es der Todesengel, der meine Seele erwartet. Ihr werdet den himmlischen Geist in der Dunkelheit für einen Menschen gehalten haben.« »Es ist ein Dieb,« antworteten die Freunde, »der in deinem Haus zusammengerafft hat, was er finden konnte, und während seiner schändlichen Tat ist er von der strafenden Pest ergriffen worden. Jetzt liegt er auf der Treppe deines Hofes und hält noch in seiner erkaltenden Hand einen silbernen Leuchter.«

Als der Herr des Hauses solches gehört hatte, sprang er vom Lager auf und rief mit lauter Stimme: »Gelobt sei Allah, der Lenker aller Dinge! Dies ist der elfte Todesfall in meinem Hause, und ich bin gerettet. Zweifellos ist es jener Dieb, der zu mir kam und sagte, er sei der Engel des Todes. Allah sei gelobt!«

Und also war es. Jener Dieb hatte das Gespräch zwischen den Nachbarn gehört und war in der Nacht gekommen, um einen Raub auszuführen. Jener Mensch aber, der solch nachdenklichen Traum gehabt hatte, lebte noch viele Jahre.

*

Der Edelsinn Jafars

Ein Beduine der Wüste verfaßte alljährlich einen Lobgesang auf Jafar El-Barmeki. Wenn er ihn dem Fürsten überreicht hatte, ließ dieser ihm zur Belohnung fünfhundert Goldstücke aushändigen. Der Beduine ritt mit dem Geld heimwärts und ernährte seine Familie damit ein Jahr hindurch. Nach Ablauf eines Jahres fand er sich wiederum mit einem Lobgedicht ein, und er erfuhr, daß Jafar gestorben sei. Da ritt er zu dessen Grabhügel hinaus, stieg dort von seinem Reittier, rang die Hände, sagte sein Lobgedicht auf und schlief ermüdet ein.

Da erschien ihm im Traum Jafar und sprach zu ihm: »Du bist müde; denn du bist weit hergekommen um meinetwillen, hast mich aber nicht mehr unter den Lebenden gefunden. Nun aber stehe auf und reite hinein nach Kahira. Im Viertel der Basare suche in der schönsten Straße den größten der Kaufherrn auf und sprich zu ihm: Jafar El-Barmeki entbietet dir den Friedensgruß und läßt dir sagen: Gib mir vollgezählt fünfhundert Golddenare im Zeichen der Bohne.«

Als der Beduine am Morgen erwachte, begab er sich nach Kahira und suchte den Kaufherrn auf. Nachdem er ihn gefunden hatte, berichtete er ihm, was Jafar im Traum zu ihm gesprochen. Da begann der Kaufmann zu weinen. Dann lud er den Beduinen in sein Haus ein, bewirtete ihn reichlich und behielt ihn als seinen Gast drei Tage. Als jener hierauf wünschte, den Heimweg anzutreten, überreichte ihm sein Gastfreund tausend Denare und sprach dabei: »Fünfhundert Denare sind diejenigen, die mir aufgetragen worden sind, dir auszuzahlen; die weiteren fünfhundert sind ein Geschenk, das ich dir mache. Komme alljährlich, und du wirst von mir die gleiche Summe erhalten.«

Da küßte der Wüstenbewohner den Rücken seiner Hand und rief: »Allah sei gepriesen!« Dann aber fuhr er fort: »Ich beschwöre dich, erzähle mir zuvor die Geschichte von der Bohne.«

Und der Kaufherr erzählte ihm die folgende Geschichte: »Ich habe den ersten Teil meines Lebens in großer Dürftigkeit verbracht. Damals ging ich mit einem Korb angewärmter Bohnen umher und fristete mit dem Verkauf mein Leben. Eines Tages war ich wieder mit meiner Ware unterwegs. Es war kalt und regnerisch, und ich saß frierend am Straßenrand. Da kam Jafar El-Barmeki, der Freund der Armen und Notleidenden, in einer Sänfte des Weges, begleitet von seiner Familie und seinem Gefolge. Seine gütigen Augen ruhten auf mir, und er winkte einem seiner Diener, daß er mich zu ihm führe. Dann redete er mich also an: ›Verkaufe die Bohnen, die du im Korbe hast, mir und den Meinigen.«

Darauf begann ich mit dem Maß, das ich hatte, die Bohnen zu verteilen, und ein jeglicher aus dem erlauchten Kreis Jafars füllte das leere Maß mit Gold. So ging es weiter, bis mein Korb leer war. Ich raffte das Gold zusammen, das mir zugeflossen war, und Jafar sprach: ›Hast du keine Bohne mehr übrig?‹ Ich verneinte es, und er hieß mich den Korb nochmals gründlich durchsuchen. Da fand sich noch eine einzige Bohne im Korb. Jafar nahm sie, teilte sie in zwei Hälften und fragte eine der schönen Frauen seiner Umgebung: ›Um welche Summe möchtest du die Hälfte dieser Bohne kaufen?‹

Die Liebliche (gepriesen sei, der sie schuf) wies auf meinen Korb, der mit Gold gefüllt war: ›Um die doppelte Menge dieses Goldes.‹ Ich aber sagte zu mir selbst in ungläubigem Staunen: ›Beim

Licht der Sonne, das ist unmöglich.« Da winkte die schöne Frau eine ihrer Sklavinnen herbei, und diese überreichte mir eine Menge Goldes, die doppelt soviel war als jene, die ich bereits eingenommen hatte.

Darauf rief Jafar: ›Und ich kaufe dir die andere Hälfte um das Doppelte der Gesamtsumme ab.« Und der Edelmütige gab seinem Schatzmeister den Auftrag, mir die Summe vollausgezählt in den Korb zu füllen. Hierauf zog ich nach Kahira und begann mit meinem Geld zu arbeiten. So bin ich durch meine armseligen Bohnen zu großem Reichtum gelangt. Wenn ich hiervon jährlich tausend Denare dir überlasse, werde ich es nicht verspüren; wohl aber ehre ich damit das Andenken Jafars, dessen Edelsinn Gott belohnen möge.«

*

Ein Kriegsgrund

Es war einst ein Jäger, der den Tieren der Wüste nachstellte. Dieser entdeckte eines Tages eine Grotte, und darin fand er eine Öffnung des Gesteins, die war mit Honig angefüllt. Diesen sammelte er in einem Gefäß, das er bei sich trug. Er ging in die nahe Stadt, um den Honig zu verkaufen. Sein Hund schritt neben ihm her.

Drinne bot er den Honig einem Krämer, der vor seinem Laden stand, zum Kauf an. Jener öffnete den Topf, um den Inhalt zu sehen. Dabei rann ein Tropfen Honig zur Erde, und ein Vogel kam und pickte den Honig auf. Die Katze des Krämers, die vor der Haustür in der Sonne saß, packte den Vogel und tötete ihn. Darauf packte der Hund des Jägers die Katze und tötete diese. Da stürzte der Krämer sich auf den Hund und tötete diesen. Der Jäger aber fiel über den Krämer her und brachte ihn um.

Der Jäger war aus einem Ort, der dem Wohnort des Krämers benachbart war. Als die Bewohner der beiden Ortschaften erfuhren, was geschehen war, griffen sie zu den Waffen hüben und drüben. Weitere Orte beteiligten sich an dem blutigen Streit, der viel Unheil angerichtet hat. So war es Allahs Wille, das um einer geringfügigen Ursache willen zahlreiche friedliche Menschen einander töteten und späte Geschlechter, die ihnen folgten, in bitterer Feindschaft lebten.

*

Der Sohn Adams und die Tiere

Ein Pfau und seine Henne wandelten einst am Ufer des Meeres und hielten eifrig Umschau; denn sie fürchteten sich beide vor den wilden Tieren, die in jener Gegend sich aufhalten sollten. Da tauchte eine bewaldete Insel vor ihnen auf, und sie flogen hinüber und erfreuten sich an den vielen Bäumen, Sträuchern und Gewässern.

Nach einiger Zeit erblickten sie eine Ente, die näherte sich erschreckt der schattigen Sykomore, unter der das Pfauenpaar saß, und war nur schwer zu beruhigen. Der Pfau erkannte sogleich, daß der Ente ein außergewöhnliches Erlebnis widerfahren sei, und fragte sie nach dem Grund ihrer Aufregung. Die Ente seufzte und sprach: »Es ist eine wundersame Geschichte von dem Sohn Adams, die ich erzählen könnte; aber sie ist zu lang und möchte euch langweilen.«

»Durchaus nicht,« erklärte die Pfauenhenne, »laß uns hören!«

Und die Ente räusperte sich und begann das Folgende zu erzählen: »Ich habe mein Leben nur auf dieser Insel verbracht, und meine Tage flossen ruhig wie ein sanftes Bächlein dahin. Da erblickte ich eines Nachts im Traum jenes riesenhafte Wesen, das der Sohn Adams genannt wird, und gleichzeitig warnte mich eine Stimme: »Hüte dich vor diesem; denn weder die Vögel in der Lust noch die Fische im Wasser, selbst der gewaltigste Vierfüßler, der Elefant, ist vor ihm seines Lebens sicher.« Beim Aufwachen verkroch ich mich in einen Schlupfwinkel; als ich aber Hunger und Durst verspürte, wagte ich mich wieder hinaus und sprach mir Mut zu, weil einer jeden Kreatur ihr Schicksal zuvor bestimmt ist.

Da gewahrte ich in einem Höhleneingang einen jungen Löwen, der zeigte sich über meine Ankunft erfreut. Meine Farben sowohl als meine ansehnliche Gestalt erregten sein Wohlgefallen, und er fragte mich nach Namen und Stamm. Ich entgegnete artig, man nenne mich die Ente und ich sei eine Vogelart. Ich fragte ihn meinerseits, wie er in diese Höhle komme. »Es ist der Wunsch meines Vaters«, bedeutete mir der junge Löwe. »Mein Vater wurde im Traum vor dem Sohn Adams gewarnt, und er hat mich darauf hier in Sicherheit gebracht.« Da erzählte ich ihm, daß ich auf die gleiche Weise gewarnt worden sei und schloß mit der Aufforderung: »O Sultan der Tiere, der du vor keinem lebenden Wesen erschrickst, wolle doch auch dich nicht vor dem Sohn Adams fürchten, der uns beiden nachstellt, sondern bringe du ihn um!« Er überlegte, und da ich nicht nachließ, ihm zuzureden, erhob er sich und winkte mir, ihm zu folgen. Als ich hinter ihm herschritt, sah ich ihn stolz mit dem Schweif die Flanken schlagen.

Dann sahen wir eine Staubwolke vor uns aufwirbeln, und alsbald erblickten wir einen Esel, der wollte an uns vorbeirennen. Der junge Löwe gebot ihm zu verweilen und fragte ihn nach seinem Namen und Stamm. Jener erwiderte dem Herrn der Tiere, er sei vom Stamme der Esel und auf der Flucht vor dem Sohn Adams begriffen. Als der junge Löwe sich über die Furcht des kräftigen Esels wunderte, erklärte dieser: »Wisse, o Sultan der Tiere, ich würde den Sohn Adams schwerlich fürchten, wenn er nicht so arglistig und grausam wäre. Aber er besitzt tückische Hilfsmittel, gegen die meine Kraft nicht aufkommt: einen Knüppel für meinen Rücken, ein Eisen für mein Maul und einen Strick unter meinen Schweif: alles Dinge, mit denen sein jüngstes Kind mich gefügig macht. Als ich heute darüber nachdachte, wieviel Prügel mir noch bevorstehen, bevor ich eines Tages abgerackert verende, da bin ich auf und davongelaufen, in der Hoffnung, irgendwo ein Versteck vor meinem Peiniger oder gar ein ständiges Obdach zu finden.«

Du kannst mir glauben, schönes Pfauenpaar, daß die Schilderung des Esels meine Furcht vor dem Sohn Adams vermehrte«, beteuerte die Ente. »Wir glauben es gern,« sprach die Pfauenhenne, »doch erzähle weiter!« Und die Ente räusperte sich und fuhr fort: »Während der junge Löwe den Esel beruhigte, sahen wir eine Staubwolke vor uns aufwirbeln, und alsbald erblickten wir ein Pferd, das wollte an uns vorbeirennen. Der junge Löwe gebot ihm zu halten und fragte es nach Name und Stamm. Jenes erwiderte dem Herrn der Tiere, es sei vom Stamm der Pferde und auf der Flucht vor dem Sohn Adams begriffen. Der junge Löwe aber rief erstaunt: ›Wie vermagst du bei deiner Größe und Schnelligkeit den Sohn Adams zu fürchten! Siehe, trotz meiner Jugend und geringeren Größe bin ich entschlossen, jenen aufzusuchen, seine Knochen zu zermalmen und sein Fleisch zu verspeisen und somit sowohl diesen verprügelten Esel als auch diese würdige Ente von ihrem Schrecken zu befreien. Weißt du übrigens, daß du mit einem einzigen Hufschlag den verschlagenen Sohn Adams töten könntest?«

Da lächelte das edle Pferd und antwortete: ›Wohl weiß ich das, erhabener Sultan der Tiere; aber nicht weniger kenne ich alle die abgefeimten Hilfsmittel, Peitsche, Kandare, Gurt und Sporen, gegen die meine Kraft nicht aufkommt. Und ebenso weiß ich, daß ich nach einem Leben voll harter, unablässiger Arbeit eines Tages als halb- oder ganzerblindeter Klepper durch den Roßschlächter verende und daß mein Herr nach meinem Tode noch mit meinem Fleisch und Fett, Haut und Haaren Handel treibt.«

Du wirst mir glauben, schönes Pfauenpaar, daß die Schilderung des Pferdes meine Furcht vor dem Sohn Adams noch vermehrte«, beteuerte die Ente. »Wir glauben es gern,« erklärte die Pfauenhenne, »doch erzähle weiter.« Und die Ente räusperte sich und fuhr fort: »Während der junge Löwe das Pferd beruhigte, sahen wir eine Staubwolke vor uns aufwirbeln, und alsbald erblickten wir ein Kamel, das wollte an uns vorüberrennen. Der junge Löwe glaubte, dies sei der Sohn Adams, und er erschrak. Ich beruhigte ihn mit den Worten: ›O Sultan der Tiere, das ist nicht der Sohn Adams, vielmehr ein Kamel, und es scheint gleichfalls auf der Flucht vor dem Sohn Adams begriffen.« Und also war es, wie das Kamel, traurig und zornig zugleich über sein hartes Los, dem jungen Löwen berichtete.«

»Ich glaube, daß seine Schilderung deine Furcht vor dem Sohn Adams noch vermehrte,« unterbrach der Pfau die Ente; »doch erzähle weiter!« Und die Ente seufzte und fuhr fort: »Während der junge Löwe das Kamel beruhigte und versprach, dem Sohn Adams binnen kurzem alle Knochen zu zermalmen und ihn alsdann aufzufressen, sahen wir eine Staubwolke aufwirbeln, und alsbald erblickten wir ein altes, dürres Männchen, mit Schreinergerät beladen, das uns entgegenkam. Kaum hatte der Ankömmling den jungen Löwen gesehen, als er ihn mit beredten Worten begrüßte. Geschmeichelt fragte der junge Löwe ihn nach Name und Stamm. Jener erwiderte, daß er Ibrahim heiße und von der Zunft der Tischler sei. ›Und wohin wanderst du?« fragte der Löwe weiter. Jener berichtete: ›Der Luchs, der Wesir deines Vaters, erlauchter Sultanssohn, hat mich rufen lassen, damit ich ihm eine sichere Unterkunft anfertige vor den Nachstellungen des Sohnes Adams, vor dem er gewarnt wurde.« Da hieß der junge Löwe den Esel, das Pferd und das Kamel beiseitetreten. Eifersüchtig auf den Luchs, befahl er sodann dem Schreiner, er möge zuvor ihm eine solche Behausung anfertigen, wie sie der Wesir seines Vaters wünsche.

Der Alte erwiderte: ›Herr, ich habe nur die Bretter zu der einen Behausung bei mir.« Aber der junge Löwe bestand auf seinem Verlangen, und der Alte begann zu hämmern. Bald stand eine Holzkiste fertig da, und der alte Ibrahim bat den Löwen, sie auszuprobieren. Der Löwe glitt

geduckt hinein, und nur sein Schweif blieb draußen. Schon wollte er wieder hinaus kriechen; aber der Alte rief: ›Warte; ich will sehen, ob dein Schweif nicht auch hineinpaßt.‹ Während der junge Löwe zusammengekauert wartete, schob der Alte dessen Schweif hinein, schob gleichzeitig ein Brett vor die Öffnung, vernagelte es eiligst und rief: ›Du wirst keinem Adamssohn jemals die Knochen zermalmen und ihn auffressen!‹

›Mein Bruder, was tatest du und was redest du?‹ rief drinnen der Löwe in kläglichem Tonfall. ›Wisse denn, du Hund der Wüste, ich will dich unschädlich machen‹, sagte der Schreiner Ibrahim. Und in diesem Augenblick, schönes Pfauenpaar,« (so erzählte die Ente bekümmert weiter) »erkannte ich in jenem arglistigen Wesen den leibhaften Sohn Adams und versteckte mich rasch in verwildertem Buschwerk, während Esel, Pferd und Kamel schleunigst davoneilten.«

»Und was hat sich nunmehr ereignet?« fragte der Pfau und seine Henne aus einem Munde. Die Ente fuhr fort: »Dann sah ich jenen Sohn Adams nebenan eine Grube herrichten, sah ihn die Kiste hineinschieben, sah, wie er sie mit dürren Zweigen bedeckte und das Ganze anzündete.«

Die Ente seufzte und schwieg. Das Pfauenpaar dankte ihr für die lange und lehrreiche Erzählung und forderte sie auf, bei ihm zu bleiben. Denn zu dreien seien sie vor dem hinterlistigen Sohn Adams wohl sicher. Die Ente erklärte zwar, daß niemand seinem Schicksal sich entziehen könne, das ihm zuvor bestimmt sei; blieb aber bei dem Pfauenpaar. Und eine Staubwolke erhob sich und kam näher. »Laßt uns fliehen!« rief die Ente; doch schon zerteilte sich die Staubwolke, und eine Gazelle wurde sichtbar. Die Pfauenhenne beruhigte die vor Angst schnatternde Ente und sprach zu ihr: »Das ist eine Gazelle vom Stamm der Vierfüßler, so wie wir vom Stamm der Vögel sind. Sie nährt sich von Gräsern und Kräutern und hat daher ein sanftes Gemüt. Darum beruhige dich; denn die Aufregung zehrt am Körper.«

»Du hast recht«, versetzte die Ente. »Ich möchte nunmehr eine Weile schlummern.« Und sie ging abseits in den Schatten, stellte sich auf ein Bein und fleckte den Kopf in ihr Federkleid. Inzwischen begrüßte die Gazelle das Pfauenpaar und erzählte ihm mancherlei von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Insel, an deren Ufer sie lustwandelten. Sie beschlossen, gute Freunde zu werden und zusammenzuhalten in guten und schlimmen Tagen.

Ein leises, eintöniges Geräusch klang zu ihnen hinüber: die Ruderschläge eines Bootes, das an einer seichten Stelle anlegte. Ihm entstieg ein Mensch, und als sie ihn erblickten, schwang das Pfauenpaar sich in die Lüfte, und die leichtfüßige Gazelle eilte in das Innere der Insel. Der Bootsmann bemerkte die schlafende Ente, die mit tief eingezogenem Kopf am Ufer saß, schlich hinzu und fing sie. »Meine Klugheit hat mich nicht vor dem Los bewahrt, das mir bestimmt war«, sagte gefaßt die Ente. Das Pfauenpaar, das den Vorgang aus der Höhe beobachtet hatte, war der Meinung, die Ente sei in Gefangenschaft geraten, weil sie wohl unterlassen habe, Allah regelmäßig Lob und Dank zu sagen – ein heiliger Brauch, dem keine Kreatur sich ungestraft entziehen könne. Dennoch beklagten beide die gefangene Ente sehr.

*

Der betörte Derwisch

Ein Derwisch war von seinem Obern in die benachbarte Stadt geschickt worden, um einen jungen Hammel zu kaufen, der an dem bevorstehenden Feiertag verspeist werden sollte. Als jener den Hammel erstanden hatte, nahm er ihn auf die Schultern und schritt heimwärts. Am Stadttor saßen sechs Schelme, die sahen den Mönch mit dem Hammel daherkommen und faßten den Plan, ihn zu überlisten. Nachdem sie den Schelmenstreich verabredet hatten, gingen alle davon bis auf einen. Dieser trat dem Derwisch unter dem Stadttor entgegen und sprach: »Wie kommst du als gottgeweihter Mann dazu, einen unreinen Hund zu tragen? Nimm ihn weg!« Der Derwisch blickte ihn betroffen an, wie man einen Schwachsinnigen anschaut, antwortete nichts und ging weiter.

Einen Steinwurf weiter traf er auf zwei Männer, die redeten ihn also an: »Du bist ein Derwisch und trägst einen unreinen Hund? Nimm ihn herunter.« Da wurde der andere stutzig, nahm den Hammel herunter, besah sich ihn und entgegnete: »Ihr täuscht euch; es ist ein Hammel und kein Hund.« Jene antworteten: »Vier Augen sehen besser als zwei. Es ist ein Hund.« Kopfschüttelnd ging der Derwisch weiter. Einen Steinwurf entfernt begegnete er drei Männern, die blieben stehen und redeten ihn an: »Du bist wie ein Derwisch gekleidet und trägst einen unreinen Hund. Du wirst wohl ein Jäger sein, der diesen Hund gebraucht, um Wild zu erlegen!« Da sprach der Derwisch zu sich selbst: »Bei Allah, ein böser Geist hat mich verzaubert und mit Blindheit geschlagen; entweder habe ich einen Hund für einen Hammel gekauft, oder er hat unterwegs den Hammel in einen Hund verwandelt.« Damit warf er den Hammel beiseite, wusch sich im nächsten Brunnen und ging nachdenklich weiter. Der Obere und alle, die davon hörten, sprachen noch lange Zeit über dieses Geschehnis. Die sechs Schelme aber teilten einträchtig den Hammel.

*

Agha der Barmakide

Ein mächtiger König erhob sich nach einer schlaflosen Nacht von seinem Lager, ließ den Hauptmann seiner Leibwache rufen und sprach zu ihm: »Saleph, gehe zu meinem Statthalter Mesrur und überbringe ihm diese Botschaft: Du schuldest meinem Herrn eine halbe Million Silberlinge, und er fordert durch meinen Mund dich auf, diese Summe alsbald zu entrichten. Ich befehle dir, Saleph, wenn die Schuldsomme dir nicht ausgehändigt wird, dem Schuldner das Haupt vom Rumpfe zu trennen und es mir zu überbringen.«

Der Hauptmann sprach: »Herr, es soll geschehen, wie du mir anbefohlen hast.« Sogleich brach er auf. Noch ehe er den Wohnsitz Mesrurs erreicht hatte, traf er mit diesem zusammen und richtete den Befehl aus, den der Fürst der Gläubigen ihm übertragen hatte. Da rief der Statthalter aus: »Ich bin dem Tode verfallen; denn wenn ich alles verkaufe, was ich mein eigen nenne, wird der Erlös die Schuldsomme nicht erreichen.«

Der Befehlshaber der Leibwache entgegnete ihm: »Ich bemitleide dich; doch mir bleibt nichts zu tun, als den Befehl meines Königs auszuführen.«

»Dann bitte ich dich um eins,« sprach der Statthalter, »begleite mich in mein Haus, damit ich von meiner Familie Abschied nehme und meinen Kindern die letzten Ratschläge erteilen kann.«

Als beide die Wohnung Mesrurs betraten und dieser von den Seinen sich verabschiedete, erhob sich ein großes Weinen und Wehklagen. Es erschütterte den Hauptmann sehr, so daß er sprach: »Vernimm, Mesrur, mir kommt ein Gedanke: vielleicht könnte durch die Barmakiden dir Hilfe in deiner Bedrängnis kommen. Laß uns den Sohn des Khalid aufsuchen.«

Und sie begaben sich zu Agha, dem Sohn des Khalid, und teilten ihm mit, welcher harten Befehl der Hauptmann der Leibwache auszuführen habe. Agha stützte das graue Haupt in die Hand, grübelte eine Weile nach, erhob sich dann, rief seinen Schatzmeister herein und fragte ihn: »Wieviel Geld ist in unserm Besitz?« Jener antwortete: »Zehntausend Silberlinge.« Agha ließ sie hereinbringen. Dann sandte er berittene Boten zu seinem Sohn El-Jade und ließ ihm sagen: »Man hat mir Ländereien von hohem Wert angeboten; schicke mir einen Beitrag zu der Kaufsumme.« Jener sandte dem Vater durch die Boten zweihunderttausend Silberlinge.

Dann schickte er berittene Boten zu seinem Sohne Djafar und ließ ihm sagen: »Ich habe ein wichtiges Handelsgeschäft abgeschlossen und bedarf hierzu erheblicher Geldmittel.« Und Djafar sandte dem Vater durch die Boten zweihunderttausend Silberlinge. Agha sandte noch weitere Boten zu den Barmakiden, und beträchtliche Geldsummen liefen alsbald von seinen Getreuen ein. Saleph und Mesrur gerieten darob in wachsendes Erstaunen. Und Mesrur beugte vor Agha das Knie, küßte den Saum seines Gewandes und murmelte: »Siehe, ich bin dein Sklave; tue mit mir, was dir beliebt.«

Agha senkte sinnend das Haupt. Dann rief er einen Edelknaben herbei. »Der Beherrscher der Gläubigen schenkte einst meiner Sklavin Denanir ein wertvolles Kleinod. Gehe hin und sage ihr, sie möge es dir aushändigen.« Der Knabe brachte den Schmuck, und Agha wandte sich an Mesrur: »Höre, ich kaufte deinem Gebieter von einem Juwelenhändler dieses Kleinod um den Preis von hunderttausend Golddenaren. Der Fürst der Gläubigen machte es meiner Sklavin

Denanir, der lieblichen Lautenspielerin, zum Geschenk. Wenn er es heute in deinen Händen erblickt, wird er es wiedererkennen und dadurch begütigt werden. Dein Leben wird dir geschenkt werden um meinetwillen. Die Schuldsomme liegt dort vollgezählt für dich bereit. Allahs Segen sei mit dir!«

Saleph und Mesrur schieden von dannen. Dann begab sich etwas Unerwartetes. Mesrur konnte sich nicht enthalten, folgendes einzugestehen: »Fürwahr, nicht Liebe lenkte meine Schritte zu den verstoßenen Barmakiden, vielmehr die Furcht vor dem drohenden Schwert über meinem Haupt.«

Der Hauptmann der Leibwache war betroffen über diese Gesinnung, und als beide vor dem Kalif erschienen, vermochte er nicht, den Undank des Statthalters mit Schweigen zu übergehen. Stirnrunzelnd hieß der Herrscher den Statthalter gehen. Dann befahl er Saleph: »Bringe Geld und Geschmeide dem Enkel des Barmak zurück; denn es ziemt sich nicht, dem Edelmütigen auch nur einen Tag das zu entziehen, was ihm gebührt.«

Darauf kehrte der Befehlshaber der Leibwache zu Agha zurück und zögerte nicht, den undankbaren Statthalter mit harten Worten zu verurteilen. Aber der Sohn des Khalid bewegte abweisend das ergraute Haupt. »Wisse, Saleph, wenn ein Mensch in unerwartete große Bedrängnis gerät, dann ist seine Seele erregt und sein Kopf verwirrt, und was er in diesem Zustand sagt oder tut, darüber soll man nicht allzu streng mit ihm rechten; denn, glaube mir, es kommt nicht von Herzen.«

Saleph erstaunte über solche verstehende Nachsicht, und er bekannte mit erhobener Stimme vor allen Versammelten: »Bei meiner Seele, deine Milde ist ebenso groß wie deine Freigebigkeit. O, möchten auf Erden viele deinesgleichen wandeln, du Stolz des gedemütigten Geschlechtes der Barmakiden!«

*

Achmed der Träumer

In einer Stadt des obern Nillandes lebte einst ein Goldschmied mit Namen Achmed. Er besaß zwar nur eine winzige Werkstätte in einem winkligen Gäßchen des fleißigen Handwerkerviertels, aber er galt als geschickt, und wäre er nicht ein gar so träumerischer und träger Geselle gewesen, der seine Kunden überaus lange warten ließ und die erteilten Aufträge am liebsten hinausschob, dann hätte er zu Wohlstand und Ansehen gelangen können.

Einer der angesehensten Kaufleute des Basars, der Juwelenhändler Ibrahim, bewahrte Achmed trotz allem seine wertvolle Kundschaft; denn niemand in der Stadt vermochte die Goldreifen und Armbänder, die Gürtelschließen und Halsketten nach den seltenen, aufgefundenen uralten Vorbildern so kunstvoll herzustellen wie der verträumte Achmed. Wenn gar der verschmitzte Ibrahim mitunter kam und also begann: »Höre, Achmed, diesmal mußt du dein Bestes schaffen; denn das bestellte Geschmeide soll die schönste Frau des Niltales schmücken«, dann wußte er, daß Achmed wirklich das Höchste leisten würde. Dann arbeitete sein Herz gemeinsam mit den Händen. Er sah im Geist eine unverschleierte Emir- oder Kalifenfrau, im duftigen Frauengemach herrlich gekleidet auf weichen Polstern ruhen, von geschäftigen Sklavinnen bedient, wie sie sich an dem Armband oder der Halskette lächelnd erfreute. Er hätte alles darum gegeben, einmal einer dieser schönen Frauen selber den angefertigten Schmuck um das Finger- oder Handgelenk oder gar um den Hals legen zu dürfen.

Als er dies einmal dem alten Ibrahim als größten Wunsch seines Lebens anvertraute, lachte der Juwelenhändler zuerst hell auf. Dann, wie er das verduzte Gesicht des Goldschmiedes erblickte, wurde er nachdenklich und sprach nach einigem Besinnen: »Vernimm denn, Achmed, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen: Sieben Tagereisen südlich von hier liegen halbversandet in der Wüste die Überreste des riesenhaften Tempels, den die ältesten Bewohner dieses Landes dem Sonnengott geweiht haben. Unter den dortigen Fellachen geht die Sage: wen der Sonnengott in seinem Heiligtum einmal den Wunschring finden läßt, der sein Bildnis, die geflügelte Sonnenscheibe trägt, der darf diesen Goldreifen in seinem Leben ein einziges Mal am Finger drehen, und der größte Wunsch seines Lebens wird ihm erfüllt werden. Wenn du eines Tages den Ring findest, kannst du nicht nur das schönste Weib auf Erden mit deinem Schmuck behängen, sondern kannst es auch besitzen.«

Von der Stunde an fand der Goldschmied daheim keine Ruhe mehr. Tag und Nacht grübelte er über das Gehörte nach. Er wurde träumerischer und träger als zuvor, einsilbig und verschlossen dazu. Kunden blieben aus. Es störte ihn nicht. Die Nachbarn konnten sich die plötzliche Veränderung in seinem Wesen nicht erklären. Eines Morgens fanden sie die Tür und Fenster seiner Werkstatt verriegelt, über Nacht hatte er sich, ohne ein Wort zu hinterlassen, davon gemacht. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe.

Achmed aber, ein Bündel auf dem Rücken, wanderte stromaufwärts, wo die Tempelminen des Sonnengottes liegen sollten. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, so lange nach dem Wunschring zu suchen, bis er ihn gefunden. Als er sechs Tage in Staub und Sonnenbrand marschiert war, leuchteten vor ihm die weißen Zinnen eines Schlosses im Morgenlicht auf. Ein Kamelreiter bedeutete ihm auf seine Frage, jenes Gebäude sei der Wohnsitz des Sultans, dem dieses Land gehöre. Als der Wanderer weiter nach den Trümmerresten des gesuchten Tempels fragte, erhielt er die Auskunft, daß diese noch eine Tagereise südlich lägen.

Wie Achmed an der Sultansresidenz vorbeischnitt, vernahm er hinter der langgestreckten, hohen Gartenmauer gleich Vogelzwitschern zarte, heitere Stimmen. »Das sind die schönen Frauen des Fürsten, die jetzt drinnen lustwandeln«, sagte er sich, und jäh und heiß durchzuckte ihn der vermessene Gedanke: wenn ich den Wunschring finde, dann wünsche ich mir die schönste der Sultansfrauen! Dieser Einfall belebte seine ermatteten Füße. Bald hatte er die Stadt hinter sich, und nach etlichen Stunden, die er mit beschleunigten Schritten durchmessen, erblickte er in der Wüsteneinsamkeit die verschütteten Überreste mächtiger Tempelbauten.

Angesichts der ungeheuren Verwüstung ringsum befiel ihn eine begreifliche Verzagttheit. Zwischen diesem Steingeröll konnte ein Mensch sein ganzes Leben verbringen und würde dennoch den Ring nicht finden, wenn kein Wunder geschehe. Ratlos schlich er zwischen den gestürzten Standbildern, zerborstenen Säulen und den zerstörten Mauern einher, und ließ sich endlich, nachdem es ganz finster geworden, erschöpft zu Boden fallen. Von seinem Eßvorrat hatte er die letzten Datteln noch nicht verzehrt, als er schon eingeschlafen war. Wie vermag ich nur in diesem Meer von Schutt den Ring zu finden! war sein letzter Gedanke, bevor er entschlummerte. Da erschien Achmed im Traum der Sonnengott, den die Alten Horos nannten, und sprach zu ihm: »Umschreite siebenmal die zerstörte Umfassungsmauer; dann stelle dich vor dem erhaltenen Tempeltor auf, in dessen Quergestein das Zeichen der geflügelten Sonnenscheibe eingegraben ist; wirf von dort einen Stein in den Säulensaal, und wo er zur Erde fällt, da liegt der Wunschring begraben.«

* * *

Als das Frühlicht den Schläfer weckte, schmerzten ihn wohl seine Glieder von dem harten Nachtlager. Aber kaum erwacht, sprang er fröhlich auf seine Füße; denn der Traum galt ihm als eine wirkliche Erscheinung der gütigen Gottheit, dem die ältesten Bewohner des Niltales diesen Riesentempel errichtet hatten. Er umschritt alsbald nach dem Geheiß im Traum siebenmal die zerstörte Umfassungsmauer, stellte sich dann vor dem erhaltenen Tempeltor auf, in dessen Quergestein das Zeichen der geflügelten Sonnenscheibe eingegraben war, hob dort einen Stein empor, schleuderte ihn in den gewaltigen Säulensaal und eilte nach der Stelle in der Mitte, wo er niedergefallen, und begann mit klopfendem Herzen in dem angehäuften Schutt zu graben. Sieben Stunden wühlte er in der weichen Erde, stieß dann einen Freudenschrei aus, küßte den Rücken seiner Hand und rief: »Allah sei gepriesen; ich habe den Ring gefunden!« Und es war so.

Man hätte denken sollen, Achmed sei nun der glücklichste Mensch auf Erden gewesen. Das war aber keineswegs der Fall. Da saß nun der Träumer erschöpft und ratlos inmitten der unübersehbaren Steintrümmer und zermarterte seinen Kopf. Ein einziges Mal durfte er den Ring am Finger drehen; dann wurde ihm sein größter Wunsch erfüllt. Welches aber war der tiefste geheime Wunsch, der ihn beseelte? Darauf wußte er sich selber keine Antwort zu geben. Da fiel ihm die Sultansresidenz ein, die er tags zuvor gesehen hatte. In seinem Ohr klangen mit einem Male die zarten Stimmen wieder, die er hinter der hohen, weißen Mauer vernommen hatte. Im Geist erblickte er die schönen Frauen, wie sie in jenem Teil des Gartens entschleiert lustwandeln, und der Wunsch, die schönste dieser Frauen zu besitzen, war der größte seines Herzens.

Als am andern Tage die Sultansfrauen in dem verschwiegenen Teil des Gartens, der ihnen

vorbehalten ist, sich ergingen und mit Scherz und Spiel sich die Morgenstunden vertrieben, saß droben in den Ästen eines alten Feigenbaumes, dessen Krone über die Gartenmauer hinüberraute, ein Mensch namens Achmed, und seine Blicke verschlangen all die Frauenschönheit, die sich drunten vor ihm ausbreitete. Und als er die schönste der Sultansfrauen erblickte, wie sie ihren schwarzen Sklavinnen winkte, sie zu dem gewohnten Morgenbad in dem silberhellen Teich zu entkleiden, da hielt es den Lauscher nicht länger in seinem Versteck: entschlossen griff er nach dem Ring, um ihn zu drehen – und vergriff sich in der Hast und Erregung. Äste und Zweige knackten, weibliche Stimmen kreischten auf, die erschreckten Frauen und ihre Dienerinnen huschten eilends in die Innengemächer. Die herbeigeeilten Wächter aber hatten einen Menschen gepackt, der samt einem morschen Ast des Feigenbaumes in den Garten gefallen war, und sie mißhandelten ihn grausam. Lautlos ertrug der Unselige die verdiente Züchtigung.

In seinem gerechten Zorn befahl der Sultan, den Frevler zu enthaupten; auf die Bitten der schönen Frauen, denen Gott ein verzeihendes Herz verliehen, schenkte er ihm dann das Leben. Ein Beduine fand am Abend den Verprügelten, an die Gartenmauer des Palastes gekauert, wie er vor Schmerzen leise wimmerte. Er hob ihn auf sein Lasttier und nahm ihn mit in sein Zelt draußen am Wüstensaum, etliche Stunden westwärts. Mitleidig pflegte die Beduinenfrau den Fremdling. Sein Körper war arg zerschunden, aber, was weit schlimmer war, sein rechter Schenkel von dem Sturz gebrochen. Wochenlang lag er, unfähig zu gehen, in dem gastlichen Beduinenzelt. Als er wieder auf seinen Füßen stehen und, auf zwei Stecken gestützt, auszuschreiten vermochte, stellte sich heraus, daß sein rechtes Bein verkürzt war. So blieb er hinkend, auch dann, als er später den einen der beiden Krückstöcke entbehren konnte. Achmed beklagte sich nicht, rief Allahs Segen auf seine edlen Gastfreunde herab und humpelte, begleitet von deren Segenswünschen, zurück in seine Heimat.

Als er in dem winkeligen Gäßchen eintraf, wo er jahrelang gearbeitet hatte, saß in seiner Werkstätte ein fremder Goldschmied, den er nicht kannte. Er hatte seine Kundschaft übernommen und war nicht gewillt, den Platz zu räumen. Die Nachbarn, noch ungehalten über sein damaliges Verschwinden, zuckten teilnahmslos die Achseln, und Achmed erkannte, wie er trotz seines Gebrechens ihnen ein Fremder geworden war. Er ging davon, ohne einen Vorwurf oder eine Klage. Das Leid hatte ihn geläutert. Nachdenklich setzte er sich neben dem Eingang einer Moschee auf eine Steinbank. »Wenn ich jetzt den Ring einmal drehen wollte, dann würde ich alsbald sterben, sprach er zu sich selbst; denn das ist in diesem Augenblick der größte Wunsch meines Lebens.« Da ertönte über ihm die Stimme des Muezzins, der vom Minarett die Gläubigen zum Gebet aufrief, und alle Mutlosigkeit wich von ihm. Gleichzeitig gab der Allerbarmer dem Gedeimütigen einen Gedanken ein, der ihm zum Heile ward.

* * *

Wo der Nilstrom sich breit ins offene Meer ergießt, liegt eine alte, berühmte Stadt, und vor ihren Toren am Wüstenrand liegt ein uraltes Derwischkloster. Vor dessen Pforte erschien eines Abends ein Fremdling, der sein verkürztes Bein auf einen Krückstock stützte, und bat, die Mönche möchten als ihresgleichen einen Menschen aufnehmen, der die Nichtigkeit der irdischen Dinge erkannt habe. Während die Brüder berieten, ob man dem Hinkenden sein Begehren erfüllen oder verweigern solle, hatte dieser einen letzten, glücklichen Einfall. Er drehte den Ring an seinem Finger, und siehe, sein Stock verwandelte sich in lauter Gold. »Ich heiße Achmed der Goldschmied,« sprach der Fremde ruhig zu dem Pfortner, »und mache mit diesem goldenen Stab mein Hab und Gut dem Kloster zum Geschenk. Überbringe die Gabe dem Obern.«

Als die Brüder das kostbare Geschenk erblickten, gewährten sie ihm bereitwilligst Aufnahme, und Achmed lebte als Derwisch wunschlos und zufrieden bis an sein Lebensende. Den Ring hat er vor seinem Hinscheiden im Strom versenkt.

*

Die sterbende Gazelle

Unter dem gastlichen Dach seines syrischen Wirtes ruhte der Mekkapilger Sal Eddin aus und erzählte dem Gastfreund mancherlei von seiner Wallfahrt. »Möge Allah dich mit den Freuden des Paradieses belohnen!« sprach der Hausherr, als der Gast eine Pause machte.

»Möge er auch deine Tage verlängern«, entgegnete Sal Eddin und setzte die Schale mit dem duftenden schwarzen Getränk neben sich auf die niedere, teppichbelegte Bank, auf der beide saßen.

»Mein Bruder, ich bin unwürdig der Erbarmung Gottes«, sagte der Gastgeber mit leiser Stimme. Erstaunt blickte der Gast ihn an.

»Du bist der angesehenste Teppichwirker dieser Stadt, hast drei liebliche Kindlein, ein jedes dein Ebenbild; warum sollte Allah dir nicht wohlgesinnt sein, der du freigebig gegen alle Notleidenden und in hohem Maße gastfreundlich bist!«

Die Züge des Hausherrn wollten sich nicht erhellen. Er seufzte und begann: »Ich weiß nicht, was mich drängt, es dir zu sagen. Vernimm denn, frommer Pilger, was mich bedrückt. Der mich die Kunst des Teppichwirkens lehrte, war ein Fremdling aus dem Land im Osten, wo dieses Gewerbe in hohem Ansehen steht. Jener Mensch nun, der mit Vorliebe unauffällig Kamele und Gazellen fingergroß in seine Teppichmuster hineinwebte, glaubte an die gottlose Irrlehre, daß auf Allahs Geheiß die Seele gewisser Menschen in den Körper bestimmter Tiere gebannt werde, insbesondere der Kamele und Gazellen. Der Unselige hat meinen Kopf mit dieser seltsamen Vorstellung derart verwirrt, daß ich sie nicht loswerde, so sehr ich mich seit Jahren dagegen sträube, und ich fürchte mit Recht, daß Allah mich dafür strafen wird.«

Er schwieg bekümmert, und der Mekkapilger erstaunte noch mehr, weil sein gläubiger Sinn nicht zu fassen vermochte, daß ein Mensch über solche Torheiten nachgrübeln könne, die den Wahrheiten des erhabenen Korans stracks zuwiderlaufen. Als höflicher Gast sprach er nur dieses: »Allah verweigere jenem Irrgläubigen seinen Segen, dich aber möge der Allerbarmer für deine Wohltaten an den Armen reichlich belohnen, vor allem aber möge er jene bedenklichen Hirngespinnste von dir nehmen!«

In diesem Augenblick klang aus dem Innenhof kindliches Wehklagen. Die beiden Männer betraten den Hof und erblickten dort die Kinder des Hausherrn jammernd über eine junge Gazelle gebeugt, die mit geschlossenen Augen regungslos auf den Fliesen lag.

»Es ist ihr Spielgefährte«, sagte der Gastfreund zu dem Pilger. »Seit gestern kränkelt sie, und ich fürchte, sie wird verenden.« Da begannen die Kindlein heftiger zu weinen, so daß der Vater ihnen ihr Gejammer verwies. Der Gast aber bückte sich und streichelte mitleidig den Kopf des zuckenden Tieres. Da öffneten dessen brechenden Augen sich ein letztes Mal, dann streckte es sich und war tot. In dem Gesicht Sal Eddins aber malte sich eine plötzliche tiefe Bewegung, und nur mühsam vermochte er sie zu meistern. Wortkarg und abwesend mit seinen Gedanken blieb fortan der Gast, bis er am nächsten Morgen mit vielen Segenswünschen sich verabschiedete.

Der syrische Wirt aber sprach: »Im Namen Allahs beschwöre ich dich, mir anzuvertrauen, was

dich mit einem Male bedrückt.« Und der Gast erkannte, daß er das Gebot der Sitte verletzen würde, wenn er länger schwiege, und so berichtete er dem Teppichwirker folgendes:

»Vor einem Jahre ritt ich drunten in meiner Heimat durch die Wüste. Während ich durch Gottes Fügung in einer Oase nächtigte, fegte unerwartet ein heftiger Sandsturm durch das Wüstengebiet, und er mag nicht wenige Opfer gefordert haben. Am andern Morgen erblickte ich auf der Karawanenstraße ein verschüttetes Kamel und an seinem Rücken zusammengekauert einen Mann und ein Weib, beide wie jenes Reittier von dem glühenden Hauch des Wüstenwindes getötet. Als ich abstieg und näher zusah, gewahrte ich an der Brust der toten Frau ein lebloses Kindlein. Wie ich es ergriff, schlug es ein letztes Mal die brechenden Augen auf, dann war es tot. Jene Kinderaugen habe ich gestern wiedergesehen: es waren die Augen der Gazelle deiner Kinder. – Lebe wohl, trage meinen Segen mit dir!« Er wandte sich zum Gehen, und der Teppichwirker blickte ihm wortlos nach.

*

Die Stadt des Paradieses

In Arabien lebte vor vielen Jahrhunderten ein mächtiger König, der gern in alten Schriften las. Einst fand er in einer vergilbten Handschrift eine gar schöne Beschreibung der jenseitigen Welt, die den Gerechten nach ihrem Tode verheißen ist. Immer wieder versenkte er sich in die verlockenden Schilderungen des Paradieses, und eines Tages sprach er zu sich selber: »Fürwahr, mich gelüstet, hier auf Erden eine Stadt zu bauen, deren paradiesische Bauten und Gartenanlagen meinen Untertanen das wirkliche Paradies vortäuschen sollen.«

Jener Herrscher hatte unter seiner Botmäßigkeit hundert Statthalter, ein jeder von diesen verfügte über hundert Hauptleute, und ein jeder von diesen befehligte tausend Krieger. Er ließ die Statthalter und deren Hauptleute zu sich kommen und sprach zu ihnen: »Ich fand in alten Schriften eine gar schöne Beschreibung des Paradieses, das uns in der andern Welt verheißen ist, und ich wünsche, seinesgleichen hier auf Erden zu errichten, so daß meine Stadt des Paradieses meinen Untertanen das himmlische Paradies vorzutäuschen und zu ersetzen vermag. Gehet darum hin bis über die Grenzen meines Reiches und sammelt Gold und Silber, Marmorsteine und kostbare Edelhölzer in Fülle; traget alles, was zu prunkvollen Bauten und zu herrlichen Gartenanlagen erforderlich ist, an dem Platz zusammen, den ich für die Stadt des Paradieses ausersehen habe, und helft mir mit allen Kräften, die Wunderstadt auszuführen, deren himmlische Schönheit die späteren Geschlechter noch bewundern sollen.«

Und die ihm zuhörten, ließen ihm antworten: »Wie sollen wir uns all der Kostbarkeiten bemächtigen, die notwendig sind, um jene Stadt in der vollen Pracht aufzuführen, die sie des Paradieses würdig macht?«

Der König aber entgegnete: »Wisset ihr nicht, daß die Könige der Erde mir Gehorsam schulden und kein Fürst dieser Welt sich unterstehen darf, mir einen Wunsch abzuschlagen?«

Sie antworteten: »Wir wissen es.«

»Aldann gehet hin und tut, wie ich befohlen habe. Ein jeglicher spende seine Kostbarkeiten, soviel er deren besitzt, und wehe jenen, die sich weigern, mit vollen Händen und freudigem Herzen abzuliefern, wessen meine Baumeister und Gärtner für die Stadt des Paradieses bedürfen.«

Dann entließ er sie alle und verfaßte ein Sendschreiben an die Könige in allen Gebieten des Erdkreises, worin er sie aufforderte, mit allen Mitteln beizusteuern zu dem Bau des von ihm geplanten irdischen Paradieses.

Die Stadt aber begann langsam gleich einer Wunderblume inmitten der Wüste emporzuwachsen. Ungezählte Spender aus allen Teilen der Erde beteiligten sich mit reichlichen Gaben an dem stolzen Werk, und mit den Gebern wetteiferten die Baumeister und Gärtner, etwas zu schaffen, was die Welt noch nicht gesehen. Das Machtwort eines Einzelnen bewegte Jahr um Jahr viele tausend fleißige Sklavenhände. Es entstanden Gärten, wie man sie schöner im Paradiese nicht ausdenken konnte; aus Palmengruppen, die sich in silbernen Teichen spiegelten, ragten goldene Kuppeldächer in den blauen Wüstenhimmel, und hinter den farbigen Außenwänden der bald zierlichen, bald mächtigen Bauten offenbarte sich ein Innenschmuck an edelsten Metallen und

Gesteinen und kostbaren Holzarten, der auch die verwöhntesten irdischen Augen zur höchsten Bewunderung hinreißen mußte.

Als zehn Jahre verflossen waren, stand die Wunderstadt vollendet da. Wie ein wirkliches Paradies schimmerte sie aus dem gelben Wüstensand empor. Der königliche Bauherr ließ alle seine Wesire und sonstigen Würdenträger sowie die hundert Statthalter mit ihren Hauptleuten vor seinem Palast sich an einem bestimmten Tage versammeln. Dann zeigte er sich, hoch zu Roß und geschmückt mit allen Zeichen seiner königlichen Würde, dem versammelten Volke. Die Herolde stießen in die Posaunen und verkündeten mit tönender Stimme: »Dieser Tag sei ein Tag der Freude auf der ganzen Erde! Denn vollendet ist die Stadt, wie unser erhabener Herrscher, der Mächtigste der Mächtigen, nach den Schilderungen uralter, gelehrter Schriften zu seinem bleibenden Ruhme sie aus dem Nichts als irdisches Paradies herzustellen befohlen hat. Ihm, der die Stadt des Paradieses für ewige Zeiten gegründet hat, sei die Ehre!«

Und die Statthalter und ihre Hauptleute sowie alle Großen des Reiches beugten vor dem Herrscher das Knie, das ganze Volk aber warf sich ihm zu Füßen und küßte den Staub der Erde vor dem Göttlichen.

Dann ertönten wiederum laut die Tuben, und der gewaltige Zug setzte sich in Bewegung nach der Stadt des Paradieses. Es war ein herrliches Schauspiel, und alle, die gewürdigt wurden, an dem Triumphzug teilzunehmen, erschöpften sich unausgesetzt in Lobpreisungen auf die geheiligte Person des königlichen Bauherrn, dessen stolzer Wille überirdisches verwirklicht hatte.

So war die ungeheure Menschenschlange bereits sieben Stunden unterwegs, und immer höher gingen die Wogen der Begeisterung. Denn schon hoben in der Ferne die glitzernden Zinnen der Wunderstadt sich von dem blaßblauen Seidenvorhang des Mittagshimmels ab. Dann geschah etwas Unerwartetes und Furchtbares: ein fernes Rauschen und Brausen erfüllte mit einem Male die Luft. – »Der Khamsin!« schrie alles, und lähmendes Entsetzen packte Menschen und Tiere. Die herantosen Sandwirbel ließen jegliches lebende Wesen erzittern. Das Tagesgestirn hatte sich in eine flammenrote Scheibe gewandelt. Der Todesengel flog mit glühendem Atem über die Unseligen dahin, und entseelt sanken sie alle in den heißen Sand.

Auch der Mächtigste der Mächtigen war unter seinen Opfern. Weder er noch irgend jemand aus seinem Gefolge ist in der Stadt des Paradieses eingetroffen. Die versandete Stadt soll auf Gottes Geheiß verborgen bleiben bis zum Tag des Jüngsten Gerichtes.

*

Der blinde Scheich

Es lebte in einer Ortschaft ein Händler, der hatte in Erfahrung gebracht, daß in einer gewissen Stadt das Sandalenholz mit den höchsten Preisen bezahlt werde. Deshalb kaufte er für eine große Summe Geldes schönes Sandalenholz zusammen, belud damit einen Esel und begab sich nach der angegebenen Stadt. Als er gegen Abend auf der Landstraße ihre weißen Häuser erblickte, begegnete ihm eine alte Frau, die etliche Schafe stadtwärts trieb. Er entbot ihr den Friedensgruß. Sie tat desgleichen und fragte ihn, wer er sei. Der Händler antwortete: »Ich bin ein Fremdling und möchte in dieser Stadt Geschäfte abschließen.«

Da sprach die Alte: »Sei gewarnt vor den Bewohnern dieser Stadt; denn es sind Schelme eigener Art. Gerade auf die ankommenden Fremden haben sie es in deren Unkenntnis und Einfalt mit ihren Listen abgesehen. Allahs Segen sei mit dir!« Sie schritt voraus, und der Händler folgte ihr nachdenklich, nachdem er ihr für den guten Rat gedankt hatte.

Als er am Abend in einer Herberge übernachtete und vor der Haustür saß, gesellte ein Bürger der Stadt sich zu ihm und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Der Ankömmling erzählte ihm, daß er mit Sandalenholz handle; dann fügte er hinzu: »Ich habe mir sagen lassen, daß in eurer Stadt hierfür die höchsten Preise gezahlt werden.«

»Wer dir dies sagte, der hat sich geirrt«, belehrte ihn der Bürger. »Wir nehmen hier für unser Herdfeuer niemals ein anderes Holz als Sandalenholz, und sein Wert ist daher bei uns nicht höher als der, den gewöhnliches Brennholz hat.«

Als der Händler von diesem Menschen solche Erklärung erhalten hatte, seufzte er. Immerhin schwankte er zwischen Glauben und Zweifel. Der Bürger bemerkte die Enttäuschung, die sich in den Zügen des Händlers widerspiegelte, und er sprach: »Wenn es dir recht ist, magst du mir deinen ganzen Vorrat an Sandalenholz verkaufen, und zwar biete ich dir dafür unser übliches Maß, das ist die Halbkugel beider hohlen Hände, angefüllt mit etwas, was du hierfür haben willst.«

»Ich gehe auf den Handel ein«, entgegnete der Holzhändler. Der Bürger ließ am andern Morgen das Sandalenholz nach seiner Wohnung bringen, und der Holzhändler schlug ihm vor, als Kaufpreis möge das angegebene Hohlmaß gelten, angefüllt mit Goldstücken. Der Käufer erbat sich Bedenkzeit bis zum andern Tag.

Inzwischen wollte der Händler sich die Stadt näher ansehen. Da kam ein Einäugiger des Weges; kaum hatte der den Fremdling erblickt, so lief er hinter ihm her, packte ihn bei der Schulter und schrie: »Habe ich dich endlich? Du bist derjenige, der mich meines Auges beraubt hat, und nun lasse ich dich nicht mehr los.« Der Händler leugnete es ab und sagte: »Das wirst du nicht beweisen können.« Das Volk, das inzwischen sich angesammelt hatte, bestimmte hierauf, der Einäugige möge dem Fremden bis zum nächsten Tage Zeit lassen, für das Auge Schadenersatz zu leisten. Nachdem der Händler einen Menschen gefunden hatte, der gewillt war, für ihn Bürgschaft zu übernehmen, beließ man ihm vorläufig seine Freiheit.

Der Händler ging davon. Da gewahrte er, daß sein Schuhzeug zerrissen war. Deshalb trat er in eine Schusterwerkstätte ein und sprach zu dem Schuhmacher: »Flicke mir meine Schuhe, und ich

zahle dir morgen, wenn sie ausgebessert sind, was du verlangst.« Als er dann weiterschritt, bemerkte er zwei Männer, die sich mit einem Brettspiel die Zeit vertrieben, und um auf andere Gedanken zu kommen, schaute er ihnen zu. Die Spieler luden ihn ein, nach den Regeln des Spieles mitzuspielen. Er tat dies und verlor das Spiel. Darauf stellten die Mitspieler ihn vor die Wahl, entweder möge er alles Wasser des Stadtbaches austrinken oder seine ganze Barschaft mit ihnen teilen. Beides seien sie berechtigt, nach den Spielregeln von ihm zu verlangen. Er erhob sich und erwiderte: »Laßt mir Zeit bis morgen, über eure Forderung nachzudenken.« Dann schritt er in gedrückter Stimmung weiter. Er war in Sorge darüber, wie sein Abenteuer ausgehen werde. So kam er bis vor das Stadttor und setzte sich müde und traurig unter dem Laubdach leise rauschender Eukalypten nieder. Da kam die Alte vorbei, die ihm tags zuvor an derselben Stelle mit ihren Schafen begegnet war. Sie erkannte ihn wieder und redete ihn an: »Ich lese aus deinen Mienen, daß die arglistigen Bewohner dieser Stadt dir eine Falle gestellt haben.« Darauf erzählte er ihr, was ihm inzwischen alles widerfahren war. Da grübelte die Alte eine Weile nach; dann hub sie an: »Sei guten Mutes! Warte bis Sonnenuntergang; dann gehe unauffällig in ein Haus, das ich dir näher bezeichnen werde. Dort wirst du einen blinden Scheich antreffen, der gelähmt ist; aber er ist schlau wie ein Fuchs und berühmt wegen seiner Schalkheit. Alle in dieser Stadt fragen ihn gleich einem Schiedsrichter um Rat, wenn sie einen solchen gebrauchen. Denn er kennt sich in allen Schlichen gründlich aus; ist er doch ebenso sehr ein Schelm wie ein jeglicher hierzulande. Die Gauner, die gegen Arglose etwas im Schilde führen, schleichen sich meist zur Nachtzeit in sein Haus, um ihn zu befragen. Ohne Zweifel werden auch jene heute nacht sich bei ihm einfinden, die dich benachteiligen möchten. Darum lausche unbemerkt ihren Beratungen; vielleicht vermagst du sie zu überlisten.«

Nach Sonnenuntergang schlich der Händler sich unbemerkt in das Haus des blinden Scheichs. Als es ganz dunkel geworden, erschienen verhüllte Gestalten, die den Scheich begrüßten und sich zu ihm lagerten. Der Händler erkannte in ihnen dieselben Männer wieder, mit denen er untertags zusammengekommen war. Als bald begannen sie der Reihe nach ihre Angelegenheit vorzutragen.

Als erster erzählte der Käufer des Sandalenholzes, daß er von einem Fremdling sehr vorteilhaft Sandalenholz erworben habe. Der vereinbarte Preis sei das Hohlmaß der beiden Handflächen, angefüllt mit irgend etwas, was der Verkäufer sich ausbedinge.

Der Scheich sprach: »Du wirst überlistet werden.« Und als der andere fragte: »Wieso?« entgegnete ihm der Scheich: »Wenn nun der Verkäufer sagen wird: ›Ich wünsche das Hohlmaß mit Gold und Silber angefüllt‹, wirst du es ihm geben?«

»Ich werde es ihm geben«, erwiderte der andere, »und dabei noch einen großen Gewinn herauschlagen.«

Der Scheich aber fragte weiter: »Und wenn er dir sagt: ›Ich wünsche das Hohlmaß zur Hälfte mit männlichen, zur Hälfte mit weiblichen Flöhen angefüllt‹, wirst du es ihm geben?« Da erkannte der andere, daß er sich selbst eine Grube gegraben hatte.

Sodann begann der Einäugige zu sprechen: »Höre, Scheich, ich bin heute einem Menschen begegnet, der ein Fremdling war. Ich bin hinter ihm hergelaufen und habe geschrien: ›Du bist derjenige, der mich meines Auges beraubt hat; ich lasse dich nicht los, bevor nicht jemand sich für dich verbürgt, daß du morgen dich bei mir einfindest und mir mein Auge ersetzt.««

Der blinde Scheich überlegte und antwortete dies: »Wenn er will, vermag jener Fremdling dir

leicht eine Falle zu stellen.«

»Wie vermöchte er das?« fragte der Einäugige.

»Er kann dir folgendes erwidern: ›Nimm das andere Auge heraus, das du noch besitzt, und ich werde eines meiner beiden Augen herausnehmen. Dann werden wir beide Augen abwägen, und wenn mein Auge genau soviel wiegt wie das deinige, dann sollst du beide für dich behalten.« Wenn aber die beiden Augen nicht das gleiche Gewicht ergeben, dann mußt du dem andern für sein Auge eine Geldbuße entrichten, und du wirst künftig auf beiden Augen blind sein, während jener auf dem andern Auge noch sehend ist.«

Da erkannte der Einäugige, daß seine Schelmerei ihn nichts nützen werde. Hierauf begann der Schuster zu reden:

»Höre, Scheich, heute übergab ein Fremdling mir seine Schuhe zum Ausbessern, wobei der Tölpel sprach: ›Flicke mir bis morgen meine zerrissenen Schuhe, und ich zahle dir dafür, was du hierfür verlangst.« Nunwohl, ich gedenke den Dummkopf beim Wort zu nehmen und sein ganzes Vermögen zu verlangen.«

Und der blinde Scheich sprach dies: »Jener Mensch kann dir entgegenhalten: ›Vernimm, die Feinde des Kalifen sind überwältigt, seine Gegner alle zuschanden worden. Seine Söhne werden wachsen, seine Nachkommen sich mehren: freut dich solches!« Wenn du es bejahst, dann ist jener berechtigt, um Gotteslohn seine Schuhe zu nehmen und damit weiterzuziehen. Antwortest du aber nein, dann kann der andere die beiden Sohlen über deine beiden Backen ziehen, weil du die geheiligte Person des Kalifen beleidigt hast.«

Da erkannte der Schuhflicker, daß er den harmlosen Fremdling nicht hintergehen könne. Zuletzt kam die Reihe an jenen, der mit dem Händler gespielt hatte.

»Höre, Scheich, mein Freund und ich haben heute vor meiner Haustür mit einem Fremdling ohne festen Einsatz gespielt. Ich habe das Spiel gewonnen und dies zu dem Fremden gesprochen: ›Wenn du alles Wasser unseres Stadtbaches austrinkst, gebe ich dir meine ganze Barschaft; vermagst du es nicht, dann gehört mir die deinige.«

Der Scheich sprach darauf also: »Wenn jener Mensch will, vermag er deiner Pfiffigkeit auszuweichen. Er kann dir antworten: ›Stau mit der einen Hand das Gewässer und mit der andern gib mir zu trinken; und ich will tun nach deinem Begehren.« Das wird dir nicht möglich sein, und du bist der Geprellte.«

Der Lauscher prägte all das Gehörte seinem Gedächtnis ein. Bald verabschiedeten sich die Gäste mit verwirrten Köpfen von dem blinden Scheich, und auch der Händler kehrte in gehobener Stimmung in seine Herberge zurück. Am andern Morgen erschien zunächst der Spieler. Der Händler schlug ihm vor, was der Scheich gesagt hatte, und der andere zahlte ihm hundert Goldstücke, um sich von der getroffenen Vereinbarung loszukaufen. Bald darauf erschien der Schuhflicker, und der Händler erhielt seine ausgebesserten Schuhe, ohne etwas zu zahlen. Dann kam der Einäugige, und der sah sich genötigt, um ein Sühnegeld von hundert Goldstücken sich mit dem verleumdeten Händler zu einigen. Als letzter erschien der Käufer des Sandalenholzes, und als er betroffen den Vorschlag vernahm, das Hohlmaß zur Hälfte mit männlichen, zur Hälfte mit weiblichen Flöhen anzufüllen, da erkannte er sich für überlistet und sah sich gezwungen, dem

witzigen Fremdling das Sandalenholz zurückzuerstatten und ihm obendrein noch eine Entschädigung von hundert Goldstücken zu entrichten.

Darauf ging der Holzhändler hin, verkaufte das Holz um einen hohen Preis an einen rechtschaffenen Sandalenschnitzer, den der Herbergswirt ihm empfohlen hatte, und kehrte dann mit Dank gegen Gott in seine Heimat zurück.

*

Das Preislied Fatmas

Es lebte ein König, der war in seine schöne Frau so heftig verliebt, daß er ihr jeden Tag ein neues Gedicht zum Preis ihrer Anmut versprach. Weil er hierzu die Dichter nötig hatte, erließ er einen Aufruf, worin er fünfzig Denare jedem Untertan versprach, der ein Loblied zum Preis Fatmas überreichte, das er selber gedichtet hatte und das der schönen Frau gefiel. Aber die verwöhnte Fatma fand nur an wenigen Gedichten Gefallen.

In der Stadt lebte ein Dichter, den reizten die fünfzig Denare sehr; denn die Summe langte gerade, um den schönen, blauwollenen Burnus zu kaufen, den er neulich im Basar so sehr bewundert hatte und der sein zerschlissenes Gewand trefflich ersetzt hätte. Da aber dieser Mensch ein Weiser war, der die Frauen immer geringgeschätzt hatte, verstand er nicht die Kunst, Liebeslieder zu dichten, und das verdroß ihn sehr.

Als er eines Tages vor der Stadtmauer lustwandelte, um neue Lehrgedichte und Weisheitssprüche zu ersinnen und am Fuß eines Hügels ausruhte, gewahrte er einen Ziegenhirten, der unter einer schattigen Sykomore lang ausgestreckt lag und unverwandt in den blauen Himmel starrte.

»Junger Müßiggänger,« sprach der Dichter zu sich selbst, »du solltest zum mindesten auf deine Ziegen besser achten, daß sie von dieser schönen Sykomore nicht die letzten Blätter wegfressen.«

Der Hirtenknabe, der den andern nicht bemerkt hatte, fing mit einem Male zu singen an, und der Dichter hörte neugierig zu. Sieh an, das war ja ein Liebesgedicht. »Wie mag nur der Junge zu den Versen kommen?« fragte sich der Dichter. Doch es war keine Zeit, hierüber nachzudenken. Gescheiter war, die Gelegenheit auszunützen. Der blauwollene Burnus schwebte dem Dichter verlockend vor Augen. Rasch nahm er ein Täfelchen, das Dichter stets bei sich tragen, und kritzelte eilends nieder, was nebenan der zerlumpfte Knabe sang:

Höre mir zu, o Traute,
ich will Verse auf dich machen:
Wie schlank bist du und von zierlichem Gang,
du meine milchweiße Freundin!
Ein Tanz ist das Spiel deiner Glieder,
du anmutige Tochter Arabiens.
Laß dein Köpfchen streicheln,
Sproß von berühmtem Stamm!

»Nicht übel,« raunte der Dichter, »kein schlechtes Liebeslied!« Der Knabe sang weiter:

Genügsam bist du wie kein anderes Wesen,
das Allah uns zur Lust erschuf.
Du lächelst und tanzt, wenn ich singe;
denn du liebst gleich mir den Gesang;
heiter stimmt dich die schlichte Rohrflöte.

»Ein echtes Hirtenlied«, urteilte der kritzelnde Dichter. Weiter sang der Knabe:

Deine Augen sind sanft und groß
und ebenso schön wie schmachttende Gazellenaugen.
Palmenschlank sind deine Beine.

»Hör' einer diesen Schlingel«, sagte der Dichter. »Beim Bart des Propheten, die Ziegenhirten sind eine verdorbene Gesellschaft.« Der Knabe sang weiter:

Du bist mir teurer als ein silbergeschirrtes Pferd.
Friede dir und dem, der dich besitzt!

Hier schwieg der Knabe. Das Lied war offenbar zu Ende. Der Dichter aber schmünzelte. Wie eine reife Frucht vom Feigenbaum war ihm unerwartet ein Liebeslied zugefallen, das ihm sicherlich die fünfzig Denare und damit den schönen, blauwollenen Burnus aus dem Basar verhiel. Er erhob sich, ging auf den Knaben zu, der immer noch lang ausgestreckt unter der Sykomore lag und in den blauen Himmel starrte, und sprach zu ihm: »Ich habe deinem Gesang zugehört, und er hat mir gefallen. Hier nimm dafür diese drei Geldstücke.« Und er schenkte ihm großzügig drei Kupfermünzen. Es war sein ganzer Besitz.

Da sprang der Hirtenknabe mit einem Satz auf seine nackten Füße, ergriff mit einem jauchzenden Schrei die drei Kupfermünzen, tanzte einige Male um sich selber im Kreise herum und sprach dann freudestrahlend zu dem Geber: »Allah vermehre deinen Reichtum, großmütiger Herr!«

Der Dichter ging alsbald nach Haus, schrieb das Preislied säuberlich ab und begab sich damit an den Hof des Königs. Nach einer Weile erschien der Schatzmeister, winkte gnädig zum Zeichen, daß das überreichte Gedicht der schönen Fatma gefallen habe, und händigte dem Dichter fünfzig Denare aus. Dieser lief eiligst in den bunten Basar und erhandelte dort den blauwollenen Burnus und dankte Allah, der ihm auf so wunderbare Weise zu einem neuen Gewand verholfen hatte.

Am Abend, als der König der schönen Freundin das neueste Preislied vorlas, sprach die geliebte Fatma: »Das ist das schönste unter allen Liedern, welche die Dichter deines Landes mir bisher gewidmet haben.« Am andern Tage besuchte ein angesehenener Emir den König, um ihm seine Huldigung zu bezeigen. Nach dem Gastmahl sprach der König zu seinem Gast: »Vernimm das jüngste Preislied, das ein Dichter meines Landes der schönen Fatma gewidmet hat.«

»Allah segne die Vielbesungene«, sprach der Gast, und der König begann zu lesen:

Höre mir zu, o Traute,
ich will Verse auf dich machen:
Wie schlank bist du und von zierlichem Gang,
du meine milchweiße Freundin!
Ein Tanz ist das Spiel deiner Glieder,
du anmutige Tochter Arabiens.

Hier unterbrach ihn der Gast.

»Erlaube mir, fortzufahren, edler Fürst.« Und er sprach also:

Laß dein Köpfchen streicheln,
Sproß von berühmtem Stamm!

Genügsam bist du wie kein anderes Wesen,
das Allah uns zur Lust erschuf.

Der König erstaunte und fragte: »Woher kennst du das Gedicht?«

»Meine Beduinen singen es«, erwiderte der Emir.

»Dann sage mir die Schlußverse.«

Und der Emir sprach also:

Deine Augen sind sanft und groß
und ebenso schön wie schmachkende Gazellenaugen.
Palmenschlank sind deine Beine.
Du bist mir teurer als ein silbergeschirrtes Pferd.
Friede dir und dem, der dich erschuf!

»Fürwahr, es ist das gleiche Gedicht«, bestätigte der König enttäuscht. Der Emir aber sprach:
»Versprich mir, deine gerühmte Großmut nicht zu verlieren, und ich will dich weiter aufklären.«

»Tue es, du wirst mich neugierig, doch nicht zornig finden.«

»So wisse, es ist ein Lobgedicht auf unsere Hedschine, die treue Gefährtin des Wüstenwanderers,
die an Schnelligkeit und Ausdauer das feuerigste Araberpferd überflügelt.«

»Ein Lobgesang der Beduinen auf das weiße Reitkamel!« sagte der König betroffen. Schon wollte er aufbrausen; aber er verstand seinen Unmut hinter einem nachsichtigen Lächeln zu verbergen.

»Jener Dichter war ein arger Schelm,« rief er lachend; denn er hielt es für das beste, jetzt heiter dreinzublicken.

»Und ein armer Schlucker war er auch,« ergänzte der Emir mit verstehender Milde, »denn sonst hätte er den gefährlichen Scherz nicht gewagt.«

Am andern Tag machte der König bekannt, die schöne Fatma wünsche keine weiteren Preislieder zum Lob ihrer Anmut mehr zu empfangen.

*

Die Rose von Schiras

Der Emir von Chorassan trauerte sehr. Seine jugendliche Gemahlin war gestorben, nachdem sie ein totes Knäblein geboren hatte. Die Verstorbene war über alle Maßen schön gewesen; ihre helle Hautfarbe und ihr goldfarbiges Haar hatte sie vor allen morgenländischen Frauen ausgezeichnet.

Als drei Monate verflossen waren und der Emir sich immer noch nicht über den erlittenen Verlust trösten konnte, sprachen seine Diener unter sich: »Wir müssen unserm Herrn Ersatz suchen für die Tote, die er nicht vergessen kann, da er sonst schwermütig wird.« Sie schickten Späher aus, die auskundschaften sollten, wo irgendwo eine schöne Jungfrau von heller Hautfarbe und goldfarbigem Haar aufzufinden sei. Die Boten kehrten zurück; aber keiner führte ein Weib bei sich, an dem der mächtige Fürst sein Wohlgefallen gefunden hätte.

Da meldete sich eines Tages ein graubärtiger Jude an der Pforte des Palastes. Der führte eine verschleierte Frau bei sich und bat, sie vor dem Emir entschleiern zu dürfen. Unmutig hörte der Fürst sein Begehren und war schon im Begriff, ihn kurz abzuweisen, als ein kaum hörbarer Seufzer des tiefverschleierten Weibes seine Neugier weckte. Er ließ alle sich entfernen, trat dann auf die Unbekannte zu und gebot ihr, sich zu enthüllen.

Wie dann zwei schneeweiße, schmale Frauenhände den Schleier zurückschlugen, erblickte der Fürst eine goldhaarige Jungfrau von ungewöhnlichem Liebreiz. Ein Augenpaar, wie er schöner es niemals gesehen, blickte ihn sekundenlang scheu und erschrocken an, um sich dann beharrlich zu senken. Der Emir entbot ihr den Selam, und eine kindlich zarte Stimme erwiderte leise den Friedensgruß.

»Wie heißt du?« fragte der Fürst.

»Ferida«, antwortete sie leise. Auf alle weiteren Fragen schwieg sie hartnäckig. Dies kränkte den Emir, der ein gütiger Herr, aber auch ein stolzer Fürst war. Er ließ den Juden hereinrufen. Der warf sich ihm zu Füßen und küßte die Erde.

»Sind die Eltern gewillt, mir diese Blume des Ostens zu überlassen?«

»Sie werden sich preisen, wenn sie dein Leben verschönt. Gott soll mich strafen, wenn ich die Unwahrheit sage.«

»So kannst du es beschwören«, fragte der Emir weiter.

»Der Gott meiner Väter sei mein Zeuge!« beteuerte der Israelit.

»Woher stammt die Jungfrau?«

»Aus der Rosenstadt Schiras, Herr. Ihre Mutter stammt aus jenem Land nördlich an dem großen Wasser, wo so viele goldhaarige Menschen wohnen.«

»So will ich sie Rose von Schiras heißen«, sprach der Emir. Er rief seinen Kämmerer herein und befahl, dem Juden zehntausend Denare auszuhändigen, davon fünftausend für die Eltern des Mädchens. Draußen fragte der Kämmerer den Juden: »Sage mir, warum blickt das Mägdlein so

traurig drein,« (er hatte nämlich hinter dem Vorhang gestanden) »und warum sind ihre Wangen so weiß und so schmal, da ihr doch ein so herrliches Leben bevorsteht?«

Der Jude strich seinen langen Bart und sagte dann halblaut: »Sie hat Heimweh und Liebesweh dazu, und beharrlich verschmähte sie auf der Reise Speise und Trank. Möge der hochherzige Emir sie von beiden Übeln befreien!«

* * *

Der Emir ließ die Dienerinnen seiner verstorbenen Gemahlin hereinrufen und übergab die Jungfrau ihrer Obhut.

»Sie heißt Ferida, und ich nenne sie Rose von Schiras«, sprach er. »Sie soll mein Leben verschönen gleich jener, deren Haar sie trägt. Schmückt sie mit kostbaren Gewändern und behängt sie mit Goldmünzen, Edelsteinen und Perlenketten, und erheitert ihr Gemüt; denn ich möchte ihre schönen Augen lächeln sehen.«

Als der Emir am Abend desselben Tages die ambraduftenden Frauengemächer betreten wollte, trat ihm die älteste der Dienerinnen entgegen und sprach: »Hoher Gebieter, wir haben Ferida mit seidenen Gewändern und edlem Geschmeide geschmückt, wie du uns aufgetragen hast. Nun liegt sie auf dem blumigen Ruhebett und schlummert. Sie mag wohl erschöpft sein von der langen Fahrt. Möchtest du in deiner vielgepriesenen Güte sie nicht schlafen lassen, bis ihre ermatteten Lebensgeister sich gekräftigt haben?«

Der Emir zögerte. Er schätzte die treue Dienerin hoch. Deshalb sagte er nach einigem Besinnen: »Es sei.« Am andern Mittag, als er die Frauengemächer betreten wollte, kam ihm jene Dienerin wiederum entgegen und sprach: »Ach, Herr, zürne nicht; sie schläft noch immer, die du die Rose von Schiras nennst.«

Der Emir blickte zunächst unwillig; dann lächelte er gelassen.

»Was hat sie inzwischen geredet?« forschte er. Da schaute die alte Dienerin bekümmert drein als vorher, da sie einen Zornesausbruch erwartet hatte.

»Ach, Herr, sie liegt mit geschlossenen Augen auf dem blumigen Lager und antwortet auf keine Frage. Wohl aber flüstert sie mitunter kaum hörbar im Schlaf mit jemand, den sie wohl liebt.«

»Und was flüstert sie?« fragte der Emir gespannt.

»Immer dasselbe: ich bleibe dir treu bis in den Tod.«

Als er solches hörte, wurde der Fürst verstimmt, und weil er dies schwer zu verbergen vermochte, wandte er sich zum Gehen. Seine Laune war sichtlich getrübt.

»Gebt ihr die herrlichsten Speisen von meiner Tafel; erfüllt ihre kleinsten Wünsche und jede ihrer Launen«, sagte er im Weggehen. Und streng fügte er hinzu: »Sorgt, daß sie fröhlichen Sinnes wird; ich gebe ihr und dir drei Tage Frist. Dann ist meine Nachsicht zu Ende.«

Bekommen blickte die alte Dienerin ihm nach.

»Wenn er wüßte, daß sie jegliche Nahrung verweigert, würde er sich über die trotzig Fremde noch heftiger erzürnen«, raunte sie.

* * *

Der Emir war die beiden nächsten Tage innerlich erregt wie nie zuvor. Daß ein Weib um eines gewöhnlichen Liebhabers willen die Gunst eines reichen und mächtigen Fürsten verschmähte, konnte er nicht fassen. Heftig kämpften Stolz und Leidenschaft in seiner gekränkten Brust. Sehnsüchtig erwartete er den dritten Tag. Kaum hatte dieser gedämmt, da rief das Geschrei der dienenden Frauen ihn in die Frauengemächer. Als er bestürzt hineilte, warf die älteste der Dienerinnen sich weinend ihm zu Füßen und flehte um Erbarmen.

»Sie ist soeben gestorben, o Herr!« Mehr brachte sie nicht hervor. Der Emir stieß sie mit dem Fuß beiseite und stürmte in das ambraduftende dämmerige Gemach. Auf dem blumigen Ruhebett lag, von dem gedämpften Licht der matten Silberampeln umflutet, die Rose von Schiras – eingehüllt in seidene Gewänder, geschmückt mit Goldmünzen, Edelsteinen und Perlenketten, regungslos der zarte Mädchenkörper und das Antlitz weiß wie frischgefallener Schnee.

Der Emir warf sich vor der Leblosen nieder. Zitternd beobachteten ihn die Dienerinnen.

»Wie ist dies gekommen?« fragte er dann tonlos, und die Sprecherin berichtete, daß die Fremde freiwillig Hungers gestorben sei, ohne Zweifel aus Heimweh oder Liebesweh über den Geliebten, von dem sie in wirren Worten geredet habe. Dies erschütterte den Emir noch heftiger. Auf's neue beugte er sich über das Lager.

»Ferida,« rief er klagend, »das Leben einer Fürstin von Chorassan verschmähtest du um der Liebe willen zu dem Mann, der daheim dich liebt. Oh, lebstest du noch, du wärest frei. Ferida! Ferida!«

Und siehe, der laute Schrei ihres Namens rief die nahezu erloschenen Lebensgeister des standhaften Mädchens zurück. Sie öffnete langsam die Augen und blickte den Fürsten wortlos an. Der jubelte nochmals ihren Namen und verlangte eilends Stärkungsmittel.

»Beim Gott der Lebendigen, o Rose von Schiras, du sollst wieder in deine Heimat zurück zu dem Jüngling, den du liebst«, rief der Fürst in tiefster Ergriffenheit. »Allah sei Dank, der dich dem Glücklichen erhalten hat, dem du die Treue bewahren wolltest bis in den freiwilligen Tod!«

Da begannen in den schönen Augen Feridas Freudentränen zu fließen. Erschöpft vermochte sie nur zu flüstern: »Gott möge dich segnen, du Edelster der Edlen!«

Einige Tage später führten drei reichbeladene Kamele Ferida, begleitet von den Segenswünschen des Emirs, in ihre Heimat zurück.

*

Der hinkende Hassan

In der Nähe der breiten Brücke, die über den Strom in die Hauptstraße der Stadt mündete, saß tagsüber Hassan der Lastträger und wartete auf Beschäftigung. Man kannte ihn allgemein unter dem Namen der hinkende Hassan; denn er hatte in seiner Jugend ein Bein gebrochen, und dieses war verkürzt geblieben. Das hinderte indessen nicht, daß Hassan seinen dreißig Jahren entsprechend und seinen starken Knochen angemessen es mit jedem andern Lastträger aufnehmen konnte. Von den Fuhrleuten und Kameltreibern wurde er gern zur Arbeit gedungen; denn neben seiner Körperkraft besaß er eine ruhige, schweigsame Sinnesart.

Arbeitete er, dann schaffte er für zwei; arbeitete er nicht, dann war es gewiß, ihn an zwei bestimmten Stellen seines Standplatzes anzutreffen: entweder saß er mit übergeschlagenen Beinen an der Uferböschung bei der Brücke und verfolgte das Hin und Her nebenan sowie abwechselnd den unermüdlichen Strom zu seinen Füßen, oder er lag lang ausgestreckt an der weißen Mauer, die den Uferweg an der Brücke eine Strecke begleitete, und blickte in den hohen, blauen Himmel, falls er nicht gerade schlief.

Jene lange, weiße Mauer umschloß in der Mitte die Rückwand eines Hauses, und aus dieser blickten, einem Augenpaar gleich, zwei Fensterchen nach dem Strom. Darin lag wohl nichts Außergewöhnliches. Dem hinkenden Hassan wäre es niemals eingefallen, über den Besitzer jenes Hauses Betrachtungen anzustellen; denn an Nachdenken war er nicht gewöhnt. Er hatte herausgefunden, wenn er mit geizigen Fuhrleuten um den verdienten Tagelohn feilschen mußte, daß er mit den Händen leichter als mit dem Kopf arbeitete.

Es begab sich, als Hassan eines schönen Tages wiederum seinen schattigen Ruheplatz an der weißen Mauer eingenommen hatte, daß er gedankenlos seine Augen auf eines der beiden Fenster jenes Hauses richtete, und siehe da, plötzlich erschien in der Öffnung ein weiblicher Kopf, der mochte einem Mädchen von zwanzig Jahren angehören und war von solch erlesener Schönheit, daß Hassan vermeinte, eine der holden Huris vor sich zu sehen, die der Prophet seinen Gläubigen in dem künftigen Paradies versprochen hat. Vielleicht verschönte das freundliche Lächeln ihre edlen Züge. Jedenfalls durchschauerte in den wenigen Sekunden, da sie ihre großen Augen verwundert auf den scheinbar schlafenden Menschen drunten richtete, den hinkenden Hassan zum erstenmal ein niegekanntes Glücksgefühl.

Während er noch mit verzücktem Staunen hinaufstarrte, hörte er eine rauhe, schimpfende Männerstimme in der Höhe; blitzschnell war der schlanke Mädchenkopf verschwunden, und gleichzeitig wurde ein Fenster klirrend geschlossen. Über diese gesamten Vorgänge machte Hassan sich kein weiteres Kopfzerbrechen. Hingegen das fremdartige Glücksgefühl, das ihn so unversehens ergriffen hatte, vermochte er lange Zeit nicht loszuwerden.

Von jenem Tag an blickte Hassan von dem Platz an der weißen Mauer nicht mehr zum blauen Himmel, wohl aber alle Male zu jenem kleinen Fenster hinauf, und wenn er an der Uferböschung saß, verfolgten seine Augen nicht mehr das Hin und Her auf der Brücke und den rauschenden Strom zu seinen Füßen, wohl aber blinzelten sie unausgesetzt zu jenem kleinen Fenster hinüber. Dabei war ihm entgangen, daß seit jenem Geschehnis beide Fenster vergittert worden.

Lange Zeit hindurch, wo beide Fenster wie zwei leere Augenhöhlen leblos nach dem Strom

blickten, wunderte sich Hassan, wieso es komme, daß jener schöne Mädchenkopf sich nicht ein einziges Mal mehr zeige. Dann unterließ er auch hierüber, wie über alle sonstigen Angelegenheiten seines Lebens, weiteres Nachdenken. Seiner alten Gewohnheit, nach jenem Fenster hinaufzublicken, blieb er allerdings treu, wie dies in der menschlichen Natur begründet ist.

Es mochten wohl zehn Jahre vergangen sein, vielleicht etliche mehr oder eines weniger, als Hassan eines Tages, wo er ausgestreckt an der schattigen, weißen Mauer lag, vermeinte, daß jener holde Mädchenkopf wiederum lächelnd aus dem kleinen Fenster zu ihm herunterschaute. Aber er hatte es nur geträumt, wie er beim Aufwachen feststellen mußte. Immerhin hatte der schöne Traum wiederum jenes unbekannte Lustgefühl in ihm geweckt, das wir Liebe nennen.

Als es Abend geworden war, hatte Hassan einen Entschluß gefaßt, den er im Grunde schon viel früher hätte ausführen können: Gegenüber jenem Fenster stand ein alter Feigenbaum, dessen Krone hatte im Lauf der Jahre sich breit verzweigt, also, daß sie beinahe jenes Fenster berührte. Wie es ganz dunkel geworden, erkletterte Hassan vorsichtig den Feigenbaum bis zum Wipfel, bog dann dessen Zweige auseinander und erblickte dicht vor sich das erleuchtete Fenster, das ihn mit seinem Lichtschein grüßte.

Hassan beugte sich vor und blickte in ein Frauengemach, und in diesem sah er auf einem Ruhebett ausgestreckt eine rundliche Frau, die spielte mit sieben Kinderchen, die auf ihrer Lagerstätte herumkrabbelten. Hassan lächelte und sagte sich, ohne ihre Rundungen möchte jene Mutter wohl schwerlich die munteren sieben Kleinen ertragen, wie sie um sie balgten.

Wie er dann die scherzende Mutter schärfer betrachtete, da erkannte er an ihren Augen jenes schöne Mädchen wieder, dessen schmales Köpfchen damals in jenem Fenster erschienen war. Nachdem er diese Feststellung gemacht hatte, kletterte Hassan so vorsichtig, als er gekommen war, von dem alten Feigenbaum herunter. Seitdem blickte er nicht mehr zu jenem Fenster, sondern zum blauen Himmel hinauf, wenn er sich an der weißen, schattigen Mauer ausstreckte, und er verfolgte wieder den murmelnden Strom, wenn er neben der breiten Brücke an der Uferböschung kauerte und auf Beschäftigung wartete.

*

Der Geist der Wüste

Das endlose Wüstenland, das heute das Niltal begleitet, hatte in uralten Zeiten ein anderes, schöneres Antlitz. Damals war es ein weites, fruchtbares Tal, in welchem heitere Menschen in blühenden Wohnstätten ein glückliches Leben führten. Die gesegnete Erde lohnte den Fleiß der Bewohner mit dreifacher Ernte; auf den Wiesen weideten ungezählte Herden, und die Wälder bevölkerten friedlich alle Arten von Vierfüßlern, darunter jene, die heute als wilde Tiere von den Menschen und ihresgleichen gefürchtet sind. Jene Menschen kannten nämlich keine Waffen. Sie waren von solcher Friedfertigkeit, daß ihnen die Empfindung, einander ein Leid zuzufügen, unbekannt blieb. So lebten sie Jahrhunderte hindurch dahin, ein glückseliges Volk von Hirten und Landleuten, und erfreuten sich dankbar der Segnungen des allgütigen Sonnengottes.

An den Quellen des mächtigen Stromes, dessen schwarzer Schlamm alljährlich ihre Felder befruchtete, wohnte ein dunkelhäutiger Volksstamm, der war von ganz anderer Art. Seine rauhen Männer stellten als eifrige Jäger den Tieren des Feldes und Waldes nach, und da sie verschmähten, die Erde mit Feldfrüchten zu bestellen, litten sie mit ihren Frauen und Kindern oft arge Not. Da berichteten eines Tages jagende Männer, die sich verirrt hatten, daheim von den Grenznachbarn, die stromabwärts wohnten. Sie schilderten verlockend den Wohlstand dieses Landes, und die Führer des schwarzen Volkes entschieden: »Laßt uns die Wohnstätten jener erschlafte Nachbarn in Besitz nehmen und jene Pflüger uns zu Sklaven machen; denn allezeit war der Schwache dem Starken untertan!« Alles stimmte ihnen zu, und so geschah es, daß jenes kriegerische Volk unerwartet über die friedlichen Nachbarn herfiel.

Zuerst entsetzten diese sich derart über den heimtückischen Frevel, daß sie tatenlos den unerhörten Raub und Mord an ihren Volksgenossen gewähren ließen. Dann aber trat ein, was in der menschlichen Natur tief begründet ist: der Anblick der wehrlos Hingeschlachteten rief die dunklen Urtriebe, die in jedem von uns schlummern, mächtig wach, und ein vieltausendstimmiger Racheschrei ging durch das ganze Land.

Die Überfallenen bewaffneten sich mit den Lanzen und Pfeilen der erschlagenen Feinde, marterten in grausamer Weise alle, die in ihre Hände fielen, und die Zahl der getöteten Eindringlinge wurde größer als die des überfallenen Hirtenvolkes. So wurde für jede begangene Bluttat hundertfache Vergeltung geübt. An die rauchenden Trümmerstätten der Bewohner reihten sich zerstampfte Fluren und brennende Wälder. Deren Anblick entfachte die Rachegefühle der Überfallenen nur noch heftiger. Jeder Flecken Erde war von Blut getränkt. Das gegenseitige Morden ergriff zuletzt die Frauen, Greise und Kinder; selbst die Tiere des Feldes und Waldes wurden von einer unersättlichen Mordlust erfaßt.

Da erfüllte sich das Geschick dieses unseligen Landes: der Geist der Wüste kam vom Meer im Osten daher, im wehenden gelben Mantel. Sein heißer Atem schnob gleich einem gewaltigen Sturmwind über die entweihete Erde, und seine brennenden Augen suchten strafend die letzten Überlebenden der entarteten menschlichen Zwergge. Zu spät kam diesen die Erkenntnis, wie schwer sie sich an ihrem Geschlecht versündigt hatten.

Unerbittlich hielt der erzürnte Wüstengeist sein schreckliches Strafgericht ab: unerschöpflich wälzten die gelben Sandwellen vom Meer sich an die zerstörten menschlichen Niederlassungen heran. Sie schoben sich unaufhaltsam hoch und höher, häuften sich vor den Häusern an, krochen

über die Dächer und begraben unter ihrer glühenden Decke die Toten und die letzten Lebendigen sowie das von ihnen verwüstete Land.

Als die zum Tod verurteilten Landstriche endlich ihrem Schicksal verfallen waren, da begann die Sandflut sich zu beruhigen. Seit vielen Jahrtausenden ist nunmehr die geheimnisvolle Wüste in erhabener Trauer ausgebreitet über einer versunkenen Welt.

Das wird aber nicht immer so bleiben. Wenn eines Tages alle Menschen auf Erden wieder friedfertig geworden sind, wie es voreinst jenes untergegangene Hirtenvolk gewesen ist, und wenn tausend Jahre hindurch auf dem ganzen Erdball alle Kriege für immer einem überlebten Zeitalter angehören, dann wird der Bann von jenem Wüstenland genommen werden. Die gelben Sandwellen werden alsdann zum Meer zurückfluten, die Fluren werden wieder grünen, von dunklen Wäldern umsäumt und von freien und frohen Menschen besiedelt, und die Nachkommen der im Sand Begrabenen, die heute die grünen Oasen der Wüste bewohnen, werden die Herren des Landes sein auf dem erlösten Grund.

*

Der erste Tote

Dem ersten Menschenpaar wurde ein Sohn geboren, und die Freude der Eltern war groß. Als das Knäblein anfing, den Namen der Mutter zu lallen, schenkte diese einem zweiten Kinde das Leben. Da sprach der Vater zu seinem Weibe: »Möge das Brüderpaar einander so lieben wie wir beide einer den andern!«

Die Knaben wuchsen heran und wurden Gehilfen ihrer Eltern; der Erstgeborene wurde ein Ackersmann, der jüngere ein Schafhirt. Eines Tages, als der Hirte seine Herde heimtrieb, traf er auf dem Felde seinen Bruder. Er blieb stehen und redete ihn also an: »Wenn es dir recht ist, wollen wir uns vor einem großen Wunder anbetend verneigen.«

»Was ist ein Wunder?« fragte der ältere, und sein Bruder griff nach einem Getreidehalm und sprach:

»Siehe hier diesen Halm mit seinen vielen, vollen Ähren! Vor noch nicht zu langer Zeit war er ein winziges Samenkörnlein, eingebettet in den Schoß dieser dunklen Scholle zu unseren Füßen, und nun ist er emporgewachsen mannshoch gleich uns beiden, die wir aus Knaben Männer wurden. Ist das kein großes Wunder? Gesegnet sei dieses tägliche Brot!« Als er solches gesprochen hatte, glänzten seine reinen Augen. In dem Gesicht des älteren aber zuckte ein leiser Spott, und er blickte auf den jüngeren, den er überragte, herab, wie man auf ein unwissendes Kindlein herunterschaut.

Da straffte sich die schlanke Gestalt des jüngeren; er hob die leuchtenden Augen zu dem blauen Himmel, der sich über sie spannte wie ein blaues Seidenzelt, und er sprach weiter: »Komm, laß uns dem Allerhöchsten, der dieses Wunder vollbracht hat, ein Opfer bringen! Es soll zugleich ein Zeichen werden, ob wir ihm wohlgefällig sind.«

Der ältere dachte bei sich, daß es verschwenderisch sei, die Ähren des Feldes zu einem Brandopfer zu verwenden; aber er sprach den Gedanken nicht aus und erwiderte unfreundlich: »Es sei.« Darauf schichteten sie Steine aufeinander und legten darauf ihre Opfergaben, der eine von den Garben des Feldes, der andere von den Lämmern seiner Herde. Und siehe, von dem Opferstein des jüngern stiegen die Rauchwolken geradeaus gegen Himmel, von dem Opferstein des älteren aber krochen sie Schlangen gleich zur Erde.

Da verfinsterten sich die harten Züge des älteren, und als er das leuchtende Antlitz seines Bruders sah, der mit erhobenen Armen und verklärten Blicken die aufsteigenden Rauchwolken seines Opfers verfolgte, griff er zornig nach dem obersten Stein, trat rückwärts hinter seinen Bruder und erschlug ihn. Dann packte ihn Entsetzen über seine jähe Tat, und er entfloh.

Die Stammeltern aber, von den Rauchwolken angelockt, eilten hin und fanden ihren jüngeren Sohn ausgestreckt und regungslos am Boden liegen. Und sahen einen Menschen von dannen eilen, der war ihr Erstgeborener. Sie begriffen, daß etwas Unfaßbares geschehen sei. Als sie sich über den Jüngling niederbeugten, überkam sie eine nie gekannte Betrübnis. Der Vater hob ihn auf und trug ihn mit starken Armen zu dem schattigen Ölbaum, der vor seiner Hütte stand.

Als er ihn zu Füßen des Baumes gebettet hatte, erkannte er, daß das Leben aus dem Körper

entwichen sei, und beider Schmerz war groß. Nach einer Weile sprach er zu seinem Weibe: »Was soll mit dem erkalteten Leibe unseres Kindes geschehen, aus dem der Odem des Lebens entflohen ist?«

Seine Gefährtin erwiderte: »Solange ich mein Kind vor mir sehe, werden meine Augen nicht trocken werden.«

Als sie dies gesprochen hatte, fiel aus einem Nest in der Baumkrone ein junger Vogel zur Erde nieder. Er bewegte noch etliche Male die kahlen Flügel, dann rührte er sich nicht mehr. Schon war die Mutter zur Stelle, nahm ihr Junges in den Schnabel und legte es dann behutsam wieder zur Erde. Dann kratzte sie mit Schnabel und Füßen ein Loch in den Erdgrund, legte das tote Tierchen hinein und scharfte die Erdkrumen wieder darauf.

Aufmerksam hatte das erste Menschenpaar dem mütterlich besorgten Vogel zugesehen; dann sprach der Stammvater zu seinem Weibe: »Wohlan, laß uns ein gleiches tun und unser geliebtes Kind der Erde übergeben!«

Und unter Tränen schaufelten sie dem ersten Toten ein Grab.

*

Die Blume des ewigen Lebens

Es lebte einst ein König, dem hatte sein Vater blühendes Land hinterlassen. Die Weisheit dieses Herrschers vermehrte den Ruhm seiner Vorfahren, und über die Grenzen seines Reiches war er geehrt und geachtet. Aus weiter Ferne kamen Könige oder deren Abgeordnete, um dem Herrscher zu huldigen. Als der König dann alt wurde, änderte sich sein Wesen; es schien, als ob er nicht vollkommen glücklich sei. Keiner aus seiner Umgebung konnte herausfinden, welch geheimer Kummer ihn wohl drückte. Dieser Kummer aber war seltsamer Art: der Fürst grämte sich, daß jeden Tag die Stunde schlagen könne, wo er all seine Pracht und Herrlichkeit verlassen müsse, um sie einzutauschen mit einer winzigen letzten Ruhestätte an der Seite seiner Ahnen. Er aber liebte das Leben und hätte sein halbes Königreich dafür gegeben, es um die Zahl der gelebten Jahre vermehren zu können. Aber unaufhaltsam rannen die Jahre dahin, und die Gebrechen des Alters erinnerten ihn mehr und mehr an das unabwendbare Lebensende.

Als der alternde König eines Tages seiner Gewohnheit gemäß unerkannt draußen lustwandelte, traf er einen alten Hirten mit seinen Schafen, und er fragte den rüstigen Alten nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er schon über siebzig Jahre zählte, fragte er ihn, wie lange er wohl noch zu leben hoffe. Darauf erwiderte der Schäfer heiter: »Wenn ich zufällig das Kräutlein des ewigen Lebens fände, würde ich wohl niemals sterben.« Da horchte der König auf und erfuhr folgendes: Irgendwo in diesem Lande wachse verborgen das Kraut des ewigen Lebens. Wer es fände, der bliebe vom Tod verschont.

Der Fürst beschenkte den Hirten und ging nachdenklich nach Hause. Als er das Gehörte seinem Kämmerer erzählte, lächelte dieser und sprach: »Herr, das sind kindliche Hirtenmärchen. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.« Dennoch ließ der König heimlich nach dem Kräutlein forschen; aber ohne Erfolg, und weitere Jahre seines Lebens flossen dahin. Immer deutlicher wurden die Zeichen des Alters. Da überkam den königlichen Greis eine tiefe Traurigkeit; denn seine Weisheit reichte nicht so weit, daß er nach einem langen, glücklichen Leben seinen Würden und Reichtümern gelassen entsagt hätte.

Dann begab es sich, daß eines Nachts der König im Traum eine Stimme vernahm, die zu ihm sprach: »Der Wunsch, daß dein Leben verlängert werde, sei dir erfüllt. Besteige vor dem ersten Hahnenschrei das älteste deiner Reitkamele, und es wird dich zu der Blume des ewigen Lebens bringen.« Der König erhob sich alsbald von seinem Lager, dankte dem Allerbarmer, ließ das Reittier satteln, und noch ehe die Hähne zum erstenmal krähten, ritt er schwertumgürtet ohne Begleitung zur Stadt hinaus. Das kluge Tier schritt südwärts der endlosen Wüste entgegen, auf Wegen, die der Reiter niemals geritten war.

Als die Sonne schon tief stand, erblickte der Reiter einen Hügel, der von schattigen Feigenbäumen umstanden war. Auf diesen schritt das Reittier zu. Mit einem Male öffnete sich der Hügel, und das Tier blieb wie angewurzelt stehen und streckte sich zum Ausruhen aus. Der König stieg sogleich ab und betrat klopfenden Herzens das Innere der Höhle, die sich vor ihm auftat. Da vernahm er verhaltenes Seufzen, und in dem matterhellten Raum gewahrte er auf einem Lager einen hageren Greis, der winkte ihm mühsam mit der Linken und sprach mit kaum hörbarer Stimme: »Edler Fremdling, sei begrüßt, und wenn du gekommen bist, damit ich mein Leben endlich beenden kann, dann sei bedankt!«

»Wer bist du?« fragte der König erstaunt.

»Ich bin der König dieses Landes«, erwiderte der andere, und als er das Erstaunen auf dem Gesicht des Ankömmlings sah, fügte er hinzu: »Vernimm meine Geschichte: Einst war ich Herrscher in diesem Land, und die höchsten Würden und Reichtümer waren mein. Ich vermochte nicht, ihnen für immer zu entsagen, als meine letzte Stunde schlagen sollte, und da gewährte die Gottheit, die über Leben und Tod gebietet, dem heißesten meiner Wünsche Gewährung. Siehe hier in meiner Rechten die Blume des ewigen Lebens! Solange kein anderer Sterblicher sie mir abnimmt, wird mein flackerndes Lebenslicht nicht erlöschen, und ich muß weiter Jahrhunderte oder auch Jahrtausende, von den Gebrechen des Alters gepeinigt, einsam auf diesem Lager verseufzen.«

Der erstaunte König fragte: »Sage mir, wovon du dich nährst während all der ungezählten Jahre.«

Da antwortete der Daliegende: »Der belebende Duft dieser Blume hält allemal meine Lebensgeister wach, wenn sie zu verflüchtigen scheinen. In solchen Augenblicken zwingt eine unsichtbare Macht mich, ihre Düfte einzusatmen. So dulde ich hier für den vermessensten Wunsch meines Lebens.«

»Was nennst du vermessen?« fragte scheu der König.

»Ich wollte alt werden, aber nicht altern«, erwiderte der Greis.

Dann schwiegen beide. Den König aber jammerte der Lebensmüde; denn wieder trat einer jener Augenblicke ein, wo er zu verscheiden schien. Sein Antlitz wurde totenbleich, und seine Brust hob sich schwer. Aber wie von einer unsichtbaren Hand geführt, brachte seine Rechte die Blume an Nase und Mund, und gierig sog er ihre Düfte ein. Dann richtete er sich mit letzter Kraftanstrengung auf und flehte mit brechender Stimme: »Habe Erbarmen und nimm diese Blume zu dir, damit ich sterben kann!«

Da griff der König entschlossen nach der Blume. Der Greis aber sank zurück und war tot. Der König schaufelte ihm mit seinem Schwert ein Grab in der Höhle, wälzte zwei schwere Steine darauf und legte zwischen beide die Blume, damit sie verdorre. Dann trat er ins Freie, wo das treue Tier seiner harnte. In demselben Augenblick schloß sich hinter ihm der Hügel. Fern leuchtete am fahlen Wüstenrand die Abendsonne. Im sanften Mondlicht ritt der König heim. Er hegte nicht länger den Wunsch, sein Leben zu verlängern, und erwartete gelassen den Tod.

*

Der Schatzesel

Zu einem reichen Geldwechsler kam eines Tages ein Fremdling, der auf einem Esel ritt. Er fragte ihn, ob er einen Haufen Silbermünzen in Kleingeld umwechseln möge. Der Wechsler tat es, und der andere gewährte ihm einen hohen Gewinn. Wohlgelaunt begleitete der Wechsler den Fremdling bis zur Haustür, wo der Esel angebunden stand.

Dort erblickten sie drei Männer, die den Esel prüfend betrachteten, und sie vernahmen folgendes Gespräch:

»Er ist ein solcher, von dem ich euch sprach«, erklärte der erste.

»Ich möchte dies nicht behaupten«, warf der zweite ein und strich dem Tier über den Rücken.

»Ich glaube bestimmt, er ist es«, erklärte der dritte.

Der Geldwechsler nahm den Besitzer des Esels beiseite und fragte ihn leise: »Was sagst du zu diesem sonderbaren Gespräch?«

Dieser schüttelte nur den Kopf und antwortete nichts. Doch schon trat einer der drei Männer an ihn heran mit den Worten: »Wenn du gewillt bist, den Esel zu verkaufen, dann nenne den Preis.«

Der Fremdling überlegte und erwiderte dann: »Unter zehntausend Denaren gebe ich ihn nicht her.«

Wie aus einem Munde riefen da die drei Männer:

»Du bist wohl von Sinnen. Für diesen Preis können wir fünfzig junge Esel kaufen.«

»Aber nicht einen solchen, der die Eigenschaften dieses Esels hat«, entgegnete der Besitzer.

Hierauf begannen die drei Männer zu handeln, und zum Schluß boten sie dem Fremdling die Hälfte; dieser aber bestand auf dem geforderten Preis. Verdrießlich gingen die drei Männer davon. Der Fremdling ritt in die nächste Herberge. Dann aber kehrten die drei Männer heimlich zu dem Geldwechsler zurück und sprachen: »Wenn du uns den Esel für fünftausend Denare verschaffst, schenken wir dir obendrein ein Drittel dieser Summe.«

Als bald begab sich der Geldwechsler in die Herberge und redete dem Fremdling zu, daß es eine große Torheit gewesen sei, den Esel nicht verkauft zu haben. Immerhin wolle er ihm den gebotenen Preis von fünftausend Denaren ebenfalls zahlen.

Nun begannen die beiden zu handeln und einigten sich endlich auf fünftausendfünfhundert Denare. Der Fremdling erhielt das Geld, der Wechsler den Esel. Vor der Haustür gab der Fremde dem Wechsler den Rat, er möge den dreien, falls sie wiederkommen sollten, den Esel nicht billiger als um zehntausend Denare überlassen. Dabei vertraute er ihm an, daß der Esel ein Schatzesel sei, der zu gewissen Zeiten die Gabe habe, seinen Reiter zu vergrabenen Schätzen zu führen.

Vor Sonnenuntergang stellten die drei Männer sich wieder bei dem Wechsler ein. Sie erblickten den Esel, dankten dem Wechsler für seine Besorgung und fragten, was sie ihm schuldig seien. Der Wechsler antwortete mit festem Ton:

»Zehntausend Denare. Unter diesem Preis gebe ich dieses seltene Tier nicht her.« Dabei schaute er sie lauernd an, als wolle er die Wirkung seiner Worte auf ihren Gesichtern ablesen. Wider Erwarten zeigten die drei Männer keinerlei Erregung. Sie antworteten vorläufig nichts, betasteten den Esel nochmals gründlich von allen Seiten, schüttelten die Köpfe, machten enttäuschte Gesichter und erklärten dann zum Schluß mit gleichgültigen Mienen:

»Wir haben uns doch geirrt. Der Esel taugt nicht für unseren Zweck und ist uns keine fünfzig Denare wert.«

Damit gingen sie weiter.

In heller Angst lief der Wechsler ihnen nach und rief:

»Auf euren Wunsch habe ich doch den Esel für ungeheures Geld erworben, und jetzt ist er euch keine fünfzig Denare wert?«

Sie erwiderten im Weitergehen:

»Hätte nur der Esel die Eigenschaften, die wir wünschten! Leider hat er sie nicht. Wir wissen es nunmehr bestimmt. Im übrigen ist auch sein Rücken viel zu kurz.«

Der Wechsler glaubte noch immer, die Männer wollten nur zum Schein allerlei an dem Esel aussetzen, um von dem verlangten hohen Preis möglichst viel abhandeln zu können. Als sie um die Ecke bogen, winkte er ihnen lächelnd mit der Hand, daß sie umkehren möchten. Sie zuckten bedauernd die Achseln. Er blickte unverwandt nach der Straßenecke. Dann ging ihm plötzlich ein Licht auf, und er merkte, daß vier Schelme ihn überlistet hatten.

Eilends rannte er in die Herberge in der Hoffnung, dort den vierten noch zu erwischen. Wer dieser war, nachdem er seinen Esel losgeworden, alsbald weitergezogen, und weder der Wirt noch die Gäste kannten ihn. Der Geldwechsler gebärdete sich wie verzweifelt; weil er aber ein vermögender Mann war, der in vielen Fällen auch Wucherzinsen erhob, empfand niemand Mitleid mit ihm, und alle, die er übervorteilt hatte, lachten in richtiger Schadenfreude.

*

Der kluge Kerim

Im Lande des Ostens liegt zwischen der Stadt Ispahan und dem Städtchen Aspahan das Tal der Riesen. Dieses Tal ist der kürzeste Verbindungsweg zwischen den beiden Orten; aber niemand benützt ihn. Wollen die Aspahaner zu den Ispahanern – die Leute von Ispahan lockt es wenig nach dem kleinen Aspahan –, dann machen sie lieber einen Umweg über die offene Heerstraße; denn dort haben sie nicht die Unholde zu befürchten, die das schaurige Tal bewohnen sollen.

Wenn man die dortigen Bewohner ausforscht, hat zwar noch niemand einen dieser Riesen mit eigenen Augen gesehen; aber ihre Väter und deren Väter wußten schon von ihnen zu erzählen. Sie sollen im Aussterben begriffen sein, weil sie in jeder Familie alle Mädchen bis auf eines nach der Geburt töten, um nicht Hunger zu leiden; aber die letzten dieses Riesengeschlechtes sollen an Körperkraft und Blutgier ihre Vorfahren weit übertreffen.

Nun lebte in Ispahan ein Mensch namens Kerim, der war als klug und furchtlos bekannt. Als er eines Tages mit seinen Freunden sich über die Riesen unterhielt, entfuhr ihm der Ausruf:

»Ich getraute mir schon, durch das gefürchtete Tal nach Aspahan zu wandern, und wenn es sein muß, mitten in der Nacht.«

Da lachten ihn die Freunde aus und erwiderten:

»Wenn du das fertig bringst, wärest du mit einem Schlag der berühmteste Mann in Ispahan.«
Zugleich versprachen sie ihm tausend Silberlinge, wenn er das Wagnis ausführe und mit heiler Haut zurückkehre.

In einer Vollmondnacht machte Kerim sich wohlgenut auf den Weg. Als Mundvorrat hatte er ein Ei und einen Klumpen Salz eingesteckt. Rüstig schritt er aus und war nach wenigen Stunden zwischen den beleuchteten Felsen angelangt. Nichts war zu sehen und zu hören. Mit einem Male vernahm er eine Stimme:

»Salem aleikum, Kerim von Ispahan! Du wirst dich in der Dunkelheit verirren. Laß dir von mir den Weg weisen.«

Kerim blieb stehen und rief mit frischer Stimme in die Felsen hinein: »Wer bist du?«

Die Stimme antwortete:

»Ich bin Emin von Aspahan, und bin dein Freund, weil ich ein Freund deines Vaters Kerbela bin und die Straße kenne, in der du geboren bist.«

Dann trat ein Riese mit struppigem Haar und Bart auf ihn zu und maß ihn mit lüsternen Blicken. Kerim wußte, daß es nun um sein Leben ginge. Er nahm allen Mut zusammen und rief so grob, als er vermochte:

»Du bist niemals Emin von Aspahan, dagegen ein Lügner und noch Schlimmeres. Aber das paßt mir gerade; denn solch einen Unhold suche ich schon lange, der ich in ganz Ispahan bekannt bin, daß ich es mit den wildesten Tieren und den stärksten Riesen aufnehme. Tust du mir daher das

Geringste an, dann muß ich auch dich erschlagen, so leid es mir tut; denn es sollen ja aus deinem aussterbenden Geschlecht nur noch zwei am Leben sein.«

»Sieben«, berichtigte der Riese barsch.

»Ihr seid aber nicht alle sieben in diesem Tal«, erklärte Kerim aufs Geratewohl.

»Vier Riesen sind mit der letzten Riesin ausgewandert, weil wir hier nicht satt wurden«, plauderte der Riese aus.

»Es ist also nicht wahr, daß du deinen leiblichen Bruder aufgefressen hast, wie die Ispahaner behaupten?«

»Die Ispahaner sind dumme Lügner,« brummte der Riese, »mein Bruder bewacht den Taleingang bei Aspahan.«

»Das trifft sich gut«, erklärte Kerim. »Komme ich nachher mit ihm zusammen und es stellt sich heraus, daß er ein Menschenfresser ist, dann werde ich ihm alle Knochen zermalmen, weil ich mir vorgenommen habe, diese Unmenschen auszurotten.«

Der Riese blickte ihn einen Augenblick betroffen an und sprach dann lächelnd: »Sohn Adams, ich sehe nichts von deiner besondern Körperkraft.«

»Laß dir einen Beweis geben«, erwiderte Kerim, und schon hatte er einen faustgroßen Stein ergriffen. »Siehe hier: dieser Stein enthält eine besondere Flüssigkeit, von der du großer Tölpel natürlich keine Ahnung hast. Versuche, sie herauszupressen.«

Der Riese versuchte es und erklärte, dies sei unmöglich. Kerim nahm den Stein wieder in die Hand, in der er das Ei versteckt hielt, und sprach: »Gib Obacht!«

Der Riese hörte den Stein knirschen und sah im gelblichen Mondlicht, wie eine Flüssigkeit zwischen den Fingern Kerims hervorquoll.

»Wenn dir das nicht genügt, dann sieh dir diesen Stein an«, sagte Kerim und hob einen zweiten Kiesel vom Boden. »Er enthält die köstlichste Gabe, nämlich Salz. Auch davon wußtest du in deiner grenzenlosen Unwissenheit nichts. Zerbröckle den Stein zwischen den Fingern, dann wirst du es finden.«

Der Riese versuchte es, aber ohne Erfolg. Wieder nahm Kerim den Stein in die Hand, in der er den Salzklumpen versteckt hielt, zerbröckelte das Salz und ließ den Riesen kosten. Dessen Erstaunen war deutlich auf seinem Gesicht zu lesen. Kerim aber, noch dreister geworden, fuhr fort:

»Deine Unwissenheit beweist, daß du ein Menschenfresser bist.«

»Wieso?« fragte der Riese erstaunt.

»Weil alle Menschenfresser dumm sind.«

»Warum sind sie dumm?« fragte der Riese weiter.

»Weil jedes Kind in Ispahan weiß, daß ein fetter Hammel und ein gemästetes Kalb zarteres Fleisch haben als ein Mensch, der selber Tierleichen ißt.«

Da der Riese nicht minder schwerfällig an Geist wie an Körper war, beendete er das Zwiegespräch mit den kurzen Worten: »Folge mir, und sei mein Gast.«

»Ich schlage deine Gastfreundschaft nur deshalb nicht aus, weil ich dich nicht kränken will«, erklärte Kerim und folgte dem Riesen in seine Höhle. Diese war mit Lebensmitteln und Waren angefüllt, die der Riese seinen Opfern geraubt hatte.

Jener holte einen großen Sack Reis hervor, entleerte ihn in einem Kessel mit Wasser und stellte diesen auf den glimmenden Herd.

»Ich esse ihn sonst roh, ebenso wie das Fleisch, das mir leider ausgegangen ist«, erklärte der Riese und legte dabei seine breite Hand auf Kerims Arm, um unauffällig dessen Fleisch zu betasten. »Nun aber lange tüchtig zu.«

»Ich muß gestehen,« erwiderte Kerim, »daß ich kurz vor meinem Weggehen einen Hammel und dazu einen Sack Reis von dem Inhalt des deinigen zur Nacht verspeist habe und daher nicht hungrig bin.«

»Dann erlaubt, daß ich den Reis allein als Vorspeise meines nächsten Fleischgerichtes aufesse.« Und der Riese machte sich über den Reis her.

»Du wirst diese Nacht mein Gast sein«, erklärte er nach der Mahlzeit. Es klang eher wie eine Aufforderung und nicht wie eine Einladung.

»Wie du willst«, entgegnete Kerim, und der Riese machte ihm in einer Ecke aus den Kissen und Decken der geplünderten Waren ein Lager zurecht. Dann löschte er den Kienspan aus und bezog selber sein gewohntes Lager in der andern Ecke der Höhle.

Kerim hörte schon nach wenigen Minuten sein tiefes Schnarchen. Zuerst hielt er es für eine List; aber es war wirklich so. Darauf erhob Kerim sich geräuschlos. Er überlegte, ob er den günstigen Augenblick ausnützen und den gefährlichen Schlafgenossen umbringen solle. Während er noch grübelte, welche Todesart die rascheste und sicherste sei, erwachte der Riese.

Kerim hatte gerade noch Zeit, hinter dessen Lager zu schlüpfen. Er hörte, wie der Riese unter sein Kopfkissen griff, nach seinem Lager schlich und einen wuchtigen Hieb nach der Stelle führte, wo er den Kopf seines Gastes vermutete. Als kein Laut hörbar wurde, ließ der Riese ein befriedigtes Grunzen vernehmen. Um seiner Sache gewiß zu sein, teilte er noch sechs weitere Schläge aus. Dann streckte er sich wieder auf sein Lager hin. Nun schlich auch Kerim wieder auf sein Lager zurück und rief:

»Lieber Gastgeber, warum surren denn die Fliegen noch nachts in deiner Höhle umher?«

Der Riese traute seinen Ohren nicht; Kerim aber fuhr fort:

»Siebenmal schlug solch ein Ruhestörer seine Flügel an mein Gesicht.«

Der Riese wußte, daß einer seiner Keulenschläge genügt hätte, um einen Stier zu töten. Jetzt wurde ihm wirklich Angst vor diesem Menschen, der Steine zwischen den Fingern zerbröckelte und seine Keulenhiebe wie die Berührung einer Fliege empfand. Wenn dieser unheimliche Gast frühmorgens die menschlichen Knochenreste entdeckte, würde er ihm zweifellos alle Knochen im Leibe zermahlen, wie er den Stein zerbröckelt hatte.

»Ich will mich aus dem Staube machen«, murmelte er, »und meinen stärkeren Bruder aufsuchen. Er soll mir helfen, diesen gefährlichen Menschen umzubringen.« Mit diesen Worten schlich er mitten in der Nacht davon.

Kerim rechnete aus, daß die Riesen vor sechs Stunden nicht zurück sein könnten. Darum getraute er sich, einige Stunden zu schlafen. Dann erhob er sich und hielt in der Höhle Umschau. Als er die aufgehäuften Schätze erblickte, freute er sich sehr. Eilends kehrte er nach Ispahan zurück, weckte den Statthalter auf und sprach zu ihm:

»Übergib mir sogleich zwölf deiner besten Häscher mit den schnellsten Reittieren, und ich verspreche dir, die beiden letzten Riesen aus dem gefürchteten Tal der Menschenfresser tot oder lebendig auszuliefern.«

Der Statthalter lächelte ungläubig, willfahrte aber seiner Bitte. Bevor noch der Morgen graute, ritt Kerim mit den Häschern in das Felsental und versteckte die Reiter mit den Tieren in der Riesenhöhle. Er selber streckte sich wohligh auf dem Lager des Riesen aus und erwartete die kommenden Geschehnisse.

Wie zu erwarten war, erschien in den ersten Morgenstunden der Riese mit seinem stärkeren Bruder, der ihn um mehr als Haupteslänge überragte. Die beiden waren mit mächtigen Keulen bewaffnet. Als sie Kerim auf dem Lager erblickten, rief der größere mit grausamem Grinsen:

»Warte nur, du armseliges Menschlein, dich wollen wir gemeinsam um die Wette zerbröckeln!« Und sie stürzten sich wie reißende Wölfe auf Kerim. Aber schon hatten zwölf Paar Fäuste sie von rückwärts gepackt und niedergeworfen. Im Nu waren sie an Händen und Füßen mit Kugeln und Ketten gefesselt, die selbst Elefanten nicht zu sprengen vermocht hätten.

Sie wurden samt den geraubten Waren nach Ispahan gebracht. Der Statthalter ließ sie sofort enthaupten. Der kluge Kerim erhielt von seinen Freunden die versprochenen tausend Denare, und der Statthalter überließ ihm die Hälfte der von den Riesen erbeuteten Waren. Zeitlebens wurde Kerim von den Ispahanern und Aspahanern als kluger und kühner Mann gefeiert.

*

Der Holzwurm

Ein König des Nillandes versammelte, als er zur Regierung kam, die Großen des Reiches um sich und sprach zu ihnen: »Es hat meinen Vorfahren gefallen, Götter und Göttinnen anzubeten. Mein Wille ist, daß nur *einem* höchsten Wesen göttliche Ehren erwiesen werden, und dieses ist die Sonne. Von heute an darf in allen Tempeln meines Reiches nur mehr dem Sonnengott geopfert werden!«

Und es geschah, wie der König befohlen hatte. Er selber begann alsbald dem Sonnengott einen Tempel zu bauen, der sollte das schönste und größte Heiligtum des Erdkreises werden. Jahre vergingen darüber. Dann wuchs mitten in der erhabenen Einsamkeit der Wüste hinter mächtigen Mauern ein Säulenwald empor, wie er gewaltiger vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne nicht zu sehen war. Von nah und fern kamen die Menschen und bestaunten den Säulentempel des Sonnengottes.

Schon waren dreimal sieben Jahre verflossen, und die Vollendung des Tempels stand bevor. Da erkrankte der König, und sein Zustand verschlimmerte sich. Als er sein Ende nahen fühlte, überkam ihn eine große Betrübnis. Er fürchtete den Tod nicht, wohl aber fürchtete er, sein Nachfolger werde den Tempel nicht in jener Pracht vollenden, wie er es bestimmt hatte. Deshalb versprach er seinem Leibarzt die höchste Belohnung, wenn seine Kunst es vermöchte, sein Leben zu verlängern, bis der Tempel vollendet sei. Wohl tat der Arzt sein Bestes; aber eines Tages erklärte er dem König: »Herr, wenn du die Wahrheit wissen willst, dann vernimm, daß deine Tage an den Fingern einer Hand zu zählen sind.«

Sogleich berief der König den Ersten seiner Würdenträger und den Führer seines Feldheeres zu sich und sprach:

»Meine Tage sind an den Fingern einer Hand zu zählen. Ich will aber nicht sterben, bevor dem Sonnengott in seinem neuen Heiligtum das erste Opfer dargebracht wird. Das soll morgen geschehen. Ihr aber verbürgt euch mit einem Eid, daß nach meinem Tode der Tempel vollendet wird.«

Die beiden erklärten feierlich: »Herr, es soll geschehen.«

Am andern Tage war der Tempel mit Menschen angefüllt. Als die Posaunen ertönten, zogen die Priester die Vorhänge zum Allerheiligsten zusammen. Auf einer silbernen Sänfte wurde der König hineingetragen. Links und rechts von ihm schritten der Erste seiner Würdenträger und der Führer seines Feldheeres. Alles Volk küßte den Staub der Erde. Der Hohepriester und seine Gehilfen, die allein das Allerheiligste betreten durften, hatten sich zu Boden geworfen.

Als sie ihre Häupter erhoben, stand im erhöhten Hintergrund des Altares der König aufrecht vor seinem Thron. Er stützte sich mit beiden Händen auf sein Schwert. Hierauf brachte der Hohepriester dem Sonnengott in seinem Heiligtum das erste Opfer dar. Dann wurde der König unter Posaunenklängen in einer goldenen Sänfte nach dem Palast zurückgebracht. Dort angekommen, starb er. Niemand außer dem Leibarzt und den beiden Getreuen war zugegen.

Alsbald nahmen die beiden den Arzt beiseite und sprachen:

»Es darf nicht ruchbar werden, daß unser mächtiger Herrscher nicht mehr unter den Lebenden weilt: der Tempel würde unvollendet bleiben, und wir könnten unsern Schwur nicht halten; das Reich aber, das er mit starker Hand zusammengehalten hat, würde zerfallen. Das muß verhütet werden.«

Der Arzt entgegnete: »Ich bin euer Knecht und tue, was euch gefällt.«

Darauf sprach der erste Würdenträger:

»Ich befehle dir, den königlichen Leichnam ungesäumt derart einzubalsamieren, daß er nach drei Tagen, vor dem Thron aufrecht stehend, im Allerheiligsten des Tempels aufgestellt wird. Dort soll er als lebend erscheinen, bis es ratsam ist, seinen Tod bekanntzugeben.«

Also geschah es.

Nach drei Tagen verkündete der erste Würdenträger dem Volk die folgende Botschaft: »Der König will nicht mehr aus dem Tempel kommen und wird dem neuen Gott dort dienen Tag und Nacht.«

Alles Volk pries die Frömmigkeit des Königs. Die ehemaligen Priester der abgesetzten Götter aber raunten einander zu: »Die alten Götter, die dieser Abtrünnige verleugnet, haben seinen Geist getrübt; denn wer wird Tag und Nacht ohne Unterlaß im Tempel zubringen, wenn er der König des Landes ist?«

Die neuen Priester und ebenso die Bauleute waren über die königliche Botschaft nicht sonderlich erfreut und sprachen untereinander:

»Offenbar will der König mit eigenen Augen feststellen, ob wir ebenso eifrig im Dienst des neuen Gottes tätig sind, wie er es selber ist.«

Es zeigte sich, daß die Bauleute nunmehr fleißiger arbeiteten als zuvor, und der Tag rückte heran, wo der letzte Hammerschlag an dem gewaltigen Bauwerk ertönen sollte. Darüber freuten sich die beiden Getreuen des toten Königs; denn obwohl sie das Reich zum allgemeinen Besten verwaltet hatten, fürchteten sie, eingedenk des geleisteten Schwurs, den Fluch des Verstorbenen, wenn der Tempel unvollendet geblieben wäre.

Nur waren sie darüber noch nicht klar, wie es anzustellen sei, wenn sie eines Tages das Hinscheiden des Königs dem Volke bekanntgeben mußten. Täglich suchten sie ihn im Tempel auf und konnten sich dort überzeugen, daß er in dem weihvollen Halbdunkel des Allerheiligsten wie lebend erschien. Aufrecht stand er vor seinem Thron, die Hände auf das Schwert gekreuzt. Die Last des Körpers stützte rückwärts ein Stab, der durch den Leib verdeckt wurde.

So hielt der König nach seinem Tode noch alle Untertanen durch die bloße Meinung, daß er noch lebe, in seiner Gewalt!

Dennoch gab es ein winziges Geschöpf, das von dem Tode des Königs wußte und ihm die schuldige Ehrfurcht versagte. Seit der Stunde, da er in dem Tempel aufgestellt wurde, hatte ein Holzwurm begonnen, den Stab anzunagen, der den Leib des Königs stützte. Er nagte Tag um Tag, Monat um Monat, endlich zwölf Monate lang – da brach der Stab entzwei. Dies geschah an

dem Tage, da der letzte Hammerschlag ertönte, und zu der Stunde, da der Hohepriester ein Opfer darbrachte. Dieser sah plötzlich, wie der Körper des Königs zu schwanken begann und dann der Länge nach hinstürzte.

In seiner Aufregung gedachte er nicht des Verbotes, daß niemand dem Thron des Königs sich nahen dürfe. So entdeckte er, daß der König schon lange als ein Toter aufrecht droben gestanden hatte. Dieser Hohepriester war ein ehemaliger Diener der alten Götter, und sein Herz hing noch an den Gottheiten, die er früher verehrt hatte. Es war ihm wohl bekannt, daß viele Priester der alten Götter genau so dachten wie er.

Er faßte einen kühnen Entschluß, eilte hinaus und wiegelte das Volk auf. Als die abgesetzten Priester erfuhren, was geschehen war, rotteten sie sich zusammen und redeten zu allem Volk über den begangenen Betrug. Die Massen strömten nach dem Königspalast, und die Krieger lehnten sich auf wider ihren Feldherrn. Dieser wurde getötet, und der oberste Würdenträger mit ihm.

Dann bestieg ein Verwandter des toten Königs den Thron. Er schaffte den Dienst des alleinigen Sonnengottes ab und ließ die alten Götter wieder einsetzen samt deren Priester. Das erste, was diese beschäftigte, war, festzustellen, wie lange eigentlich der König schon tot sei. Sie verstanden es, dies mit voller Bestimmtheit auszurechnen. Sie hoben den Stab auf, an den der Tote angelehnt war und den der Holzwurm entzweigefressen hatte. Sie fanden das Würmchen und beobachteten sorgfältig einen Monat hindurch, wieviel es von dem Holz fraß. Aus der Menge, die es in dieser Zeit gefressen hatte, berechneten die Priester nunmehr, daß der Holzwurm gerade ein Jahr gebraucht habe, um den Stab durchzumessen. Der König mußte demnach schon seit Jahresfrist gestorben sein. So ergab sich, daß jener König, der den noch heute erhaltenen Sonnentempel in der Wüste erbaute, nach seinem Tode noch ein volles Jahr regiert hatte. Die dies herausgerechnet hatten, bildeten sich auf ihre Klugheit viel ein, und der neue König lobte sie sehr.

*

Die Ameisenkönigin

Es lebte einst ein König, der einen Ring besaß, dessen Zaubermacht ihn die Sprache der Tiere verstehen ließ. Weil es sowohl unter den vierfüßigen Tieren als auch unter den Vögeln sehr kluge Tierarten gibt, so erlauschte dieser König dadurch manches, was den Menschen verborgen bleibt. Seine Ratgeber waren oftmals erstaunt über seine Weisheit; niemand aber hat die Ursache jemals erfahren. Das Merkwürdigste war, daß der König durch einen Zufall zu diesem Zauberring kam.

Er hatte nach einer schlaflosen Nacht sich vor Tagesanbruch von seinem Lager erhoben, um in den weiten Gärten seines Palastes das ewigschöne Schauspiel des Sonnenaufganges zu genießen. Er kam auf entlegene Wege, die er sonst selten betrat. Da hörte er über sich in einem Feigenbaum einen Vogel kläglich schreien und erblickte so nahe über seinem Haupte, daß er mit der ausgestreckten Hand hinreichen konnte, einen Falken, der einer Turteltaube ein Junges aus dem Nest rauben wollte.

Rasch vertrieb der König den Raubvogel. Weil er fürchtete, dieser könne wiederkommen, wenn er sich entfernte, rastete er am Fuße des Feigenbaumes und genoß die ruhige Schönheit des schlummernden Tages. Da flog die Turteltaube auf ihn zu und ließ einen Ring in seinen Schoß fallen. Der König ergriff den schmalen, unscheinbaren Ring, den kein Stein schmückte, und lächelte über die sichtliche Dankbarkeit des Vogels. Prüfend steckte er dann den Goldreif an den Finger.

In demselben Augenblick vernahm der König zu seinem größten Erstaunen, wie die Turteltaube in dem Nest über ihm ihre ängstlichen Jungen mit zärtlichen Worten beruhigte. Doch nicht genug damit: gleichzeitig hörte er vom Erdboden her tausende unendlich zarte Stimmchen, die flüsterten einander kaum hörbar aufmunternde Worte zu. Jetzt erst bemerkte der König auf dem Kiesweg eine lange Kette von ungezählten Ameisen, schnurgerade eine hinter der andern und augenscheinlich alle beschäftigt, irgendeine bestimmte Arbeit auszuführen.

Als der König sich bückte, um aus dem seinen Stimmengewirr etwas herauszuhören, nahte die stärkste der Ameisen, um ihm zu huldigen. Sie hielt ein Strohhälmchen von weniger als Daumengröße im Munde. Der König nahm das zutrauliche Tierchen in die Hand, und aufhorchend vernahm er folgendes:

»Ich bin die Ameisenkönigin. Wohl an tausend getreue Untertanen gehorchen mir. Jeder einzelne ist zwar klein und schwach, doch fleißig und willig, und darum vermögen wir alle mit vereinten Kräften das zu vollbringen, was dem einzelnen unmöglich erscheint. Ich bitte dich um deinen Schutz für unsern Ameisenstaat. Blicke nicht verächtlich auf die geringfügige Gabe, mit der ich deine Huld erflehe.«

Der König ergriff den Strohalm und erwiderte:

»Ich verachte deine Gabe nicht und verspreche dir, daß keinem von deinen Untertanen, die den meinigen ein Vorbild sind, ein Leid geschehen soll.«

Wie dann der König den Strohalm näher betrachtete, fand er darin einen winzigen Papierstreifen zusammengerollt. Er entfaltete ihn und las darauf sieben Fragen. Zu der Ameisenkönigin sprach

er: »Wohl sehe ich hier sieben Fragen; aber es fehlt die Antwort.«

Die Ameisenkönigin entgegnete: »Lies die einzelnen Fragen, und ich werde sie beantworten.«

Der König las: »Was ist das Kostbarste auf Erden?«

Die Ameisenkönigin antwortete:

»Die Seele ist das Kostbarste.«

Dann beantwortete sie die weiteren Fragen:

»Was ist das Bitterste?« Die Armut.

»Was ist das Süßeste?« Die Liebe.

»Was ist das Häßlichste?« Der Unglaube.

»Was ist das Nächste?« Das andere Leben.

»Was ist das Fernste?« Das Erdenglück.

»Was ist das Edelste?« Die Vernunft.

Der König dankte der Ameisenkönigin für die wertvollen Worte der Weisheit, die das unscheinbare Strohhälmchen enthielt. Die Ameisenkönigin aber sprach zum Abschied:

»Wohl mir, daß du den unscheinbaren Strohalm nicht verschmähtest und diese geringe Gabe nicht nach ihrem äußeren Wert, sondern nach der Gesinnung des Gebers gewürdigt hast!«

Seit diesem Tage berufen sich die bescheidenen Menschen im Morgenlande, wenn sie höhergestellten Mitmenschen Geschenke darbringen, und insbesondere die Dichter, wenn sie Königen oder Würdenträgern ihre Schriften widmen, allemal auf das Beispiel und die Abschiedsworte der Ameisenkönigin.

*

Die ungleichen Brüder

In einer Stadt lebten zwei Brüder, die waren beide hochbetagt. Da sie weder Weib noch Kind hatten, verbrachten sie ihren Lebensabend viel beisammen. Man hätte daraus schließen können, sie seien in ihrer Wesensart wohl einander ähnlich. Dies traf aber nicht zu; denn obgleich sie als tüchtige Kaufleute beide ein ansehnliches Vermögen erworben hatten, war der ältere bekannt als Wohltäter der Armen, der jüngere dagegen als ein Geizhals. Dieser hoffte sogar in seiner Habsucht, er werde seinen Bruder, der etliche Jahre älter war, überleben und dann dessen ganzes Vermögen erben. Daher rührte auch seine zunehmende Anhänglichkeit an jenen, wie die Nachbarn behaupteten.

Der ältere Bruder schenkte in seiner gütigen Gesinnung diesem Gerede kein Gehör. Dagegen ließ er sich nicht bewegen, seine Wohltätigkeit einzuschränken, obschon der jüngere Bruder ihm oftmals vorhielt, daß er seine Gaben vielen Unwürdigen zuwende.

»Almosen sind unsere Fürsprecher, wenn der Todesengel kommt, uns abzuholen«, sprach er eines Abends daheim zu dem jüngeren Bruder.

»Möge er uns beide einst ins Paradies geleiten!« erwiderte der jüngere.

»Der Allerbarmer lasse ihn als Freund zu mir kommen!« fuhr der ältere fort.

In diesem Augenblick zeigte sich ein Fremdling auf der Türschwelle. Er entbot dem Hausherrn den Friedensgruß und starrte dann den jüngeren Bruder mit einem Blick an, daß dieser erschauerte. Eilends und verstört entfernte er sich.

Der Hausherr wandte sich an den Ankömmling.

»Wer bist du, und was wünschst du zu so später Stunde?«

Jener antwortete: »Ich bin der, dessen Namen du soeben ausgesprochen hast.«

»Der Engel des Todes?« fragte der Greis.

Der Fremdling bestätigte es und sprach weiter:

»Ich bin beauftragt, dir mitzuteilen, daß deine Tage gezählt sind. Für sieben Monate stelle ich auf den Tafeln des Schicksals meine Namensliste im voraus zusammen. Weil du zeitlebens ein rechtschaffener Mensch warst und als vermögender Mann bis auf den heutigen Tag ein großer Wohltäter der Armen gewesen bist, erfährst du den Tag deines Todes sieben Monate voraus. Ich werde an jedem künftigen Vollmond um diese Zeit bei dir anklopfen, damit du dich an mein letztes Erscheinen gewöhnst.«

»Ich werde meine siebzig Jahre in Zufriedenheit beschließen«, sprach der Hausherr. Er kreuzte die Arme auf der Brust und verneigte sich voll Ehrfurcht vor dem Boten Gottes, der sich grüßend entfernte.

Am nächsten Tag fragte der jüngere Bruder, wer der späte Gast gewesen sei.

»Es war der Engel des Todes«, entgegnete der ältere.

Da stieß der andere einen Schreckensruf aus und sprach:

»Weh mir; auf *mich* hatte er es abgesehen; denn ich werde niemals den Blick vergessen, mit dem er bei seinem Eintreten mich durchbohrt hat. Aber er soll mich nicht finden! Ich werde noch in dieser Stunde nach dem Mohrenland entfliehen.«

Ehe sein Bruder ihn zurückhalten konnte, war er hinausgestürzt. Der ältere suchte ihn seitdem vergebens. Nirgendwo war er zu finden. Er hatte rasch sein ganzes Geld zusammengerafft und war noch in derselben Stunde auf einem flinken Maultier eilends zur Stadt hinausgeritten gegen Süden zu, wo der Wüstenweg nach dem Mohrenlande führt.

Am nächsten Vollmond erschien bei dem älteren Bruder wiederum der Engel des Todes. Der Hausherr begrüßte diesmal den Gast als einen Bekannten. Dies gefiel dem Boten Gottes, und sie verbrachten einige Stunden mit ernstesten Gesprächen.

Als der Engel sich dann verabschiedete, sprach der Hausherr:

»Habe ich Gnade gefunden in deinen Augen, dann sage mir, warum du bei deinem ersten Besuch in diesem Gemach jenen Menschen, der damals bei mir weilte, mit deinem Blick durchbohrt hast.«

Der Engel antwortete:

»Um die damalige Zeit war jener Mensch auf den Tafeln des Schicksals vorgemerkt, doch nicht hier, sondern im Mohrenland. Ich wunderte mich daher, ihn in deinem Hause anzutreffen. Da mir aber aufgetragen ist, die Geister der Verstorbenen nur an jenem Ort zu übernehmen, der auf den Tafeln angegeben ist, so hinderte ich ihn nicht, als er sich eilends entfernte. Ich suchte alsdann im Mohrenland den Mann, der auf der Schicksalstafel aufgeschrieben war. Dort fand ich jenen und tat, wie mir geheißen ward.«

Der Greis entgegnete nichts.

Dann unterhielten sich beide über erbauliche Dinge.

Im siebenten Monat erschien der Engel des Todes zum letztenmal und geleitete den Greis zu den Geistern der Gerechten.

*

Die schöne Semrude

Fadlallah, ein Königssohn von Mossul, war mit seinem Gefolge auf einer Reise nach Bagdad begriffen, als die Karawane eines Nachts von einer Beduinenhorde überfallen wurde. Die Räuber metzelten alle nieder und raubten die Kamele mit ihren Lasten. Als sie auch den Jüngling umbringen wollten, gab er sich zu erkennen, und sie begnügten sich damit, ihm sein Gewand zu rauben.

Er kam nach Bagdad; aber aus Scham über die erlittene Schändung seiner Ehre verriet er niemand seinen Stand. Als ihn hungerte, stellte er sich vor ein Haus und bettelte. Da sah er durch ein niedriges Fenster dieses Hauses ein Mädchen, und er war wie geblendet von ihrer Schönheit. Er erfuhr, daß das Haus dem Muaffak, Sohn des Adban, gehöre, der früher Statthalter gewesen war, bis er sich mit dem Stadtrichter entzweite, und dieser ihn um seinen Posten brachte.

Es begab sich, daß Fadlallah, als er abends ein Obdach suchte, von Häschern mit andern, die man für Einbrecher hielt, ergriffen wurde. Als der Stadtrichter am nächsten Morgen die Gefangenen verhörte, beteuerte der Jüngling, daß er kein Dieb, sondern nur ein Bettler sei. Die Tochter Muaffaks, vor dessen Haus er tagsüber gestanden, könne es bezeugen.

»Kennst du jenes Mädchen?« fragte der Richter.

»Nie werde ich eine schönere Jungfrau sehen«, erwiderte der Jüngling.

Arglistig lächelte der Stadtrichter.

»Du gefällst mir, und ich will dir jenes schöne Mädchen als Frau verschaffen.«

Sodann ließ er Fadlallah baden und in reiche Gewänder kleiden. Hierauf ließ er Muaffak rufen. Er umarmte den Angekommenen und sprach: »Ein Fürstensohn von Basra ist bei mir eingetroffen und bittet durch mich um die Hand deiner Tochter Semrude.«

»Ich bin gerührt über das unverhoffte Glück«, erwiderte der Vater, und er begrüßte den soeben eingetretenen Jüngling mit den Worten:

»Erhabener Königssohn, meine Tochter wird sich glücklich preisen, wenn du sie zur Gemahlin erheben willst.«

Fadlallah war erstaunt über diese Worte; aber er verharrte über seine Herkunft weiter in Schweigen. Der Stadtrichter ließ den Heiratsvertrag sogleich vollziehen, und Fadlallah begab sich mit Muaffak in dessen Haus, und am gleichen Tage wurde die Hochzeit gefeiert.

Da erschien am nächsten Morgen ein Bote des Stadtrichters, der Fadlallah befahl, ihm das kostbare Gewand auszuliefern, das der Richter ihm gestern geliehen habe, damit er den Prinzen von Basra vortäuschen solle. Jetzt erst durchschaute Fadlallah die Bosheit des Stadtrichters. Wortlos händigte er das Gewand aus.

Die weinende Semrude, die hinter dem Vorhang der Keuschheit alles vernommen hatte, tröstete er mit den Worten: »Der Bösewicht frohlockt vergebens über dich und deinen hintergangenen

Vater; denn der Ruhm des Fürsten von Basra ist nicht größer als der des Fürsten von Mossul.« Und er erzählte ihr seine Geschichte. Da umarmte Semrude ihn unter Freudentränen.

Dann ließ sie durch ihre Dienerin eilends ein neues kostbares Gewand besorgen und sprach: »Überlasse es mir, mich an dem Richter zu rächen.«

Fadlallah willigte ein.

Eine Stunde darauf begab sich die tiefverschleierte Semrude in einfacher Kleidung nach dem Gerichtssaal und bat, den Stadtrichter allein sprechen zu dürfen. Er erwartete sie in dem Nebengemach. Als sie beim Eintreten ihren Schleier ein wenig lüftete, erstaunte der Richter über ihre auffallende Schönheit. Er fragte nach ihrem Begehren, und sie begann: »Ich bin die Tochter des Färbers Omar auf dem östlichen Tigrisufer. Mein Vater verweigert mich jedem Bewerber, indem er behauptet, ich sei schielend, hinkend und bucklig. Dadurch bin ich zur Ehelosigkeit verurteilt. Entscheide du!«

Bei diesen Worten hatte sie ihren Schleier abgenommen und schritt vor ihm auf und ab, wobei sie vom Haupthaar bis zu den Füßen ihre Schönheit zur Schau stellte.

Darüber entbrannte der Richter in heftiger Liebe und beteuerte: »Du Abbild der Jungfrauen des Paradieses, ich heirate dich auf der Stelle; denn ein schöneres Wesen sah ich niemals!«

Semrude verließ ihn, und in der nämlichen Stunde ließ der Richter den Färber rufen und sprach:

»Gib mir deine Tochter zur Frau!«

»Herr, Ihr beliebt zu scherzen,« erwiderte Omar, »meine Tochter ist hinkend, bucklig und schielend und verdient ihren Namen Kayfakattaddahri d. i. großes Scheusal.«

Der Richter winkte ab. »Genug! Ich liebe Kayfakattaddahri und wünsche sie noch heute zu heiraten.«

Jetzt wurde dem Färber klar, daß ein Schelm sich den Scherz erlaubt hatte, den Stadtrichter durch ein falsches Bild in seine häßliche Tochter verliebt zu machen. Er überlegte nicht lange und gab gegen ein Heiratsgut von tausend Denaren seine Einwilligung zur alsbaldigen Ehe. Der Richter ließ ihm sofort die Summe auszahlen und zugleich den Heiratsvertrag aufsetzen. Der Färber unterzeichnete ihn in Gegenwart von drei gesetzkundigen Zeugen und verabschiedete sich mit dem Versprechen, die Braut sogleich zu senden.

Die Frau des Richters hatte das Gespräch im Nebenzimmer mit angehört. Sie trat herein und sprach zu ihrem Mann: »Ich bin die Tochter des reichsten Juwelenhändlers in Bagdad und verschmähe zwei Köpfe in einer Haube und zwei Hände in einem Handschuh. Damm verstoße mich und gib mir meine Aussteuer zurück, damit ich zu meinen Eltern heimkehre.«

Er mußte ihrem Verlangen willfahren. Dann ließ er rasch das Brautgemach herrichten. Ungeduldig wollte er soeben zum Färber Omar schicken, als ein Lastträger ankam, der einen teppichbelegten Kasten aus Weidenholz aufgeladen hatte.

»Was bringst du mir, mein Freund?« fragte der gutgelaunte Richter.

»Eure Gemahlin, Herr,« entgegnete der Lastträger, »Ihr dürft nur den Teppich lüften.«

Rasch zog der verliebte Richter den Teppich fort und erblickte ein buckliges Geschöpf, dessen schielende Augen ihn verwundert anlotzten. Unter einer aufgestülpten Nase verzog sich ein breiter Mund.

»Herr, hier ist meine Tochter«, sprach der soeben angekommene Färber. Der entsetzte Richter überschüttete ihn mit Flüchen und Verwünschungen; doch der Meister Omar beteuerte: »Herr, ich habe Euch eindringlich gewarnt.«

Der Richter aber rief: »Und wer war jenes herrliche Mädchen, die sich diesen Morgen bei mir für Eure Tochter ausgegeben hat?«

»Es war gewiß eine Schelmin, die Euch genarrt hat«, erwiderte der Färber.

Der Richter versank in Nachdenken. Dann verstieß er die Färberstochter in aller Form, wobei er dem Vater das Heiratsgut unter der Bedingung beließ, daß er über das Vorgefallene Stillschweigen bewahre. Trotzdem erfuhr bald die ganze Stadt davon.

Auch der Kalif vernahm die Geschichte sowie den Namen der schönen Frau, die den Stadtrichter überlistet hatte. Er ließ Fadlallah und Semrude zu sich kommen, lobte die Klugheit der letzteren und entließ die Neuvermählten mit sieben Kamellasten in die Heimat des fürstlichen Ehemannes.

Den Vater der schönen Semrude ernannte er wiederum zum Statthalter von Bagdad. Dagegen gebot er dem Stadtrichter zur Strafe dafür, daß er Semrude und ihren geachteten Vater Muaffak hatte erniedrigen wollen, die häßliche Färberstochter ein zweites Mal zu seiner rechtmäßigen Gattin zu erheben.

*

Die Königin von Saba

Über die Sabäer regierte einst eine Königin, die erließ folgende Botschaft: »Es gefällt mir, wenn meine Untertanen als Seefahrer mit den Völkern im Mohrenland und Fünfströmland Handel treiben, der die Wohlfahrt meines Landes vermehrt. Es mißfällt mir aber, daß etliche von diesen sich mit Frauen jener Völker verbunden haben und sich zum Dienst ihrer Götter verführen ließen. Der Sterndienst, der von ihren Priesterfürsten überliefert wurde, sei meinen Untertanen heilig. Jeder Abtrünnige soll mit dem Tode bestraft werden.«

Am Tage darauf erschien ein angesehenener Kaufmann vor der Königin und bat um Gehör. Die Königin fragte ihn nach Namen und Begehren. Der Mann, dessen Haupt- und Barthaar ergraut war, nahm das Wort und sprach:

»Ich heiße Ibrahim, stamme aus dem Lande nördlich der großen Wüste und habe es in deinem Land, aus dessen Töchtern ich eine heiratete, durch Fleiß zu Wohlstand gebracht. Dem Gott meiner Väter bin ich treu geblieben bis zum heutigen Tag. Dein gestriges Gebot läßt mir nur die Wahl, dir oder ihm nicht mehr zu gehorchen.«

Die Königin fragte:

»Warum erkühnst du dich, dem erhabenen Dienst der Gestirne zu widerstehen?«

»Weil ich dem *Herrn* der Gestirne diene«, erwiderte der Gefragte.

»Wen heißt du den Herrn der Gestirne?«

»Wir nennen ihn Zebaoth. Der Name bedeutet Herr der himmlischen Heerscharen, das sind die Gestirne.«

Die Königin senkte nachdenklich das Haupt. Dann fragte sie weiter:

»Wem hat euer Gott sich geoffenbart?«

»Unserm Stammvater, dessen Name ich führe.« Die Augen des Sprechers leuchteten. »Heute besitzen wir das ihm verheißene Land unter dem weisen Zepter Salomons, den die Wüstensöhne Soliman nennen.«

»Er soll an Weisheit alle Könige der Erde übertreffen«, sprach die Königin sinnend, mehr zu sich selbst. »Fürwahr, dann mag sein Gottesdienst an Vollkommenheit wohl unserm Sterndienst überlegen sein. Ich werde den Priestern und Sterndeutern befehlen, alle Schriften zu durchforschen, die hierüber Aufschluß geben können.«

»Und ich darf den Herrn der himmlischen Heerscharen weiter bekennen?« fragte Ibrahim.

»So lange, bis die Priester und Sterndeuter festgestellt haben, daß ihr Sterndienst vollkommener ist als Euer Gottesdienst.«

»O Königin, du bist weise wie Salomen!« sprach Ibrahim und küßte den Saum ihres Gewandes.

Seitdem suchten die sabäischen Schriftgelehrten auf Geheiß ihrer Königin aus den heiligen Schriften, die über den uralten Sterndienst Auskunft geben, zu erforschen, ob es richtig sei, die ewigen, unwandelbaren Gestirne wie bisher als göttlich zu verehren oder den unsichtbaren Herrn dieser himmlischen Heerscharen als alleinigen Gott zu bekennen.

Nach einer Reihe von Jahren waren sie mit ihren Forschungen nicht weiter als zu Anbeginn, und zum Schluß entschieden sie, daß es für die Wohlfahrt des Landes besser sei, wenn alles beim alten bliebe, was die Königin in ihrer Weisheit durch ihr Verbot des fremden Götzendienstes schon damals kundgegeben habe. Zudem würde es dem königlichen Ansehen schaden, wenn dieses Verbot widerrufen und eine fremde Gottheit eingeführt würde.

Darauf befahl die Königin den Schriftgelehrten, ihre Forschungen einzustellen. Zu ihren ersten Ratgebern sprach sie: »Ich bin entschlossen, den berühmten König Soliman aufzusuchen, um ihn zu sehen und seine Weisheit zu hören.«

Als bald machte sie sich mit einem großen Gefolge auf den Weg. Sie zog durch die Wüste, begrüßte unterwegs viele befreundete Kalifen, die in herrlichen Palästen wohnten, und gelangte nach vielen Tagesmärschen in die Hauptstadt des Landes, wo der weise König Soliman regierte.

Er empfing die Königin mit hohen Ehren. Beide verbrachten eine Reihe von Tagen in lehrreichen Gesprächen. Hierbei erfuhr die Königin aus dem Munde Solimans in einer Stunde mehr über den Herrn der himmlischen Heerscharen, als die sabäischen Schriftgelehrten in sieben Jahren aus ihren Schriften gedeutet hatten.

Als sie dann in ihr Land zurückgekehrt war, eiferte die Königin von Saba, ganz im Geiste Solimans zu regieren. Sein Name hieß soviel wie der Friedreiche, und er hatte Frieden mit allen Völkern. Jedermann wohnte ohne Furcht unter seinem Weinstock und Feigenbaum. »Also soll es auch im Lande Saba sein, solange ich lebe«, erklärte die Königin bei ihrer Heimkehr, und sie regierte in diesem Geiste noch dreißig Jahre. Dann nahte das Alter.

Ihre Söhne waren inzwischen zu wohlgeratenen Männern herangereift.

Eines Tages sprach die Königin zu ihrem Erstgeborenen:

»Du bist zu meinem Nachfolger bestimmt, und ich möchte, daß du ein König würdest, weise wie Soliman der Friedreiche.«

Der Erstgeborene erwiderte: »Wenn es dir recht ist, will ich jenen weisen König ebenfalls aufsuchen und in deinem Namen ihn bitten, daß er mich in Frömmigkeit und Gerechtigkeit unterweise.«

Über diesen Entschluß war die Königin hocherfreut. Dann zog der Prinz von Saba aus dem mittäglichen Arabien durch die Wüste, und er konnte den Tag nicht erwarten, da er dem gefeierten König Soliman die Geschenke und Segenswünsche seiner Mutter überbringen dürfe.

Als der Zug endlich den letzten Kalksteinfelsen der weißen Wüste erreicht hatte und die Stadt auf den sieben Hügeln im Sonnenglanz vor ihnen lag, rief der königliche Jüngling die beiden würdigen Greise, die seine Berater waren, zu sich und sprach:

»Ich kann es nicht erwarten, den berühmten König Soliman zu sehen. Lasset unsere Reit- und Lasttiere hier rasten, und wir wollen vorausseilen!«

Sie schritten die Anhöhe hinunter, umgingen einen Berg, der mit Ölbäumen bepflanzt war, und schritten sodann auf den Hügel zu, den ein Palast und ein Tempel krönte. Da erblickten sie in dem einsamen Tal eine Anzahl vergrämter Greise in härenem Gewand, die fragten sie, welcher von den beiden Bauten das Haus des Königs wäre. Sie seien aus dem fernen Arabien gekommen, um dem weisen König Soliman zu huldigen.

Da begannen die alten Männer zu wehklagen und sprachen:

»Kommt, ihr Fremdlinge, und seht mit eigenen Augen, warum wir Ältesten des Volkes zwischen den Grabruinen in diesem Tal des Weltgerichts für die Sünden unseres Fürsten Buße tun.« Sie führten sie den Hügel hinan, und als sie sich dem Haus des Königs näherten, erblickten sie auf dem Dach einen bekränzten goldenen Stier, dessen glänzender Leib im Sonnenlicht glühte. Da es um die neunte Stunde war, erschienen droben viele schöne Frauen mit Blumen im Haar und in den Händen, angetan mit weißen, wallenden Gewändern. In einer Sänfte wurde der König auf das Dach seines Hauses getragen. Die Frauen umtanzten den goldenen Stier, während der König anbetend ihm huldigte. Dann umringten sie zärtlich den lächelnden Greis und überschütteten ihn singend mit Blumen.

Die drei Sabäer standen stumm in bestürztem Staunen. Ringsum war außer den seufzenden Büßern niemand zu sehen; denn das Volk mied diese heidnischen Greuel.

»Sehet da unsern betörten König, der im weißen Haar fremde Weiber an seinen Hof nahm und ein Götzendiener wurde!« sprach einer der Büßer zu den Fremden.

Da gelüstete es den Jüngling nicht mehr, den weisen König Soliman von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er winkte seinen Begleitern, und sie schritten zu ihrem Gefolge zurück. Noch in derselben Stunde zog der königliche Jüngling aus Saba heimwärts. Unterwegs besuchte er in der Wüste eine Stadt mit Namen Mekka. Dort fand er die Kaaba, umschritt siebenmal dieses uralte Heiligtum, und dabei wurde ihm geoffenbart, daß eines Tages den Völkern des Morgenlandes hier ein Mann aufstehen werde, welcher der alleinige Prophet des wahren Gottes sei.

Was der Jüngling bei der Heimkehr seiner Mutter von dem König Soliman erzählte, der aus einem Weisen ein Tor geworden, das betrübte die fromme Königin. Was ihr aber der Jüngling aus Mekka berichtete, das erfüllte ihr Herz mit großer Freude. Die Königin von Saba ist bald darauf gestorben, und die Sabäer betrauerten sie dreißig Tage lang.

* * *

